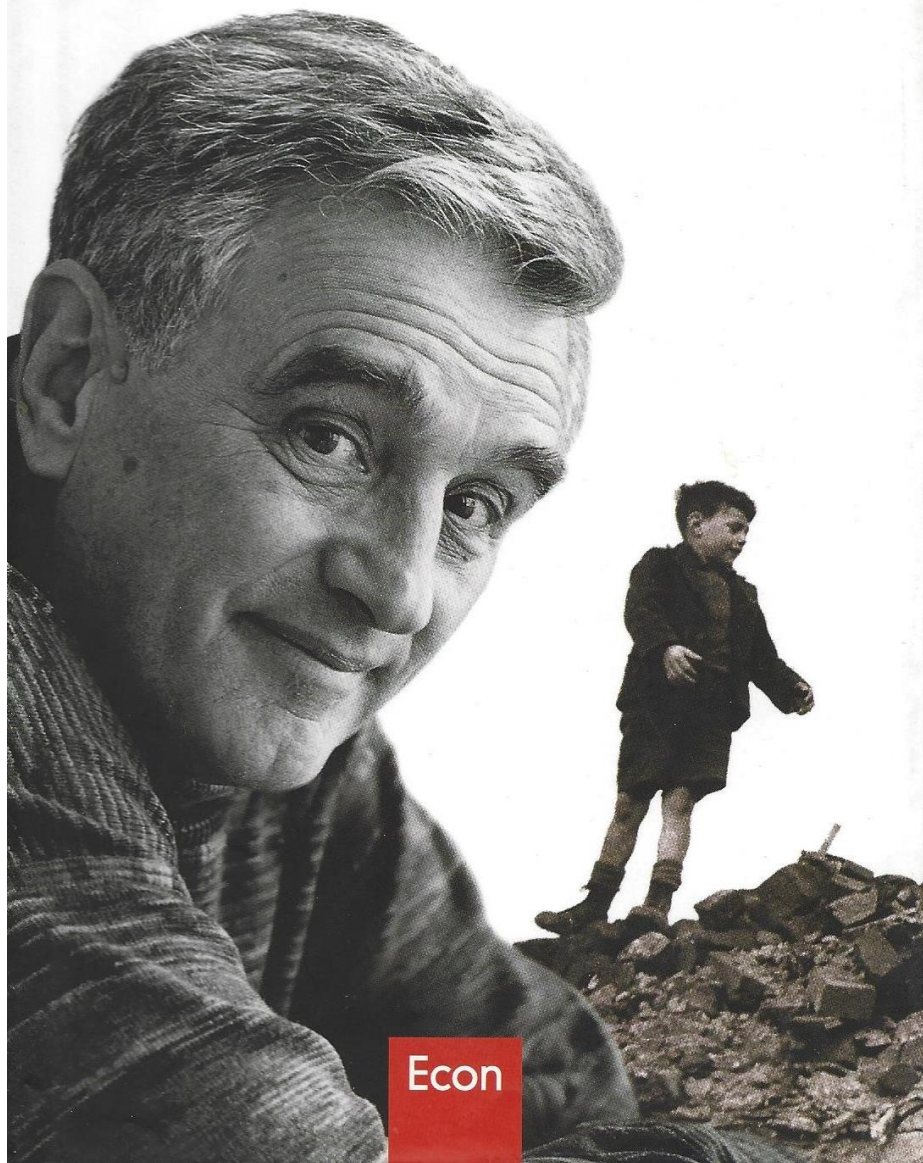


M I C H A E L D E G E N
NICHT ALLE WAREN MÖRDER
E I N E K I N D H E I T I N B E R L I N



Als 1942 die ersten Bomben auf Berlin fielen,
war Michael Degen zehn Jahre alt.
Ein Jahr später mußten er und seine
Mutter in den Untergrund.
Immer auf der Flucht vor Verrat,
Entdeckung und dem sicheren Tod
verbrachte Michael Degen seine Kindheit.

Mit dem Blick des Jungen und dem Wissen
des Erwachsenen erinnert sich der bekannte
Schauspieler an seine unglaublichen Erlebnisse
und an mutige Menschen, denen er
eigentlich sein Leben verdankt.
Ein glänzend geschriebenes Buch, das unsere
unfaßbare Geschichte anders erzählt.

ISBN 3-430-12049-7

Econ

Elf Jahre war Michael Degen alt, als seine Mutter und er beobachteten, wie Nachbarn aus den Häusern ihrer Straße in Berlin abtransportiert wurden. Sie handelten schnell. Das Nötigste, nur Geld und Schmuck, nahm die Mutter, und dann ging sie mit dem Jungen an der Hand an den Uniformierten vorbei.

Es war lebensgefährlich in Berlin geworden, nicht nur für Juden wie sie. Jeden Tag, jede Nacht fielen Bomben auf die Stadt, aber es gab Freunde, die ihnen weiterhalfen, und als es für die Freunde lebensgefährlich wurde, halfen andere Menschen, die nicht fragten, die sie versteckten, ganz normale Menschen in einer Welt, die aus den Angeln gehoben war.

Daß Michael Degen Erna und Käthe Niehoff, Marthchen Schewe, dem Kommunisten Hotze, dem Lokomotivführer Redlich, dessen Züge die schrecklichste aller Endstationen hatten, und vielen anderen sein Leben verdankt, hat er nie vergessen. Und deshalb erinnert er sich mit schmerzhafter Genauigkeit an die Jahre der Flucht, an das Leben im Untergrund, um ihnen, den Namenlosen ein Denkmal zu setzen.

So sehr Michael Degen den Leser auch mitnimmt in die Zeit der Angst, dieses Buch ist voller komischer, skurriler Erlebnisse und Merkwürdigkeiten und beschreibt Geschichte auf eine ganz andere Art.

Mit dem Blick des Jungen, für den der Krieg eine Mischung aus Abenteuer und Wahnsinn ist, und dem Wissen des Erwachsenen erzählt, zittert der Leser mit ihm, wenn die Streife nach dem Ausweis fragt, wenn wieder Bomben fallen oder seine Mutter und er erneut flüchten

müssen, zu Fuß oder mit der verbotenen S-Bahn. Erkannt, entdeckt und abtransportiert zu werden – das war die tägliche Bedrohung.

Ein beeindruckendes, aufregendes Buch, ohne Bitterkeit und Anklage geschrieben, mit der Genauigkeit eines wachen Beobachters, voller unglaublicher Erlebnisse und mutiger Menschen, die einem vertraut werden.

Michael Degen wurde am 31. Januar 1932 in Chemnitz geboren. Er überlebte die Nazi-Zeit mit seiner Mutter im Berliner Untergrund. 1949 wurde Michael Degen an der Schauspielschule des Deutschen Theaters in Berlin ausgebildet und wechselte 1951 zum Berliner Ensemble von Bertolt Brecht.

Er spielte an allen großen deutschsprachigen Theatern und arbeitete mit Ingmar Bergman, Peter Zadek und George Tabori, mit den Filmregisseuren Claude Chabrol, Liliana Cavani, Peter Beauvais, Dieter Wedel und Romuald Karmakar, mit dem er den Spielfilm *Manila* gedreht hat. Über das Theaterpublikum hinaus ist Michael Degen aus seinen populären Fernsehrollen in *Diese Drombuschs*, in *Die Bombe*, im ZDF-Zweiteiler *Eine ungehorsame Frau*, in der ARD-Serie *Auto Fritze* und in *Geheime Reichssache*, in der er Adolf Hitler spielt, bekannt.

Umschlaggestaltung: Büro Meyer & Schmidt, München – Costanza Puglisi

Umschlagfoto: Erika Fernschild, Hof / Tony Stone, München

Econ Verlag
München

Für meine Mutter und Suse

Die Männer kamen um fünf Uhr früh. Fast noch im Dunkeln. Es war im September 1939, und sie waren sehr höflich. Vater durfte sogar eine Hose zum Wechseln und seine Waschsachen einpacken. Er war staatenlos, und man konnte mit ihm machen, was man wollte.

«Konzentrationslager», überlegte ich mir, «sind Lager, in denen man Konzentration lernt.»

Als ich meinen Vater kurz vor seinem Tod im Jüdischen Krankenhaus besuchte und ihn ansah, mit seinem zum Babykopf geschrumpften Schädel, traute ich mich nicht, ihn zu fragen, was für eine Art Konzentration er dort gelernt hatte.

Nach seinem Tod, am 26. April 1940, landete mein Bruder Adolf glücklich in Schweden. Mutter hatte ihn mit Hilfe einer jüdischen Organisation noch nach Dänemark schleusen können, von wo er über Schweden, die Sowjetunion, die Türkei und Syrien nach Palästina fahren sollte. Eine tolle Reise! Ich beneidete meinen Bruder darum.

Er war sechs Jahre älter als ich, und deshalb auch gefährdeter. Ich soll nächtelang durchgeweint haben, weil

ich zu jung war und nicht mitdurfte, erzählte mir meine Mutter nach dem Krieg.

Zwei Jahre später wurden auch die jüdischen Schulen geschlossen, und ich lernte meine erste Liebe kennen. Auf dem jüdischen Friedhof in Berlin Weissensee. Die noch existierende Jüdische Gemeinde hatte uns zu Arbeiten dorthin eingeteilt, «damit wir Kinder von der Strasse weg waren». Sie war ein Jahr älter als ich und schaute mit ihren zwölf Jahren auf mich herunter. Später wurden wir unzertrennlich. Wir organisierten Spiele für die ganze Gruppe. Grabsteine und deren eingravierte Namen dienten uns als Gedächtnisaufgabe. Wir mussten die Steine so gut kennen, dass wir die Namen auswendig hersagen konnten. Mein Freund Günter Messow, einer der schlechtesten Schüler unserer Klasse, stieg dabei zum absoluten As auf. Er konnte sogar die Geburtsdaten der Verstorbenen herunterleiern und gewann jeden Wettbewerb.

Brigitte, so hiess meine Freundin, hatte wunderschöne Augen mit ganz langen Wimpern und dickes schwarzes Haar, das sie sich von ihrer Mutter meistens zu einem Zopf flechten liess. Ich fand es viel schöner, wenn sie mit gerade mal gekämmten, offenen Haaren zum Friedhof kam, weil sie verschlafen hatte.

Meinen ersten Schock und eine Ahnung von dem, was uns bevorstand, bekam ich, als ich sie an einem arbeitsfreien Samstag besuchen wollte. Wie immer ohne Judenstern, weil ihr das angst machte. Ich sah, wie sie mit ihren Eltern aus dem Haus getrieben wurde. Sie sah mich sofort, winkte mir aber keinen Gruss zu und schaute gleich wieder weg. Ich glaube, sie wollte mich schützen. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Roosevelt hatte in einer Radiosendung erklärt: «1943 werden wir uns die Ärmel aufkrepeln, Herr Hitler!» So kam es denn auch. Anfang März 43 bombardierten die Amerikaner zum ersten Mal Berlin. Sie kamen mit riesigen Kampfverbänden und legten ganze Stadtteile flach. Vorher waren es meistens nur ein paar englische Flugzeuge. Da ging dann schon einmal ein Haus zu Bruch, unter anderem das Haus uns gegenüber, in dem unser Milchmann seinen Laden hatte. Schicketanz hiess er. Und mein Vater pflegte stets, wenn wir den Namen nannten, zu sagen: «Schicketanz auch ein Name!»

Wir lebten tagelang unter einer Staubglocke, und vom Hansaviertel wehte süsslicher Leichengeruch herüber. Im selben Monat steigerte Hitler seinen privaten Krieg gegen uns.

Meine Mutter arbeitete in einem kleinen Rüstungsbetrieb. Als sie eines Morgens an ihre Arbeitsbank trat, hielt sie ein Vorarbeiter auf, der die jüdischen Arbeiterinnen beaufsichtigte. «Sie sehen so blass aus», sagte er, «sind Sie krank?»

«Nein», sagte meine Mutter, «mir geht's gut.»

«Doch, Sie sind krank, und wenn Sie Grippe haben oder sonstwas, womit Sie einen von unserer Belegschaft anstecken, dann können Sie was erleben.»

«Ich bin nicht krank», beharrte meine Mutter, «ich bin völlig in Ordnung.»

«Das sind Sie nicht. Das fehlte noch, dass ich mich hier von einer Jüdin anstecken lasse. Sie gehen sofort nach Hause. Fangen Sie heute erst gar nicht an. Haben Sie Kinder?»

«Ja», sagte meine Mutter.

«Wieviel?»

«Einen Jungen.»

Er muss sie sehr merkwürdig angeschaut haben, dann drehte er sich um und sagte im Weggehen: «Naja, dann seht mal zu, dass ihr zusammenbleibt. Los, mach, dass du wegstommst», schrie er plötzlich für alle hörbar und verschwand.

Meiner Mutter muss der Auftritt furchtbar peinlich gewesen sein. Ausserdem, wer nicht arbeiten konnte, aus welchem Grund auch immer, war in Gefahr, sofort abgeholt zu werden. Jedenfalls stand sie plötzlich in der Küche und sah käsebleich aus.

«Bist du krank?» fragte ich.

«Jetzt fängst du auch noch an», schrie sie und liess sich auf einen Stuhl fallen. Dann fing sie hemmungslos an zu weinen. Ich versuchte sie zu streicheln, aber sie stiess mich weg. «Man hat mich nach Hause geschickt, weil ich angeblich krank bin. Weisst du, was das bedeutet?»

Ich konnte nur nicken. Dann sagte ich: «Du musst Lona anrufen.»

«Lona wird uns helfen», sagte sie sarkastisch.

«Klar wird sie uns helfen», sagte ich, «der fällt immer was ein. Sie besucht uns doch auch ganz offen, geht mit dir sogar raus.»

«Und bittet mich, meine Handtasche vor den Stern zu halten», sagte Mutter.

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich konnte Lona verstehen.

Lona hiess richtig Lotte Furkert und war eng mit Vater und Mutter befreundet. Sie führte ein Textilwarengeschäft, Wolle und Trikotagen, in der Kaiser-Wilhelm-Strasse, das sie von meinem Vater übernommen hatte, als der es nicht mehr führen durfte. Sie teilte korrekt mit meiner Mutter die monatlichen Einkünfte. Eine tolle Person. War dreimal verheiratet. Furkert war ihr dritter Mann. Ein

Krimineller, der sie wohl sehr gern hatte. Er war extra ihretwegen in ein Pelzgeschäft eingebrochen, um ihr einen Nerz zu schenken, und sass zu der Zeit gerade am Alex ein. Als sie ihn einmal besuchte, gestand er ihr, dass Pelze gar nicht seine Spezialität gewesen seien. Er hätte es eben für sie getan. Er muss sie immer wieder zu Tränen gerührt haben, denn noch nach dem Krieg half sie ihm weiter, wenn er mal wieder aus dem Knast kam und nichts zu beissen hatte, wie er sich ausdrückte. Später kehrte sie zu ihrem eigentlichen Namen Lotte zurück, trug stolz und offiziell den Namen ihrer drei Männer Beege-Faude-Furkert und wurde lesbisch.

Ich glaube, ihre grosse Liebe war mein Vater, aber ich glaube nicht, dass zwischen den beiden was gelaufen ist. Meine Mutter war da anderer Meinung. Verständlich.

Mutter erreichte Lona im Geschäft, und Lona beruhigte sie erst einmal, indem sie ihr sagte, sie werde noch am späten Abend vorbeikommen. Wir warteten, und sie kam nicht.

Dafür kam der junge SS-Mann. Meine Mutter hatte ihn auf ziemlich abenteuerliche Weise kennengelernt. Da lebte mein Vater noch. Im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin. Wir wohnten damals in einer kleinen Hinterhofwohnung im Tiergartenviertel. Immer, wenn sie sich unserem Haus näherte, hatte sie ihn plötzlich hinter sich, in voller Montur. Er war ein arisch und gut aussehender junger Mann. Kurz vor unserer Haustür blieb er dann stehen, wartete, bis meine Mutter sich zu ihm umdrehte, machte eine höfliche Verbeugung und ging davon. Das ging ein paar Wochen so, nicht jeden Tag, aber doch ziemlich oft. Mutter hatte in der ersten Zeit ziemliche Angst und versuchte, ihm zu entweichen. Mal kam sie früher, mal später heim. Aber er wartete

geduldig oder kam plötzlich angelaufen, sah sie an und verbeugte sich.

Eines Tages hatte meine Mutter die Nase voll und sprach ihn an: «Wissen Sie, wem Sie da nachsteigen?»

«Nein.»

«Ich bin Jüdin, mein Mann befindet sich im Konzentrationslager, und ich bin, bis auf diese Tatsache, glücklich verheiratet.»

Er muss sie lange und wortlos angestarrt haben. Dann verbeugte er sich knapp.

Sie sah ihn eine ganze Zeit nicht wieder, aber eines Tages lag vor unserer Wohnungstür ein ziemlich grosses Paket. Wir wollten es erst gar nicht mit hineinnehmen, überlegten, ob wir es einfach vor eine andere Wohnungstür legen sollten. Weder Adresse noch Absender standen drauf. Aber dann nahmen wir es doch, rührten es den ganzen Abend nicht an und öffneten es erst am nächsten Morgen. Butter, Wurst, ein grosser geräucherter Schinken, Mehl, Schokolade, Haferflocken, das war so der Inhalt.

«Schinken? Woher weiss er, dass wir nicht koscher essen?» sagte meine Mutter grinsend.

«Woher weisst du, dass es von ihm kommt?» fragte ich naiv.

«Ja, woher?» sagte sie. «Jedenfalls ist er verrückt.»

Seitdem hiess er bei uns «der meschuggene SS-Mann». Eines Abends musste er seinen ganzen Mut zusammengekommen haben. Er läutete bei uns an der Wohnungstür, drängte meine Mutter, die ihn überhaupt nicht hineinlassen wollte, zur Seite und schloss rasch die Tür. Er war in Zivil. Ich kam gerade dazu, als er ihr äusserst intensiv die Hand schüttelte und den Zeigefinger der anderen Hand an die Lippen legte. Ich hatte sofort den Eindruck, er ist ein Kumpel, er ist in meinem Alter, er spielt Trapper und

Indianer oder so was Ähnliches. Mutter hatte immer von einem strammen SS-Mann erzählt, aber für mich war er in meinem Alter. Mutter ging einfach ins Wohnzimmer, und er folgte ihr, völlig verunsichert. Von hinten war er sehr gross. Aber von vorn schien er nicht grösser als ich zu sein.

Wir wohnten damals in einer Zweizimmerwohnung in der Elberfelder Strasse ziemlich ärmlich, und ich genierte mich ein bisschen. Aber Mutter konnte hinreissend arrogant sein. Sie setzte sich auf die äusserste Stuhlkante, als wollte sie sagen: «Sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und dann gehen Sie.» Er tat mir richtig leid. Ich hatte ihn ja nie in Uniform gesehen, und so in Zivil sah er ganz normal und ein bisschen spiessig aus. Ich versuchte, ihn mir in der schwarzen Uniform vorzustellen, aber es gelang mir nicht. Und ich konnte nur mit Mühe die aufsteigende Wut gegen das ablehnende Verhalten meiner Mutter unterdrücken.

Nach einer langen Pause, während der er sich aufsetzte, begann er.

«Mein Name ist Manfred Schenk, meine Eltern wohnen auf einem Gut bei Stettin, und ich bin hier in Berlin stationiert. Ich möchte Ihnen irgendwie helfen.»

«Warum?»

«Äh, ja.»

«Warum wollen Sie mir helfen? Sie wissen, dass Sie sich damit sehr gefährden», warnte Mutter, «und meinen Sohn und mich gefährden Sie damit auch.»

«Ich weiss», sagte er plötzlich sehr bestimmt, «ich möchte es aber trotzdem tun. Ich sehe es, sagen wir mal, als meine Pflicht an.»

Mutter lachte. «Haben Sie vergessen, dass ich Sie in Ihrer Uniform gesehen habe?»

«Nein, habe ich nicht.»

«Gut. Und was soll ich davon halten? Ein Mitglied der

SS und also überzeugter Nationalsozialist hält es für seine Pflicht, mir, einer Jüdin, zu helfen. Glauben Sie nicht, dass mir das ein bisschen absurd vorkommen muss, um nicht zu sagen: verrückt? Für Sie als SS-Mann bin ich der Staatsfeind Nummer eins. Das wiederholt Ihr Führer bei jeder Gelegenheit. Mein Mann sitzt im KZ, weil er Jude ist. Ich kriege alle vier Wochen zwanzig Zeilen von ihm geschickt. Ihre Kollegen bewachen ihn dort, und ich weiss nicht, was sie sonst noch mit ihm anstellen.» Plötzlich fing sie an zu weinen. Sie wollte nicht weinen, aber sie hatte sich in eine immer grössere Wut hineingeredet (ich musste fast lachen, als sie seine SS-Kameraden Kollegen nannte). Sie fing an zu schluchzen. Es schüttelte sie förmlich. Die Tränen tropften ihr vom Kinn. Sie sah plötzlich gar nicht mehr sehr dekorativ aus, wie ich meinte, und sprach mit einer geradezu verbissenen Wut immer weiter. Eine Wut, die sich scheinbar auch gegen ihre Heulerei richtete.

«Wer garantiert mir denn, dass ich ihn wiedersche? Wissen Sie, wie mir zumute war, als mein Mann morgens um fünf Uhr hier abgeholt wurde von Ihren Kollegen? Ich gebe zu, sie waren sehr höflich. Er durfte sogar seine Zahnbürste einpacken. Und wissen Sie, wie ich mich gefühlt habe, als ich meinen älteren Sohn noch fortschicken musste, weil ihm, schon über vierzehn Jahre alt, im sogenannten Mannesalter das gleiche Schicksal gedroht hätte? Und weiss ich, ob ich ihn je wiedersehen werde? Vielleicht sind Sie ja nur hier, um zu erfahren, wo er sich aufhält. Ich traue Ihnen und Ihren Kollegen jeden infamen Trick zu. Aber von mir werden Sie nichts erfahren. Von mir nicht. Selbst wenn ich es wüsste, von mir werden Sie nichts erfahren.»

«Mutti», schrie ich einfach dazwischen. Ich hatte sie nur wenige Male so ausser sich gesehen und fürchtete, sie würde erzählen müssen, wo mein Bruder sich aufhält. Wenn

die es rauskriegen wollten, schafften sie es auch. Sie sah mich plötzlich an, ich setzte mich neben sie und legte einfach meinen Kopf an ihre Schulter, so als wollte ich sie trösten. Aber sie wusste, was ich meinte.

Ganz nüchtern sagte sie noch einmal: «Aber ich weiss es leider auch nicht.»

Ich kam mir auf einmal sehr erwachsen vor. Die Szene ist mir auch darum noch so im Gedächtnis, weil ich mir bis dahin nie hätte vorstellen können, dass sich drei Menschen in einem Raum so lange anschweigen konnten. Er war ganz blass, sah aus, als müsse er sich jeden Augenblick übergeben. «Sie müssen nicht glauben, dass ich herkam, um Sie über Ihren Sohn auszuhorchen. Das würden wir auf ganz andere Weise tun. Hätten wir doch gar nicht nötig, und das wissen Sie auch.»

Stille. Ich starrte ihn neugierig an. Der Mann hatte Macht, so jung er war, hätte uns einfach mitnehmen können. Stattdessen sass er da wie kleingehackt, und es war meine Mutter, die ihn so zugerichtet hatte. Ich war ganz stolz auf sie.

Sie schaute verbissen zu Boden, hatte die Oberlippe zwischen die Zähne gezogen (das tat sie übrigens auch, wenn sie sich das Lachen verbeissen wollte) und wartete ab.

«Ich bin Ihnen einfach nachgelaufen, weil ich Sie attraktiv fand. Mehr war ja gar nicht. Und als Sie sagten, Sie wären jüdisch, bin ich erst mal weggelaufen. Das war natürlich feige, ich geb' das zu. Nach dem ersten Schrecken habe ich versucht, Ihnen etwas zukommen zu lassen. Ich weiss ja nur, dass Sie nicht die Lebensmittelkarten zugeteilt bekommen wie ein normaler Deutscher. Und dann bin ich nach Hause zu meinen Eltern gefahren und habe ihnen alles erzählt.»

«Ich könnte fast Ihre Mutter sein», unterbrach sie ihn.

«Was haben Sie gegen ältere Damen, ich meine, älter als ich. Ich meine – nicht, dass Sie alt sind.»

Er war erst ganz erschrocken und grinste mich dann verlegen an, so als wollte er fragen: «Hab' ich jetzt Mist gebaut?», dann sprach er schnell weiter. «Sie brauchen keine Angst zu haben. Meine Eltern sind keine Nationalsozialisten. Sie waren immer dagegen, dass ich in die Partei eingetreten bin, in die SS. Aber ich war begeistert von unserem Verein. Ich bin es heute noch. Obwohl, das mit den Juden, was wir mit ihnen vorhaben, das verstehe ich nicht ganz. Man muss sie ja nicht gerade an Ministerposten ranlassen, rassistisch sind sie ja nicht immer ungefährlich, aber wer ist das schon? Mein Vater sagt immer, was wir allein an rassistischer Minderwertigkeit in unserer Familie haben, würde uns schon zu Untermenschen stempeln. Mein Urgrossvater ist Pole gewesen.»

Er redete plötzlich wie ein Wasserfall. «Ich hab' ihm gesagt, dass das mit den Juden anders wäre. Einer meiner Vorgesetzten, ein sehr gebildeter und studierter Mann, hat mir mal erklärt, Juden sind nicht deshalb unsere schlimmsten Feinde, weil sie rassistisch verkorkst sind, sondern weil sie Rassenfanatiker wie wir sind und keine Verbindung mit anderen, höher stehenden Rassen eingehen wollen, wenn die ihre nicht dominieren kann. Und darum kann es nur zur Vernichtung der einen oder der anderen Rasse kommen. Meine Eltern haben sehr darüber gelacht, und mein Vater hat sich dann noch über mich aufgeregt. «Weisst du, dass es jüdische Offiziere mit hohen Tapferkeitsauszeichnungen im Krieg 14/18 in unserer Armee gab? Dass viele für ihr deutsches Vaterland ihr Leben liessen? So einen Schwachsinn kann auch nur ein ungebildeter Tapezierer erfindend Mein Vater ist Deutschnationaler und kaiser-

treu. Er kann unsere neue Zeit einfach nicht mehr begreifen. Und ich muss ihn immer wieder davon abhalten, bei anderen solche Reden zu schwingen. «Du bist kein konsequenter Nationalsozialist, sonst müsstest du mich längst angezeigt haben», hat er jedesmal bei unseren Auseinandersetzungen gesagt. «Das tröstet mich noch», fügte er hinzu. Und vielleicht hat er nicht so ganz unrecht. Seit ich über euch nachdenke, weiss ich überhaupt nicht mehr, wer ich bin und was ich tue.»

Wir schwiegen und sahen ihn an. Dann fragte ich nach einer Weile: «Warum denken Sie denn über uns nach?»

«Weil deine Mama vielleicht zu hübsch für unsere Rassenlehre ist», versuchte er zu witzeln.

«Reden Sie jetzt Quatsch?» fragte ich wieder.

«Ja.»

Er besuchte uns immer wieder, obwohl ihn meine Mutter ständig darauf aufmerksam machte, wie gefährlich das sei. Da wir kein Telefon haben durften, musste er sich nach dem Dunkelwerden anschleichen. Irgendwann sprachen sie über meinen Vater. Sie sassen ganz normal am Tisch vor einer Flasche Wein, die er mitgebracht hatte. «Einen Gruss von meinen Eltern an Sie», sagte er, indem er ihr die Flasche überreichte.

Mutter trank nur aus Höflichkeit mit, und er schien gar nicht zu merken, wieviel er sich immer wieder eingoss. Sie versuchte sachlich zu bleiben, während sie von meinem Vater sprach, aber ich hörte, wie ihre Stimme zitterte, und betete, dass sie nicht wieder zu heulen anfing.

«Ich weiss ja nicht, wie man die Häftlinge dort behandelt und verpflegt, aber man hört teilweise Schreckliches darüber», sagte sie.

«Von wem?»

«Man hört es eben.» Mutter sah mich angstvoll an. Hatte sie schon wieder was Unvorsichtiges gesagt?

«Es kann durchaus sein», sagte er.

«Moishe Wichtig», dachte ich, «jetzt plustert er sich auf, kann endlich über etwas sprechen, wovon er etwas versteht.»

«Wissen Sie», fuhr er fort, «man kann sich die Lagerkommandanten nicht immer aussuchen. Sie sind zwar alle gute Nationalsozialisten, aber manchmal auch ziemlich primitiv. Den Kommandanten von Sachsenhausen kenne ich. Das ist ein intelligenter, sachlicher Mann mit guten Manieren. Einer von der neueren Garde. Ich glaube, da brauchen Sie keine Sorge zu haben. Wenn Ihr Gatte sich entsprechend verhält, kann ihm gar nichts passieren.»

«Es gibt noch etwas, das ich Sie fragen möchte», sagte Mutter vorsichtig. «Mein Mann hat eine Einwanderungserlaubnis nach Shanghai. Sie kam, kurz nachdem er verhaftet worden war. Ich habe gehört, Juden, die eine Auswanderungsmöglichkeit haben, auch wenn sie sich im Lager aufhalten, bekommen die Auswanderungserlaubnis beziehungsweise werden dazu sogar aus dem Lager entlassen. Ist das wirklich so?»

Er schüttelte den Kopf. «Soweit ich weiss, ist das seit Kriegsbeginn nicht mehr möglich.»

«Es soll aber eine Möglichkeit geben, ganz legal über Schweden und Russland auszuwandern», sagte sie hartnäckig.

«Davon ist mir nichts bekannt.» Plötzlich sprach er reserviert wie ein Beamter. «Ich arbeite in der Prinz-Albrecht-Strasse, und wenn es das gäbe, wovon Sie reden, wüsste ich es.»

«Freunde meines Mannes haben den Weg genommen.»

«Und, sind sie auch angekommen?» fragte er zynisch.

Meine Mutter schwieg. Ich war sprachlos.

Und er sprach weiter. «Ich glaube nicht, dass Ihre Bekannten über die Sowjetunion nach China einreisen können. Wenn wir sie rausgelassen haben, bleiben sie in Russland bestimmt hängen. Aber ich will Ihnen gern den Gefallen tun und mich erkundigen.»

Ein andermal, als er kam, um ihr mitzuteilen, er könne ihr eine Audienz bei einem «hohen Tier», wie er sich ausdrückte, verschaffen und dass es noch so eine ähnliche Auswanderungsflucht gäbe, wie sie beschrieben hatte, schien er furchtbar nervös zu sein. Und als Mutter ihn fragte, was er hätte, liess er sich aufs Sofa fallen und begann hemmungslos zu schluchzen. In seinem Konfirmandenanzug wirkte er wie ein hilfloser Junge. Mutter setzte sich neben ihn und begann ihm über den Kopf zu streichen. Und er drückte sich an sie, umklammerte sie und schluchzte immer lauter. Sie redete beruhigend auf ihn ein und versuchte, sich aus der Umklammerung zu lösen. Es half nichts. Sie musste ihn sich ausheulen lassen. Dann berichtete er, was er gesehen hatte. In Buchenwald und in Dachau, glaube ich. Und Mutter wurde weiss wie die Wand. Ich muss zugeben, ich glaubte das nicht. Ich dachte, der macht sich wichtig, will meiner Mutter imponieren, vielleicht den grossen Helden und Retter spielen. Und ein bisschen glaube ich das heute noch. Im Grunde wollte er wahrscheinlich selber Schutz suchen, und er hatte ihn nötig.

«Mein Vater hat recht behalten», sagte er, «ich bin Mitglied einer überdimensionalen Mörderbande und komme da nicht mehr raus. Ich stamme aber aus einer christlichen Familie, die auch immer so gelebt hat. Das müssen Sie mir glauben. Deshalb will ich alles tun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen. ‚Du musst deine Position benutzen, um ihnen zu helfen‘, das hat auch mein Vater ge-

sagt, «nur wenn du das tust, hast du die richtige Frontseite gewählt»

Wie er es geschafft hat, meine Mutter bis ins Vorzimmer des «hohen Tieres» zu lotsen, ist mir unbekannt. Jedenfalls stand sie da und wartete über zwei Stunden in einem leeren Raum. Sie konnte sich nicht einmal setzen. Nicht ein Möbelstück, nur die nackten vier Wände. Das Fenster führte in einen ebenfalls leeren Innenhof. So wie sie darüber berichtete, muss sie panische Angst gehabt haben, dauernd auf dem Sprung gewesen sein, dauernd überlegt haben, sich einfach davonzuschleichen, zu versuchen, ohne unterschriebenen Passierschein nach draussen zu kommen. Sie dachte wohl auch an meinen Vater. Jedenfalls blieb sie.

Nach etwa zwei Stunden wurde die zweite Tür aufgerissen, und eine Stimme schrie: «Reinkommen!»

Sie hat nie begriffen, wer diese Tür aufgerissen haben konnte, es war niemand weiter zu sehen. Nur der Mann hinter dem Schreibtisch. Und der hatte auch geschrien. Sie kam in ein grosses helles und, wie sie glaubte, elegant eingerichtetes Zimmer. Genau konnte sie sich nie erinnern. Ich fragte sie später oft danach, aber sie erinnerte sich nur an einen fürchterlichen Druck im Kopf, und als ob ihre Augen fast zugeschwollen waren. An den Mann hinter dem Schreibtisch konnte sie sich gut erinnern. Sie war fest davon überzeugt, dass es Heydrich war. Mir war Heydrich damals kein Begriff, aber so wie sie ihn beschrieb, musste er wohl der Oberste der Obersten gewesen sein. Später erfuhr ich dann zur Genüge, wer er war, und war davon überzeugt, dass der Schreibtischmensch wohl eher eine ihm unterstellte Charge, höchstens aber sein Adjutant oder so was Ähnliches gewesen sein musste.

«Na, Judenmädchen, was ist los?» fragte er freundlich. Mutter fing sofort an zu weinen und am ganzen Körper zu zittern.

Er wurde ungeduldig und schnauzte sie an: «Wenn du dich nicht zusammennimmst, fliegst du raus!»

Das muss gewirkt haben. Sie fragte wohl, ob man meinen Vater nicht aus Sachsenhausen entlassen könne. Er hätte eine Auswanderungserlaubnis nach Shanghai, und man wolle doch, dass alle Juden Deutschland verliessen.

Er lachte: «Ja, aber auf unsere Weise.»

Er hatte ein schmales, fad-blondes Gesicht mit kleinen, grauen Augen und machte auf sie den Eindruck, als wolle er jeden Moment seine Pistole ziehen. Irgendwie hatte sie auch das Gefühl, als bewundere er sie im stillen. Ob es ihr Aussehen oder ihr Mut war? Ich glaube, es war ihr Aussehen. Sie war eine schöne Frau, und sie konnte auch temperamentvoll tanzen, was sie vor ihm ja wohl nicht getan haben wird. Auf alle Fälle fragte er nach den Personalien meines Vaters und sagte, er würde sich den Fall bei Gelegenheit vorknöpfen. Dann verstummte er und beschäftigte sich mit irgendwelchen Papieren auf dem Tisch. Er schien meine Mutter völlig vergessen zu haben. Sie wartete noch eine Weile und sagte dann, sie käme ohne den unterschriebenen Passierschein hier nicht raus.

Er blickte hoch: «Na und? Gefällt's dir nicht bei uns?» Sie reichte ihm wortlos den Zettel. Er unterschrieb, und sie verschwand ganz normal durch die Tür, die sich vorher noch so mysteriös geöffnet hatte, kam unangefochten bis zum Tor, gab ihren Zettel ab und stand auf der sonnenhellen Strasse. Ihr war, als sei sie aus tausend Metern Tiefe ans Licht geschwommen.

Dann warteten wir. Unser SS-Mann liess sich auch nicht mehr sehen. Erst Anfang Januar 1940 stand er wieder vor der Tür. In Uniform. Er überreichte uns wortlos einen Brief und stieg sofort die Treppen hinunter.

«Ich mache den Brief nicht auf. Es ist die Todesanzeige von deinem Vater. Ich mache ihn nicht auf. Er war zu feige, mir das mündlich mitzuteilen, deshalb ist er sofort wieder gegangen.»

Sie hatte das ganz tonlos gesagt, sass völlig ausdruckslos auf dem Sofa und starrte auf den Fussboden. Ich weiss noch, dass ich die Idee hatte, sie zum Lachen zu bringen. Vielleicht auf dieselbe Stelle zu starren und so zu tun, als würde der meschuggene SS-Mann unter den Dielen hervorkriechen.

«Soll ich ihn aufmachen?» fragte ich nach einer Weile.

«Ja», sagte sie. «Geh in die Küche, und mach ihn auf.»

Ich ging in die Küche. An den genauen Wortlaut kann ich mich nicht mehr erinnern, aber in etwa stand da, dass mein Vater Ende Januar entlassen werden würde. Meine Mutter müsse einen Krankenwagen organisieren und mit ihm bis vor das Tor des Lagers fahren. Der genaue Termin würde ihr noch bekanntgegeben. Ausserdem sei es Bedingung, dass Vater in die Polizeistation des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Strasse eingeliefert werde, welches auch den Krankenwagen zu stellen habe.

Die Anforderung des Krankenwagens war ein böses Zeichen. Aber Mutter war wie elektrisiert. Sie stritt mit der Krankenhausverwaltung, die ihr das einfach nicht abnehmen wollte, da der Brief nur «halboffiziell» war, wie sie sich ausdrückten. Und es müsse erst noch eine offizielle Anforderung mit genauer Terminangabe abgewartet werden. Dann erst könne man daran denken, den Transport zu organisieren, und so weiter.

Gott sei Dank meldete sich nach Tagen unser SE-Mann Schutzengel-Mann, so nannte ich ihn jetzt heimlich und brachte das rasch in Ordnung.

Am 1. Februar 1940 fuhr meine Mutter im Krankenwagen nach Sachsenhausen. Der Fahrer musste den Wagen vor dem Tor abstellen. Mutter stieg aus und wurde nach wenigen Minuten von einem eleganten SS-Offizier begrüßt, der ihr aus dem Tor entgegenkam. Er bat sie, wieder einzusteigen, einer von der Wachmannschaft in seiner Begleitung setzte sich ans Steuer, und sie fuhren ins Lager hinein.

Vor der Kommandantur stoppte man, liess meine Mutter aussteigen und geleitete sie in ein freundliches Wartezimmer. Der Offizier fragte sie, ob er ihr was anbieten könne.

Als meine Mutter verneinte, sagte er ihr, dass mein Vater ziemlich krank sei, schon seit Wochen an einer Magen- und Darmstörung leide und nur mit Mühe dazu gebracht werden könne, wenigstens Flüssiges zu sich zu nehmen. Deshalb sei auch der Wagen angefordert worden. Er werde jetzt persönlich den Wagen bis zur Baracke begleiten und auch noch eine Decke hineinlegen lassen, denn die Ausrüstung im Wagen erscheine ihm doch ziemlich mangelhaft.

Mutter muss bis zum letzten Augenblick gedacht haben, man erlaube sich einen schlechten Scherz mit ihr, doch dann kam der Wagen zurück. Der Offizier stieg aus und verabschiedete sich äusserst höflich von ihr. Sie wurde vom Fahrer aufgefordert, «hinten zum Bettlägerigen» zuzusteigen. Sie stieg ein und glaubte, sie müsse sofort tot umfallen.

Sie erkannte meinen Vater nur noch an den Augen.

Ich sah meinen Vater nur noch einmal, als ich im Kran-

kenhaus zu ihm durfte. Sein Kopf war so klein wie der eines Babys. Später berichtete meine Mutter, was man mit ihm getrieben hatte. Noch im Krankenhaus wollte er es ihr nur ins Ohr flüstern. Er hatte unterschreiben müssen, draussen nicht über das zu sprechen, was er im Lager erlebt hatte.

Was hatte der Offizier gesagt? Er könne nur mit Mühe dazu gebracht werden, Flüssiges zu sich zu nehmen. Vier Wochen nach seiner Einlieferung, es muss, glaube ich, der Tag der polnischen Kapitulation gewesen sein, erlaubte sich der Kommandant den Spass, die Baracke der Juden «dicht» zu machen. Man nagelte Türen und Fenster zu und überliess die Häftlinge – die Baracke war überbelegt – ihrem Schicksal. Nach drei Tagen riss man alles auf, der Kommandant stand auf dem Vorplatz, Eimer voll Wasser standen neben ihm, und er rief: «Raustreten, wer einen Eimer Wasser aussaufen kann! Wer es nicht schafft, wer vorher aufgibt, kann sich seine Knochen einzeln zusammensuchen.»

Mein Vater meldete sich als erster und schaffte es natürlich nicht. Sie haben ihm den Brustkorb eingetreten, den Unterleib, und ihn nur entlassen, weil sie wussten, dass er es nicht überleben würde. Er starb nach zwei Monaten unter schrecklichen Qualen.

Meine Mutter konnte ihn manchmal schreien hören, wenn sie über den Hof des Krankenhauses lief.

Ich sah Mutter zu dieser Zeit überhaupt nicht mehr. Meine Tante, ihre Schwester, versorgte mich, so gut sie konnte. Sie war ziemlich geizig, und als ich ihr zwanzig Mark aus der Geldbörse klaute, um mir dafür ein Luftgewehr zu kaufen, erzählte sie das voller Empörung meiner Mutter. Und die erzählte es, fassungslos und voller Wut, meinem Vater. Danach wollte mich Vater bis zu seinem

Tod nicht mehr sehen, obwohl meine Mutter ihn anflehte und versuchte, das Ganze herunterzuspielen. Nichts zu machen.

Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Später an seinem Sarg, der nur aus Brettern bestand, wollte ich nicht glauben, dass er darin lag. Und als man mich aufforderte, Sand auf die Kiste zu werfen, tat ich es. Mutter schrie: «Du wirfst Dreck auf deinen Vater, du!» Dann sprang sie, völlig ausser sich, in die Grube. Man musste sie mit Gewalt wieder hochholen, und ich wusste nicht, wo ich hinschauen sollte. Am liebsten wäre ich wegelaufen, aber ich stand wie festgenagelt. Ein Freund der Familie, Grundschullehrer Hans Kochmann, hat sie danach ins Gebet genommen. Zu spät.

Wir sprachen lange Zeit nur das Nötigste miteinander, und selbst als wir später in der Eisenacher Strasse 58 in Berlin Schöneberg in einem Zimmer schlafen und wohnen mussten, gingen wir uns noch, so gut wir konnten, aus dem Weg. Ich habe sehr an meinem Vater gehangen. Mehr als an meiner Mutter. Oder scheint mir das heute nur so? Nach all dem?

1943, am Abend des Tages, an dem Mutter aus dem Betrieb nach Hause geschickt worden war, sahen wir unseren SS-Mann wieder. Er kam in Zivil, wirkte äusserst nervös und sagte, es sei etwas im Gange. Man würde am nächsten Morgen alle jüdischen Arbeiter aus den Betrieben verhaften und zur Sammelstelle in die Grosse Hamburger Strasse bringen. Von dort sollten sie dann abgeschoben werden. In den Osten.

Mutter blieb sehr ruhig und berichtete von dem Vorarbeiter, der sie heimgeschickt habe.

«Dem sind Sie einigen Dank schuldig», sagte er. Und

bat sie, die nächsten Tage zu Hause zu bleiben und die weitere Entwicklung abzuwarten. Dann verabschiedete er sich, und wir wussten, dass wir ihn nicht wiedersehen würden.

Nach dem Krieg haben uns seine Eltern in Berlin ausfindig gemacht und wohnten eine Zeitlang bei uns. Sie erzählten, dass er kurz danach um Austritt aus der Partei nachgesucht habe, verhaftet und nach quälenden Verhören mit einem Himmelfahrtskommando an die Ostfront vor Staraja Russia gebracht worden sei. Dort ist er bald gefallen.

Nachdem er gegangen war, kam Lona. «Auf dem Kriminalgericht am Alex ist der Teufel los», sagte sie, «man spricht von grossen Aktionen der Gestapo, aber wann, wie und wo, wusste man nicht.»

Sie nahm mich in den Arm und bat mich, morgen nicht zur Arbeit zu gehen. Ja, ich arbeitete. Ich war elf Jahre alt und arbeitete im Jüdischen Krankenhaus. Man hatte alle jüdischen Schulen geschlossen und uns Kinder zur Arbeit eingeteilt. Erst auf dem Jüdischen Friedhof in Weissensee und später im Krankenhaus.

Auf dem Friedhof fühlten wir uns nicht schlecht. Gute Luft und annehmbares Essen. In der Iranischen Strasse stank es dafür um so mehr, aber es war auch spannend. Die Gestapo hatte natürlich auch hier die Finger drin, und einige Krankenaufseher machten sich den Spass, uns für besonders aufregende Arbeiten einzuteilen.

Beispielsweise hatten wir die Aufgabe, in der geschlossenen TBC-Abteilung die Schieber voll mit Kot und Urin rauszutragen, die Kranken zu waschen und uns ihr Gemjammer oder ihren Spott anzuhören.

Oder wir hatten Verstorbene aus den Abteilungen in die im Keller gelegene Leichenhalle zu transportieren. Das

sah dann so aus, dass wir die Bahren mit den Körpern aus den Stationsgängen abholten und mit ihnen in einem grossen Fahrstuhl nach unten fuhren. Die Leichen waren mit grünen Tüchern zugedeckt, die meist zu kurz waren. Fast immer blickten einen die Wachsfüsse an. Ich bin ja auch heute nicht sehr gross und schaute damals nur mühsam über die Bahre hinweg, musste, wenn ich sie vor mir herschob, seitwärts nach vorn sehen, um mich zu orientieren.

Dazu kam, dass die Aufseher plötzlich das Licht in den Kellergängen abschalteten, und nun glühten die Wachsfüsse vor mir, und es war nichts zu hören, bis auf das Summen der Heizungsrohren an den Kellerdecken. Erst habe ich wie verrückt geschrien, aber mit der Zeit gewöhnte man sich an die Spässchen.

Später haben wir ganze Rennen veranstaltet. Einmal kam es sogar zur Karambolage mit einem meiner Schulkameraden. Sein Toter kippte von der Bahre, und wir hatten grosse Mühe, ihn wieder hinaufzuziehen.

Der Leichenwärter in der Halle bekam das fast immer mit, schimpfte und liess uns in Ruhe. «Gut so», wird er gedacht haben, «je schneller sie sich dran gewöhnen, desto besser.»

Er war es auch, der uns am nächsten Tag – Lonas Warnung wurde ignoriert das Leben rettete.

Mein Kumpel Günther Messow und ich kamen gerade mit zwei Leichenfuhren in die Halle, da schloss er hinter uns die Tür. «Hört mal zu», begann er, «hier wird ausgemistet, wie die das nennen. Das ganze Judenpersonal soll von hier abgeschoben werden. Ihr kommt nicht mehr raus. Wollt ihr euch abschieben lassen, oder wollt ihr wenigstens noch zu euren Leuten zurück?»

Wir nickten.

«Könnt ihr klettern?»

Wir nickten wieder.

«Also passt auf. Ihr nehmt keinen der Fahrstühle. Ihr geht diese Treppe hoch. Die führt zu einer Tür, und die mündet in die Ausfahrt für die Leichentransporte. Das Tor ist zwar immer geschlossen, aber es ist ein schmiedeeisernes Gitter. Ihr könnt obendrüber klettern und auf der Strassenseite hinunter. Traut ihr euch das zu?»

Wir sahen uns an und nickten wieder. «Wann soll's denn losgehen?» fragte ich.

«Sofort. Wenn ihr euren Gang zurückgeht, seid ihr in der Scheisse.»

«Auf welche Strasse führt denn die Ausfahrt?»

«Auf die Schulstrasse», sagte er.

«Ziemlicher Verkehr, wenn man uns da klettern sieht.»

«Euer Bier. Mehr kann ich nicht für euch tun.»

Wir sahen einander an. Mir ging alles Mögliche durch den Kopf. Was dachte der wirklich? Wollte er uns ins offene Messer laufen lassen? Gab es gar keine Sperre für uns? Sollte es wie eine Flucht aussehen, und draussen wartete man schon, um uns in Empfang zu nehmen? Ich bin überzeugt, mein Kumpel muss ähnliches gedacht haben. Aber wenn es stimmte und ich machte nicht einmal den Versuch, dann würde ich meine Mutter wahrscheinlich nie wiedersehen.

«Viel Zeit habt ihr nicht mehr. Denen fällt auch bald noch die Ausfahrt ein, und dann ist's zappenduster.»

Er brachte uns noch bis zur Tür, öffnete sie vorsichtig und sah hinaus. «Reisst die Dinger ab», sagte er und zeigte auf unsere Judensterne. Dann gab er uns ein Zeichen und verschwand, ohne sich umzusehen, die Treppe nach unten.

Wir kletterten das Gitter hoch, als machten wir uns einen Sport daraus, blieben oben sogar noch ein bisschen

hängen, als wollten wir wieder zurück und liessen uns dann auf die Strasse hinunter. Es gingen einige Leute vorbei. Niemand nahm Notiz von uns. Wir gaben uns nur die Hand. Dann drehte Günther sich um und ging zögernd die Schulstrasse hinab. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Als ich nach Hause kam, traf ich meine Mutter beim Packen an.

«Warum?» fragte ich.

«Es kann jeden Augenblick losgehen, und ich möchte wenigstens das Nötigste mitnehmen.»

«Können wir nicht hierbleiben? Lona würde uns erst mal aufnehmen.»

«Lona wird den Teufel tun. Die wissen, dass wir miteinander befreundet sind. Wir waren ja ganz offiziell Geschäftspartner. Bei ihr suchen sie zuerst. Und im Moment weiss sie auch niemanden, an den sie uns weiterreichen könnte.»

Lona hatte mir mal gesagt, sie würde, wenn es so weit käme, schon einen Unterschlupf für uns finden. Sie hätte auch «dem Vati» versprochen, auf uns aufzupassen. Als ich meiner Mutter von diesem Gespräch erzählte, gluckste sie nur freudlos vor sich hin und sagte nichts. Packte aber weiter. Vom Krankenhaus berichtete ich ihr nichts. Ich hatte nicht den Mut dazu. Aber ich sagte, dass ich mich nicht abschieben lassen wolle.

«Ich auch nicht», erwiderte sie. «Man muss aber jetzt auf alles gefasst sein. Ich habe durch Lona einen Herrn kennengelernt, der uns vielleicht helfen würde. Meint Lona. Er ist Kommunist und würde jedem helfen, der gegen die Nazis ist oder von ihnen verfolgt wird.»

«Du hast mir nie was davon erzählt.»

«Ich dürfte es eigentlich auch jetzt nicht. Ausserdem ist er ein ziemlich blöder Kerl, der furchtbar angibt. Er tut so geheimnisumwittert, als würde er nächstens gegen Hitler und seine Bande losschlagen und das ganze Problem in einem Aufwasch lösen.»

«Aber vielleicht kann er uns ja wirklich unterbringen. Erst mal. Und dann kann man ja weitersehen.»

«Ich hab' nichts mehr von ihm gehört. Bei Lona habe ich mich manchmal nach ihm erkundigt. «Er wird sich schon melden, wenn er eine Idee hat', hat sie gesagt. «Aber mache dir nicht zu viel Hoffnung, er ist ein ziemlicher Schlawiner. Und den Frauen verspricht er das Blaue vom Himmel, wenn er..., na ja, wenn sie ihm gefallene»

«Du gefällst ihm bestimmt», sagte ich. «Du bist doch meine schöne Mami.»

«Jaja, und du bist ein kleiner Kuppler.» Sie kriegte sich nicht wieder ein vor Lachen. «Was glaubst du, soll ich ihn heiraten? Er hat eine Gärtnerei, irgendwo im Osten. Züchtet auch viel Gemüse. Man könnte sogar davon leben. Ohne Lebensmittelkarten. Im Moment könnte er uns nicht zu sich nehmen, hat er gesagt, die Gestapo habe ein Auge auf ihn, weil sie von seiner ehemaligen Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei informiert sei. Aber vielleicht hätte er ja Freunde, die uns unterbringen könnten, und wenn der Krieg weiter so verlief, würde er, bei sich steigernden chaotischen Verhältnissen, nicht mehr darauf Rücksicht nehmen müssen. Die Gestapo hätte dann hoffentlich andere Sorgen. Ich habe ihm kein Wort geglaubt. Der Herr Kommunist und Unternehmer! Herr Grossprotz von Neureich! Dauernd fragte er mich, ob ich vielleicht ein paar Rücklagen hätte. Man müsse wahrscheinlich damit rechnen, dass Leute sich nur gegen Bezahlung zu einer Unterbringung bereit fänden.»

Ich fragte Mutter, ob er etwa sich damit meine, ob er selber nur gegen Geld unterbringen wolle.

«Ein Schwätzer», winkte sie ab. «Er ist verheiratet und froh, wenn er's Leben hat.» Sie musste wieder lachen.

Ich liebte meine Mutter, wenn sie lachte. Sie lachte mit dem ganzen Körper und bis zu den Beinen hinunter. Wenn sie richtig lachte, bewegte sich alles an ihr.

Mein Vater muss sie oft zum Lachen gebracht haben. Eigentlich passten sie gar nicht zusammen, er und meine schöne Mutter. Er war kleiner als sie, hatte eine «Habsburger Unterlippe», graue Augen und schütteres, aschblondes Haar.

Ich fragte sie einmal, warum sie gerade meinen Vater geheiratet hätte. Und sie erzählte mir, sie wäre bereits verlobt gewesen, mit einem anderen, steinreichen Jungen. Am Tag der Verlobungsfeier tauchte mein Vater auf. Ein Bekannter ihres Verlobten hatte ihn mitgebracht. Er sei ein Spassvogel und könne eine ganze Gesellschaft zum Brüllen bringen, hiess es.

«Er sass uns gegenüber – es war eine lange, weissgedeckte Tafel – und schwor uns, er werde keinen zum Essen kommen lassen. Das tat er dann auch. Er erzählte eine komische Anekdote nach der anderen, nannte auch immer den angeblichen Verfasser der jeweiligen Geschichten. Man brüllte also vor Lachen über Kafka, Tolstoi, Turgenjew, Mark Twain und machte sich keine Gedanken darüber, dass diese Autoren samt und sonders vom «Städteb» und ihren jüdischen Einwohnern erzählten und dass zum Beispiel Mark Twain den jüdischen Witz so gut handhaben konnte. Er brachte alle zu Kreischanfällen und machte sich gleichzeitig lustig über ihre Unbildung. Er war ein Genie, dein Vater.

Ich habe ihn nur angestarrt und hatte auch das Ge-

fühl, dass er seine ganzen von ihm selbst erfundenen Geschichten nur mir erzählte. Wir kamen gar nicht mehr voneinander los. Die anderen schienen das überhaupt nicht zu merken. Dann streckte er seine Hand über den Tisch, ich kam ihm mit der meinen entgegen, und wir gingen, ohne uns loszulassen – die anderen Gäste mussten deshalb teilweise mit dem Kopf bis auf die Tischplatte hinunter auf den Ausgang zu. Auch das nahm man noch für einen lustigen Einfall deines Vaters. Jaja, er war schon ein ganz verrückter Kerl! Ein kleiner, mickriger, verrückter Kerl!»

Sie weinte plötzlich und sagte: «Ich habe ihn sehr, sehr liebgehabt, deinen Vater. Manchmal denke ich, wenn ich ihn nicht getroffen hätte, säße ich jetzt geschützt in Amerika, hätte keine Sorgen und sehr viel Geld.»

«Aber mich hättest du dann nie kennengelernt.»

«Richtig», sagte sie und umarmte mich, «was ist Amerika schon gegen dich?»

Am nächsten Morgen wachte ich durch ganz ungewohnten Lärm auf. Meine Mutter stand am Fenster und starrte auf den Hof hinunter. Dann drehte sie sich um und sah mich an: «Sie holen gerade die Leute aus den Gartenhäusern raus», sagte sie.

Ich sprang aus dem Bett und lief ans Fenster. Sie standen in voller Uniform, mit Stahlhelm und aufgepflanztem Bajonett und trieben die Leute zur Eile an.

«Wir müssen uns schnell anziehen», sagte ich. Dann wandte ich mich zu meiner Mutter um und bekam einen ziemlichen Schrecken.

Sie sass auf dem Bett und weinte lautlos vor sich hin. Sie sah plötzlich ganz mitgenommen aus, ganz alt.

«Mama, zieh dich an, bitte. Wir müssen weg.»

«Wohin», schrie sie, «wo sollen wir hin? Weisst du, wo wir hinkönnen?»

Dann kreischte sie wie eine Tobsüchtige. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Sie sah völlig fremd aus, beinahe verrückt. Und so knallte ich ihr eine. Ich schlug ihr mit aller Kraft ins Gesicht. Ich tat es, ohne zu wissen, was ich tat. Dann schlug ich mir die Hand vor den Mund und muss sie entsetzt angestarrt haben.

Denn sie fragte ganz ruhig, ganz übergangslos: «Du schlägst deine Mutter?»

Ich konnte gar nicht antworten, und sie strich mir kurz über die Haare. «Los, anziehen, nichts mitnehmen. Lass alles liegen. Los, los, los! Nur Geld und meinen Schmuck», befahl sie sich selbst, während sie die Matratze hochriss.

Sie stopfte alles in ihre Aktentasche, zog sich fast gleichzeitig weiter an, so schien es mir, und trieb mich zu noch grösserer Eile an.

Sie riss mir die Sterne von Mantel und Jacke, die waren sowieso bloss an den Ecken angeheftet, tat bei ihrem Kostüm und Wintermantel dasselbe, und wir rannten an der Küche vorbei zur Wohnungstür. Unsere Mitmieter liessen sich nicht blicken, dabei mussten sie uns einfach gesehen haben. Entweder aus der Küche oder von ihrem Zimmer aus, dessen Tür weit offenstand. Ich jedenfalls sah nichts ausser meiner Mutter und dem Treppenhaus. Es war ein wunderschönes altes Treppenhaus mit viel Holz und einem Fahrstuhl, der fabelhaft funktionierte. Nur schnell war er eben nicht. Ich drückte zwar sofort auf den Knopf, und wir hörten auch, dass er sich in Bewegung setzte, aber er liess sich Zeit, viel Zeit, während meine Mutter über das Geländer nach unten starrte.

Und dann kamen sie. Unmöglich, sie zu überhören, mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln.

Ich liess die Hand nicht vom Knopf. «Scheiss Antisemit», fluchte ich leise.

«Was?» fragte meine Mutter. Sie war vollkommen gefasst und ruhig.

«Der Fahrstuhl kommt nicht.»

«Mal sehen, wer eher da ist», flüsterte sie fast grinsend.

Und dann kam der Fahrstuhl. Wir gingen hinein, drückten auf den Parterre-Knopf, und während Mutter mich ganz fest an sich gepresst hielt, sagte sie: «Doch kein Antisemit.»

Wir hörten sie weiter hochsteigen und an die Türen donnern, während wir im Parterre ausstiegen. An der Haustür standen Männer in Uniform, und Mutter ging sofort auf sie zu: «Was ist denn hier los?»

Der Mann fixierte uns nur kurz, sagte nicht unhöflich, aber bestimmt: «Gehen Sie weiter!»

Das liessen wir uns nicht noch mal sagen. Und dann tat meine Mutter etwas, was mir bis zum heutigen Tag noch Herzklopfen verursacht, wenn ich daran denke.

Wir hatten das Haustor passiert, waren auf der Strasse, da liess Mutter meine Hand los, ging zurück, schaute in den Hausflur hinein und wandte sich an den Uniformierten. Doch der winkte ab, und sie kam langsam auf mich zu. Ob sie ihn noch ansprach oder was sie ihn fragte, wenn überhaupt – wir haben nie darüber gesprochen.

Dann gingen wir die Eisenacher Strasse hinunter, überquerten die Grunewaldstrasse, gingen immer weiter und sahen in der Rosenheimer Strasse einen ziemlichen Menschenauflauf.

Wir gingen darauf zu, wie bewusstlos, reihten uns in die Menge ein, ja stiessen fast bis in die erste Reihe vor, so dass wir gut beobachten konnten, was vorging.

Die Rosenheimer Strasse in Berlin Schöneberg war eine

von jüdischen Menschen ziemlich stark bewohnte Strasse, und man holte sie aus verschiedenen Häusern heraus. Einige offene Lastautos mit kurzen Treppchen davor standen bereit, und die Menschen – Männer, Frauen, Kinder – wurden grob in die Wagen getrieben. Eine alte Dame mit einem etwa sechsjährigen Mädchen an der Hand kam ebenfalls aus einem der Häuser heraus.

Plötzlich riss sich das Mädchen los und lief die Strasse hinunter. «Ich will zu meiner Mutter, ich will zu meinen Eltern», rief sie, während sie lief. Sie rief es immer wieder.

Und dann legte einer der Uniformierten kurz an und schoss. Das Mädchen stolperte und fiel hin. Dann gingen zwei SS-Leute auf sie zu, griffen sie und brachten sie zum Wagen, in den die alte Dame schon eingestiegen war. Sie musste am Bein getroffen worden sein, denn sie griff sich immer wieder ans Knie, ohne einen Laut von sich zu geben. Die Klappe wurde verschlossen, und der Wagen fuhr ab.

«Wie kann denn der Mann auf ein kleines Mädchen schiessen? Mit ein paar Schritten hätte er sie doch eingeholt», sagte Mutter laut.

«Na, wenn se weglooft», antwortete eine Frau neben ihr und starrte sie an.

Ich zog meine Mutter weg. Ich hatte plötzlich grosse Angst. Zum ersten Mal wurde ich mit der ganzen Brutalität konfrontiert, die sich nicht nur in den Aktionen der Uniformierten offenbarte.

Wir gingen zur Grunewaldstrasse zurück, Martin-Luther-Strasse, Lietzenburger Strasse, standen vor dem UFA-Palast am Zoo und gingen hinein.

Es muss eine Nachmittagsvorstellung gewesen sein. Es gab «Die goldene Stadt», mit Kristina Söderbaum, der Reichs Wasserleiche, weil sie in jedem Film ins Wasser ging

oder sonstwie ersoff. Ich fand den Film damals sehr aufregend und sah ihn mir deshalb nach dem Krieg irgendwann noch einmal an. Mit so viel Kitsch hatte ich allerdings nicht gerechnet. Nach dem Kino wanderten wir durch den ganzen Tiergarten bis zum Brandenburger Tor. Mutter war der Meinung, wir sollten mit der S-Bahn in die Aussenbezirke fahren, etwa nach Erkner oder Strausberg. Dort könnten wir bei eventuellen Luftangriffen in einem Splitterbunker unterkommen.

Splitterbunker nannte man Gräben, die von allen Gartenbesitzern errichtet werden mussten, wenn ihr Haus zu weit von einem öffentlichen Bunker entfernt lag. Überdachte Gräben, mit Holzbalken abgestützt, in die auch jeder hineingelassen werden musste, den ein Luftangriff zufällig in der jeweiligen Gegend überrascht hatte. «Da wird nicht nach Ausweisen gefragt, und man kann danach verschwinden, ohne Fragen beantworten zu müssen.»

Direkt vor dem Bahnhof Börse erwischte uns dann die Alarmsirene. Hier hätten wir in einen Bunker laufen müssen. Es gab einige in der Nähe. Aber wir verkrochen uns in einem Hausflur.

In den alten Berliner Häusern gab es im Hochparterre einen Absatz, der sich bis unter die weiter nach oben führende Treppe hinzog. Dadurch entstand eine Nische, in die man sich verkriechen konnte, wenn man den Kopf einzog.

Mutter zog mich ganz dicht an sich, und wir horchten. Leute kamen von oben herunter, auf dem Weg zu ihrem Luftschutzkeller oder in den öffentlichen Bunker nach draussen. Manchmal sahen wir ihre Beine, und wenn sie stehenblieben, dachten wir schon, sie hätten uns entdeckt. Sie hatten nicht.

Dann wurde es still im Haus. Es war inzwischen stock-

dunkel. Jetzt kamen sie. Zuerst ballerte die Flak, Flugabwehrkanonen, ganz entfernt. Mit der Zeit setzten Flakbatterien aus immer grösserer Nähe ein, und nun hörten wir das Brummen der Motoren. Das weit hallende Flakfeuer konnte sie nicht mehr ganz übertönen.

«Mein Gott», dachte ich, «da sitzen die Leute in ihren Flugzeugen, haben andere Uniformen an, sprechen eine andere Sprache, und wir sitzen hier unten zwischen dieser beschissenen Mörderbande mit ihrem beschissenen Onkel Adolf und seiner beschissenen Ausrotter-SS. Gleich werden die da oben ihre Bomben runterschmeissen auf diese miese Bande. Aber sie können auch uns töten. Uns beide unter dem Treppenabsatz. Und keiner wird wissen, wer wir waren. Wenn die Hausbewohner in ihrem Keller überlebten, werden sie Teile von uns aus dem Schutt ziehen und uns in ein anständiges deutsches Kriegsmassengrab legen. Nicht wissend, dass sie Judenleichen neben deutschen Arierleichen begraben haben. Rassenmassengrabschande. Heil Hitler!»

Ich hatte einen richtigen Lachanfall. Mutter drückte mich noch fester und flüsterte, ich solle aufhören. Aber da krachte es auch schon. Ganze Wagenladungen kamen da runter.

«Die Amis verstehen keinen Spass», dachte ich, «die ziehen ab, und dann geht's rund. Die reissen euch den Arsch auf mitsamt den teuren Uniformen. Die zeigens euch!»

Noch heute erinnere ich mich an diesen Jubel in mir. An diesen Triumph. Es wäre mir egal gewesen, wenn es mich auch erwischt hätte. Nach jedem Einschlag hätte ich applaudieren mögen. «Und noch mal, wenn's recht ist», hätte ich rufen wollen.

Mutter brachte mich wieder ins Gleichgewicht: «Sie kommen näher», flüsterte sie ruhig und lauschte. «Das

sind die Amerikaner mit ihren riesigen Fliegern, und wenn wir Pech haben, sitzt einer von Vaters Cousins drin und schmeisst uns kaputt.»

Sie sah mich an. «Jetzt siehst du fast schon so alt aus wie ich», sagte sie, «Angst und Gedanken mache ich mir selber, dazu bin ich da. Du hör auf damit. Es wird schon gutgehen. Irgendwie werden wir durchkommen. Das verspreche ich dir.»

Sie strahlte eine solche Willenskraft aus, dass ich ihr jedes Wort glaubte. Die akute Gefahr hatte ihr eine Energie eingepfht, die sie den ganzen Krieg über nicht mehr verlor.

Die Einschläge kamen immer näher, und die Flak schoss immer wilder, und dann krachte es, dass ich glaubte, das Haus stürzt über uns zusammen. Wir schwankten wie auf einem Dampfer. Im Treppenhaus wurde es taghell.

«Es hat bestimmt im Nebenhaus eingeschlagen. Jedenfalls nicht sehr viel weiter entfernt», sagte Mutter. Zu dieser Zeit konnte ich die verschiedenen Explosionsgeräusche noch nicht unterscheiden. Später wusste ich, dass die schweren Koffer sehr viel länger pfften, bevor sie einschlugen, als beispielsweise die Luftminen, die nur ganz kurz zu hören waren. Da war es dann meistens schon zu spät.

Der Angriff hatte Überlänge. Mutter sah auf ihre kleine Uhr, die sie einmal von Vater geschenkt bekommen hatte und die sie niemals ablegte. «Die lassen sich Zeit. Oder sind sie schon alle abgeschossen?» sagte sie. Es war ganz still geworden, aber man hörte noch keine Entwarnungssirenen. «Wir müssen hier raus, bevor die Hausbewohner wiederkommen», flüsterte sie wieder. «Andererseits, wenn wir uns jetzt auf der Strasse blicken lassen, ist das auch nicht gut: Mutter mit Kind, bevor der Alarm zu Ende ist?»

Ich zuckte mit den Schultern. «Abhauen, es ist doch

wieder ganz dunkel draussen. In der Verdunkelung kann uns nicht viel passieren.» Besser, als wenn sie aus dem Keller raufkommen und uns hier hocken sehen. Die holen sofort den Blockwart und lassen uns verhaften. Aber das sagte ich nicht. Meine Mutter würde schon wissen, wofür sie sich entschied.

Endlich kam dann doch die Entwarnung. Mutter rannte mit ihrer Aktentasche vor mir her, die halbe Treppe hinunter und zur Haustür hinaus. Es brannte überall. Sogar die Strasse brannte. Hausbalken stürzten brennend auf das Pflaster, und eine Stimme schrie: «Vorsicht, Vorsicht! Da kommt das Dach runter!»

Überall knisterte es hinterhältig. Man wusste nicht, wo etwas gleich explodieren oder einstürzen würde. Dann kamen die ersten Feuerwehrautos mit ihren abgedunkelten Scheinwerfern auf uns zu. «Runter von der Strasse!» brüllten sie. «Seid ihr lebensmüde?»

Wir rannten, so schnell wir konnten, zum nächsten Hauseingang. Immer mehr Menschen kamen jetzt von überall her aus den Häusern, schauten zum Himmel und diskutierten, welcher Stadtteil diesmal dran war.

«Na hier», meinten einige.

«Nee, die hinterm Alex muss es heute erwischt haben, seht euch den Himmel da drüben an. Das ist Prenzelberg und die Frankfurter Allee, fast bis nach Lichtenberg.»

«Warum holen sie denn die nicht runter, bevor sie das hier alles zertöppern?»

«Na und, dann wären sie mit ihren Bomben zusammen runtergekommen. Macht doch keinen Unterschied.»

«Der dicke Hermann hat versprochen, er lässt keine feindlichen Bomber nach Deutschland rein. Eher heisst er Franz.»

«Franz Göring klingt auch nicht besser!»

Alle lachten, und Mutter krümmte sich. «Wo kommen Sie denn her?» fragte einer.

«Aus Lichtenberg», antwortete Mutter. «Wir waren hier in der Nähe zu Besuch. Hoffentlich finden wir unsere Wohnung noch vor.»

«Wie wollen Sie denn da jetzt hinkommen?»

«Wir müssen eben abwarten, bis die S-Bahn wieder fährt.»

«Na, denn kommen Sie mal rauf zu uns. Uff'n Pott Blümchenkaffee. Sie können ja hier nicht die ganze Nacht rumstehen. Und der Kleene muss sich ja wohl'n bisschen hinlegen, oder nicht?»

Vor uns stand eine rundliche, dunkelhaarige Frau und grinste mich mitleidig an.

«Nein, wir können Sie doch nicht einfach so belästigen», sagte Mutter, «die S-Bahn muss ja auch bald wieder fahren. Und an Schule ist morgen auch nicht zu denken, da kann er sich ausschlafen.»

«Wenns Haus noch steht», sagte der Mann dazu. «Nu kommen Se erst mal ruff, und wenn die Bahn wieder fährt, können Seja wieder los.»

Karl Hotze, so hiess der kommunistische Gärtner, hat uns dann wirklich geholfen. Als wir am nächsten Morgen mit der S-Bahn nach Lichtenberg fuhren, weil unsere Gastgeber es sich nicht nehmen lassen wollten, uns zur Bahn zu bringen (was sollten wir bloss in Lichtenberg?), rief meine Mutter Lona an. Sie war sofort am Telefon und nannte meine Mutter «Frau Gemberg». Wo sie denn die ganze Zeit gesteckt hätte. Sie wäre schon im Glauben gewesen, uns wäre eine Bombe auf den Kopf gefallen. Sie wollte uns in unserem Lieblingscafé treffen, wenn es nicht ausgebombt sei. Mutter legte auf.

Unser Lieblingscafé nannten wir den U-Bahnhof Krumme Lanke. Das schienen die beiden Frauen schon früh miteinander ausgemacht zu haben. Wir fuhren den langen Weg von Lichtenberg zurück nach Krumme Lanke und konnten von Glück reden, dass wir nicht kontrolliert wurden. Das hatten wir wahrscheinlich nur dem Chaos nach dem Bombenangriff zu verdanken.

Auf dem Bahnsteig sahen wir Lona, die uns zu verstehen gab, auf die andere Seite des Perrons zu gehen und in den nächsten Zug stadteinwärts zu steigen. Wir blieben Lona dicht auf den Fersen, stiegen dann an der nächsten Station, Onkel Toms Hütte, hinter ihr aus und folgten ihr die Strasse hinunter, bis sie plötzlich stehenblieb, sich noch einmal vergewisserte, dass niemand Verdächtiger zu sehen war und uns ansprach. Sie schien sehr aufgeregt zu sein.

«Wo habt ihr denn gesteckt?» fragte sie. «Ich dachte schon, ihr seid in die Grosse Hamburger Strasse verladen worden, und bin da noch hingefahren.»

«Na, dann hättest du uns auch nicht mehr helfen können», sagte meine Mutter.

«Aber 'ne Rieseneinkaufstasche mit etwas zu futtern habe ich dabei», sagte sie und nahm mich in den Arm.

«Hotze hat eine Unterkunft für euch. Ich glaube, ihr müsst da was zahlen. Aber für die nächsten paar Tage seid ihr erst mal von der Strasse. Hör zu, Rosa, das ist eine Rusin, keine Kommunistin. Eine adlige Emigrantin, die vor den Kommunisten geflüchtet ist. Wohnt seit 23 Jahren da, wo sie jetzt wohnt, und ich fahre mit euch dorthin. Rosa», Mutter hiess bei ihr immer nur Rosa Gemberg, und ich hasste diesen Namen, «sie wohnt allein, hatte vielleicht ein Verhältnis mit Hotze, also pass auf, was du erzählst.»

Sie ging mit uns eine Riesenstrecke bis zum U-Bahnhof

Oskar-Helene-Heim, und wir fuhren bis zum Wittenbergplatz. Von da liefen wir wieder zum Savignyplatz und stiegen dort in die S-Bahn. Auf der nächsten Station, Bahnhof Charlottenburg, wieder raus und zu Fuss bis zum Kurfürstendamm und bogen irgendwann in die Hektorstrasse ein. Spuren verwischen, nannte Lona das. Heute noch erinnere ich mich an die Schmerzen in den Füßen. Ich wollte mich nur noch irgendwo hinlegen und schlafen. Selbst wenn sie uns verhaftet und in die Grosse Hamburger gebracht hätten, wäre mir das egal gewesen, wenn es da nur eine Matratze gegeben hätte. Und wer weiss, was es mit der Russin auf sich hatte.

Ludmilla Dimitrieff sah unglaublich adelig aus. Schmales Gesicht, blaue mandelförmige Augen, dunkle Haare (ich weiss nicht, ob sie gefärbt waren, denn ihre Haut war schon ziemlich knitterig) und ein schmaler vornehmer Mund, aus dem sie nur während des Schlafens die Zigarettenspitze herausnahm. Eine schöne Zigarettenspitze, mit schwarzem Mundstück und langem Silberende. Sie paffte ununterbrochen, während sie uns drei lässig durch ihre Wohnung führte.

Eine typische Berliner Wohnung. Durch ein grosses Entrée betrat man rechts eine Flucht von geräumigen Zimmern, die durch Schiebetüren voneinander getrennt waren. Am meisten beeindruckte mich das Klavierzimmer, in dem es nur einen riesigen Flügel und einen grossen Teppich gab. Die Zimmerflucht endete vor einer einfachen Tür, die in einen langen Korridor führte. Rechts kam dann gleich ein Schlafzimmer für die Dienstboten, dann Küche, Bad, noch ein halbes Zimmer, und dann schloss der Korridor durch eine Tür ab. Eine Tür mit kleinem Milchglasfenster und entsprechend kleinem Gitter davor.

«Das ist der zweite Zugang zur Wohnung», sagte Ludmilla Dimitrieff, «das war der Dienstboteneingang.»

Dabei schaute sie meine Mutter an. Ihre Stimme war sehr tief, und ihre Augen beobachteten teilnahmslos. Mutter lächelte sanft und nickte nur, als ob sie dergleichen in besseren Zeiten auch gekannt hätte.

«Sie werden sich in dem hinteren Schlafzimmer aufhalten und Ihr Sohn in dem vorderen. Sie können das auch untereinander tauschen, aber ich halte es für sinnvoller, wenn Sie in der Nähe der Fluchttür übernachten. Ich nehme an, Sie haben einen etwas leichteren Schlaf als Ihr Herr Sohn.»

Zum ersten Mal liess sie ihre Augen auf mir ruhen. Mit dem gleichen teilnahmslosen Ausdruck, mit dem sie auch meine Mutter betrachtet hatte. Ein widerlich unaufgeregter Blick, der mich richtig einschüchterte. Aber ihre Stimme und ihr Akzent faszinierten mich, das klang wie aus einer anderen Welt.

Lona schien auch tief beeindruckt. Jedenfalls sagte sie nichts. Nur Mutter liess sich nicht irremachen. Sie erwiderte, dass sie einen ziemlich gesunden Schlaf hätte und als erwachsener Mensch doch vielleicht ein etwas grösseres Zimmer bräuchte als das Kind, aber der Vorschlag hätte wohl sicher seine triftigen Gründe, und sie würde sich selbstverständlich diesem Wunsch beugen. Ludmilla Dimitrieff akzeptierte dieses Einverständnis und marschierte, stumm paffend, zum Musikzimmer zurück. Dort standen wir wieder herum, und Ludmilla startete mit weiteren Unterweisungen. «Die Tür links im Entree führt in meine privaten Räume. Dort werde ich auch öfter Besuch empfangen. Ich bitte Sie, diese Tür unter allen Umständen zu ignorieren. Ausserdem werden hier im Musiksalon häufig Konzerte stattfinden, dann müssen Sie unbedingt in Ihren

Zimmern bleiben und dürfen sich so wenig wie möglich bewegen. Ich werde die Tür bei dieser Gelegenheit abschliessen und den Schlüssel an mich nehmen. Den zur Küchentür ebenfalls. Und erst am Ende des Abends, wenn alle Gäste die Wohnung verlassen haben, werde ich Ihnen erlauben, die Türen wieder zu öffnen. Daran müssen Sie sich halten, denn unter den Gästen werden mitunter auch Herrschaften von der Partei sein. Mitunter», fügte sie noch einmal hinzu. Und zum ersten Mal sah ich den Verdacht eines Lächelns in ihren Augen. «Der Herr Sohn kann jetzt in sein Zimmer gehen, während wir uns noch über einige pekuniäre Dinge verständigen sollten.» Damit war ich entlassen.

So sprach sie immer. Und wir fingen in ihrer Gegenwart an, auch so zu reden. Mutter drückte sich zuweilen so gewählt aus, dass sie «Zungenstolpem» bekam, so nannte sie das. Sie konnte kein Wort mehr aussprechen, ohne die Vokale zu verbiegen. Wenn wir allein waren, übertrieb sie das noch, und ich bog mich vor Lachen, weil sie dabei auch noch den Ludmilla-Akzent mitschwingen liess. Heute noch habe ich die Angewohnheit, Spott mit diesen Lautverbiegungen auszudrücken. Ein «i» wird dann zum «ö», «nicht» klingt dann wie «nöcht».

Alles in allem war es im Grunde die angenehmste Zeit in der Illegalität. Soweit man überhaupt von angenehm sprechen konnte. Und sie ging auch ziemlich rasch zu Ende. Mutter freundete sich schnell mit Ludmilla an. Unsere Vermieterin war grosszügig, was die finanzielle Regelung betraf, und man entwickelte quasi einen gemeinsamen Haushalt, in den jeder investierte, was er hatte und konnte. Nur an den Konzertabenden wurden wir uns wieder unserer Situation bewusst. Wir sassen dann ganz still und hörten dem gedämpften Klavierspiel zu. Manchmal

mischte auch eine Geige oder Bratsche mit. Immer war es klassische Musik, die dann in Nazi-Gesänge mündete. Oft wurde «Wir fliegen gegen Engelland» gegröht. Wenn draussen die Alarmsirenen dröhnten, versuchten sie dagegen anzubrüllen und marschierten sofort in den Luftschutzkeller, wenn der Blockwart klingelte und die Gesellschaft höflich aufforderte, die Wohnung in Richtung Schutzbunker zu verlassen. Es dauerte dann eine ganze Weile, bis es endlich still wurde. Wir blieben allein zurück und warteten auf das erste Flakfeuer und die ersten Bomben-Explosionen.

Es heisst, man gewöhnt sich an alles. Aber ich habe mich nie daran gewöhnt. Das metallisch hallende Geräusch der Flakabwehr, das Einschlagen der Bomben, das Pfeifen der Luftminen. Dann die plötzlich einsetzende Stille, in der man das Brummen der «fliegenden Festungen» hören konnte, und das erneut einsetzende Abwehrfeuer, die Explosionsgeräusche, die sich zur höllischen Hysterie steigerten. Nein, daran konnte ich mich nie gewöhnen. Ich versuchte, ruhig zu bleiben, in unserem Zimmerchen, mich zusammenzureissen, und das ist mir wohl äusserlich auch gelungen. Meine Mutter machte jedenfalls keinerlei Anstalten, mich in den Arm zu nehmen und zu trösten. Aber dieses innere Zittern, diese Auskältung, steigerte sich und hielt noch Stunden nach dem Angriff an. Wenn ich dann plötzlich anfing, mit den Zähnen zu klappern, meinte meine Mutter, ich hätte mich erkältet und sie müsse sofort etwas dagegen unternehmen.

Kaum war die Entwarnung vorüber, hörten wir auch schon Ludmilla Dimitrieff die Wohnungstür aufschliessen. Aus dem Musiksalon rief sie uns zu, ob wir alles gut überstanden hätten, kam dann in die Küche und kochte Tee.

Ihren Tee trank sie mit viel Schnaps, bot aber meiner Mutter nie etwas davon an. Mit Schnaps war sie geizig. Je mehr sie davon trank, desto fröhlicher erzählte sie von Russland und ihrem Zaren. Sie soll dort Hofdame bei der Zarin gewesen sein, und adlig war sie auch. Von riesigen Festen erzählte sie, von Champagner- und Kaviarorgien, bei denen sich die hübschen Hoffräuleins mit nackten Ärschen in die Kaviarschüsseln setzen mussten, um von den jungen Hofherren den Hintern abgeleckt zu bekommen. «Das war ein Leben», pflegte sie dann zu seufzen und sah mich mit feuchten Augen an.

Ich fand sie immer widerlicher und quälte meine Mutter, wann Karl Hotze uns endlich hier herausholen würde. Sie sah mich dann erstaunt an.

«Lass uns zu Gott beten, dass wir es hier noch lange gut haben werden.»

«Und die Bomben», fragte ich, «wir sind hier mitten in der Stadt. Einmal trifft es uns bestimmt in unserem Zimmer hier. In den Vororten kann man doch leichter unterkriechen, in Splitterbunkern vielleicht?»

«Bomben fallen überall.»

«Aber in den Vororten nur aus Versehen.»

«Woher weisst du eigentlich, dass Hotze uns in den Vororten unterbringen will? Wenn überhaupt.»

«Er wohnt doch selber in einem Vorort, hast du gesagt.»

«Ja, aber woher weisst du, dass er uns in den Vororten unterbringen möchte? Vielleicht will er uns hier lassen, bis zum Kriegsende. Wer weiss? Es soll uns nichts Schlimmeres passieren.»

Sie lächelte, nahm mich in den Arm, und ich mochte nichts mehr sagen. Sie war glücklich. Für sie konnte es keine bessere Möglichkeit des Überlebens geben.

Ludmilla war eine glänzende Klavierspielerin, spielte Chopin bis zum Gehtnichtmehr. Anfangs liess sie die Tür zu unseren Hinterzimmern offen, und wir konnten sie nur hören. Mir war das sehr angenehm. Später forderte sie uns dann auf, in den Musiksalon zu kommen, stellte zwei Stühle hin, goss uns Tee ein, und wir stellten die Tassen auf den Boden. Mutter machte verträumte Augen und spielte ganz Dame.

Ich langweilte mich und zitterte vor dem Einsetzen der Alarmsirenen. Manchmal erzählte Ludmilla auch aus ihrem Leben, während sie leise vor sich hin klimperte. Sie hatte aus irgendeinem Grund, ich glaube, es war wegen einer unglücklichen Liebe, um ihre Entlassung bei Hofe gebeten und einen reichen Juden namens Epstein geheiratet, mit dem sie dann nach Berlin ging. Mit ihm bezog sie diese Wohnung, liess sich Anfang der dreissiger Jahre sehr vorteilhaft von ihm scheiden. Er wanderte nach Amerika aus und schickte ihr bis zum Kriegsausbruch immer noch Geld und Geschenke, obwohl sie von ihm sowieso schon gut versorgt war.

Sie erzählte mit einer so unbekümmerten Leichtigkeit, dass meine Mutter hemmungslos zu lachen anfing. Mein Gesicht muss während dieser spasshaften Berichte immer grauer geworden sein, denn Ludmilla fragte mich eines Tages, nachdem sie sich, wie ich im stillen meinte, wieder einmal über Epstein lustig gemacht hatte, warum ich bei ihren Geschichten immer so traurig aussähe.

«Er tut mir einfach leid», sagte ich.

«Warum?» fragte sie.

«Ich weiss nicht, warum, aber er tut mir leid.»

Sie lachte und griff in die Tasten. «Tschaikowsky», erklärte sie, «aus einem Klavierkonzert.»

Eines Nachts stand sie vor meinem Bett. Ich erschrak furchtbar, und sie hielt mir rasch den Mund zu. Sie roch nach Schnaps und Rauch. Aber nicht unangenehm. Als sie merkte, dass die Spannung in meinem Körper nachliess, setzte sie sich auf die Bettkante und sah mich ruhig an. «Möchtest du nicht ein bisschen zu mir kommen? Ich hatte auch einen kleinen Jungen, er war in deinem Alter, als er starb. Ich habe ihn sehr liebgehabt. Wir haben immer zusammen im Bett gelegen, und ich musste ihm Geschichten zum Einschlafen erzählen, das hatte er sehr gern. Hättest du das nicht auch gern?»

«Ich bin zwölf»

«Ich weiss.»

«Ich werde jetzt dreizehn», ich weiss gar nicht, wie ich das herausbekommen habe.

«Ich sag' dir doch, er war auch so alt», sie wurde schon ungeduldiger, «ich kann heute Nacht nicht allein sein, das ist ein wichtiges Datum für mich. Verstehst du? Der Tag, an dem ich meinen Mann gezwungen habe, sich von mir scheiden zu lassen.»

«Warum denn?»

«Ich erzähle es dir. Ich möchte es jemandem erzählen, der es noch nicht so recht versteht.»

Sie war stockbesoffen, und ich wurde immer neugieriger, aber ich hatte auch Angst. Und Mutter schlief doch im Nebenzimmer. Als mich Ludmilla sanft aus dem Bett zog, liess ich es widerwillig zu. Hätte ich schreien sollen? Hätte ich meine Mutter wecken sollen? Nicht auszudenken, welche Probleme es zwischen den beiden hätte geben können. Und am Ende hätte uns die Dimitrieff auf die Strasse gesetzt.

Nun gut, dachte ich, einen Revolver wird sie schon nicht im Bett versteckt haben. Bei der Vorstellung musste

ich plötzlich lachen. Sie hielt mir erneut den Mund zu und fragte mich, was es da zu lachen gäbe. Ich wäre mir nicht sicher, sagte ich, ob sie nicht einen Revolver im Bett versteckt hätte. Darüber musste sie nun lachen, und wir schlichen an Mutters Zimmer vorbei durch den Musiksalon in die Privatgemächer.

Dann lagen wir im Bett nebeneinander und wärmten uns. Das Zimmer war erstaunlich spartanisch möbliert. Allerdings mit einem breiten Bett. Sonst aber, wenn ich heute darüber nachdenke, würde ich es für das Zimmer eines Junggesellen gehalten haben. Geheizt wurde damals kaum noch, mit einem Wort, es war ziemlich ungemütlich, und auch mit ihr war es erst mal ziemlich eklig.

Sie wollte plötzlich wissen, ob ich beschnitten sei, dabei kicherte sie jungmädchenhaft, und ich war froh, dass ich ihr Gesicht in der Dunkelheit nicht richtig sehen konnte. Wieder musste ihr Mann herhalten, der auch beschnitten war, was ihr immer so gut gefallen hätte. Am liebsten würde sie nur mit beschnittenen Männern schlafen. Aber in einem Land wie Deutschland könnte man sich das nun weiss Gott nicht aussuchen. Zwischendurch nahm sie manchmal einen Schluck aus der Flasche, die neben ihrem Bett stand, und ich versuchte mich an den Bettrand zu schieben. Aber dann kroch ich doch langsam wieder unter die Decke, weil sie sie, bewusst oder unbewusst, festhielt und ich grässlich fror.

Plötzlich zog sie mich an sich heran und drückte sich an mich. «Du bist ja eiskalt», sagte sie und fing an, mich sanft zu massieren. Daraus wurde ein Streicheln, und schliesslich hatte sie ihre Hand an meinem Pimmel.

«Schön?» fragte sie, und ihre Stimme zitterte etwas. Ich fand's eklig und schön, sagte aber nichts. Ich wollte auf keinen Fall ihr Gesicht sehen und liess sie stumm weiter-

machen. Es war ganz still, und dann nahm sie meine Hand und führte sie überall dorthin, wo sie sie haben wollte. Nachdem sie sich entspannt hatte, sagte sie wieder in ihrem Jungmädchenton: «Du bist ja schon ein kleiner Mann.»

«Kann ich jetzt in mein Zimmer gehen? Ich bin ziemlich müde, und meine Mutter sieht manchmal in der Nacht nach mir.»

«Ich denke, sie hat einen gesunden Schlaf», kicherte sie, «du warst doch dabei, als sie es sagte.»

«Ich glaube, sie hat das nur gesagt, um Sie zu beruhigen. Wer hat heutzutage schon einen gesunden Schlaf?»

«Du bist aber ziemlich altklug. Gib mir wenigstens noch einen Kuss», sagte sie, und jetzt sah ich sie. Das Zimmer war irgendwie heller geworden.

«Nur weg», dachte ich, «gib ihr einen Kuss, und dann weg.» Ich war schon aus dem Bett, und sie sah mich mit ihrem ruhigen Blick an. Ich beugte mich über sie und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

«Richtig», verlangte sie.

Ich küsste sie auf den Mund und hätte kotzen können. Dann rannte ich, so schnell und so leise ich konnte, aus dem Zimmer. Hinter mir hörte ich wieder ihr Jungmädchenkichern.

Ich weiss gar nicht, wie ich in mein Zimmer gekommen bin. Ich betete nur, dass ich ohne Zwischenfall am Zimmer meiner Mutter vorbeikäme, dann schlief ich bis spät in den Vormittag.

Meine Mutter rüttelte mich wach. «Anziehen, schnell, Tagesangriff!»

Ich hatte keine Sirene gehört.

«Was ist los? Zieh dich an, schnell!»

«Wo sollen wir denn hin?» schrie ich zurück. «Ob sie

mich angezogen oder so erwischen, ist doch scheissegal. Eine Bombe lässt sowieso nur wenig von mir übrig.»

Mutter starrte mich sprachlos an. «Was sind denn das für Ausdrücke? Wie redest du denn mit mir?»

Dann drehte sie sich weg und schlich in ihr Zimmer.

Waren wir zu laut gewesen? Wenn jemand uns gehört hatte, meldete, dass noch Leute in den Wohnungen waren, wären wir dran gewesen. Und die Dimitrieff auch.

Wir hatten Glück. Es rührte sich nichts. Nur die Flak meldete sich von ferne. Ich hörte auch keine Bomben. Sie hatten sich diesmal wohl einen anderen Stadtteil vorgenommen. Dann kam die Entwarnung, und meine Mutter kam zu mir ins Zimmer. Sie setzte sich auf mein Bett und sah mich an. Sie hatte geweint. Obwohl sie ganz kühl tat.

«Du hast noch nie so zu mir geredet», fing sie an, «glaubst du, dein Vater hätte das geduldet, was du dir erlaubt hast? Und glaubst du, dass du so mit deiner Mutter reden kannst? Glaubst du das? Antworte!»

Ich antwortete nicht, ich sah nur weg. Was sollte ich auch sagen. Ich hätte mich stundenlang übergeben wollen, wenn ich nur gekonnt hätte. Ich war stinksauer auf mich, dass mir die letzte Nacht nicht mehr angetan hatte, dass ich mich im Grunde ganz normal fühlte. «Ich muss schon ein ziemliches Stück Scheisse sein», dachte ich. Und hatte Spass an dieser Ausdrucksweise. Ich hätte nicht einmal Angst gehabt, es der Mutter ins Gesicht zu sagen, aber ich wollte sie nicht noch unglücklicher machen. Und auf einmal hörte ich ihr wieder zu.

«Du kannst mir doch sagen, was dich so mitnimmt. Es ist doch auch ganz natürlich, dass selbst Kinder in deinem Alter an Depressionen leiden, wenn sie so leben müssen. Aber du musst darüber reden, sonst wird's immer schlim-

mer. Du musst dich aussprechen. Komm, red mit deiner Mutter. Was macht dir angst?»

Sie rückte näher an mich heran.

«Mein Gott», dachte ich, «ein Glück, dass ich mich danach noch gewaschen und abgerubbelt habe.»

«Also, was ist?»

Sie legte den Arm um meine Schultern und zog mich an sich. Ich fing plötzlich an zu heulen und redete und redete. Ich weiss nicht mehr so ganz, was und wieviel und wovon, ich weiss nur, dass ich log und log und log. Von den Bomben redete ich, von der Gestapo, von der Versteckerei und dass man nur noch ganz selten auf die Strasse an die Luft könne.

Mutter wiegte mich wie ein Baby. Das sei eine Art Koller und ziemlich normal in solchen Situationen. Und sie versprach mir, dafür zu sorgen, dass mir nichts geschehen würde, soweit das natürlich in ihrer Macht stünde und dass wir den Krieg überleben würden. Ich erinnere mich nur noch, dass ich mich ziemlich heftig aufs Bett warf und furchtbar müde wurde. Mutter weckte mich mit einer Tasse Wirsingkohlsuppe in der Hand. «Hier, eine Tasse Millach», sagte sie und grinste. Meine Oma, Mutters Mutter, hatte das gesagt, wenn sie den Babysitter bei uns machte und uns morgens mit einer grossen Tasse Milch weckte. Wir Kinder hatten uns über ihren polnisch-jüdischen Akzent lustig gemacht, «Tasse Millach» wurde in der ganzen Familie zum geflügelten Wort.

«Oma ist tot», sagte ich, und Mutter erstarrte.

«Woher willst du das wissen?» Sie versuchte, ihre Fassung zu bewahren.

«Oma ist tot», wiederholte ich, «sie ist abgeholt worden von diesen Mörderköpfen. Von meinem Vater ist ja auch nicht viel übriggeblieben.»

Meine Mutter stellte die Tasse auf einen Stuhl neben dem Bett und verliess das Zimmer. Ich hätte mich umbringen können, aber ich konnte mich nie dafür entschuldigen.

Nach einigen Wochen, während deren ich noch ein paar-mal zu Dimitrieff ins Bett «durfte», kam der grosse Knall. Bei einem Nachtangriff hagelte es nur so auf unsere Gegend herunter. Wir waren wieder allein in der grossen Wohnung, und wir hörten eine gewaltige Explosion. Stille. Dann hörten wir Schreie. Durch die verdunkelten Fenster brach immer mehr Licht durch. Die Verdunkelungsrollen hingen in Fetzen, die Scheiben lagen auf dem Boden, und das Licht kam vom Feuer, das sich an der gegenüberliegenden Hauswand hochfrass.

«Ruhig», rief meine Mutter, obwohl ich gar nichts gesagt hatte.

Jetzt hörte ich es auch. Es knisterte. Es knisterte in der Wohnung. Rauch drang vom Musiksalon her durch die Tür, die in unseren Korridor führte. Mutter rannte in ihr Zimmer, griff als erstes ihre Aktentasche, die Kleider hatten wir ja sämtlich bei jedem Angriff am Körper, und kam zu mir zurück. «Durch die Wohnung können wir nicht mehr. Wir müssen versuchen, durch die Dienstbotentür rauszukommen. Ich weiss bloss nicht, wo die hinführt. In ein schäbiges Treppenhaus, denke ich mal.»

Es war eine mit Metallplatten verkleidete Tür, und wir brauchten ziemlich lange, bis wir den Schlüssel umdrehen konnten. Wahrscheinlich hatten sich die Platten wegen der Hitze schon verzogen. Dann waren wir draussen und kamen durch eine kleinere Nebentür auf die Strasse. Von mir war jede Panik abgefallen. Endlich hatte es bei uns gekracht, bei uns eingeschlagen. Die Spannung war verschwunden,

und ich war von diesem Moment an zutiefst überzeugt, dass uns nichts passieren konnte.

Es war ein unheimlicher Anblick. Überall kam Feuer aus den Fenstern, der Qualm wurde immer finsterer, und die Explosionen hörten nicht auf. Merkwürdig, dass die Flak überhaupt nicht mehr schoss. Man hörte nur das tiefe Brummen von Flugzeugmotoren und sah die «Weihnachtsbäume». So nannte man die Lichtraketen, mit denen die Anglo-Amerikaner ihren Abwurfbezirk absteckten. Dann krachte es wieder. Der ganze von uns einzusehende Ku'damm schien zu wackeln. Mit den Flammen kam Wind auf, vertrieb Qualm und Staub, und wir konnten Teile des Ku'damms sehen, die man bis jetzt, von da, wo wir standen, nicht hatte einsehen können. Die grossen Eckhäuser waren einfach verschwunden. Es waren fast keine Menschen auf der Strasse zu sehen. Nur ein paar Blockwarte aus den umliegenden Häusern rannten wie aufgeschrecktes Geflügel herum und wussten nicht, wo sie anzufangen hatten. Ausser Mutter und mir gab es nichts. Wir standen ganz allein und schauten.

Es krachte, knisterte, ballerte, und wir sahen zu, ohne Angst, mit einer ganz tiefen Befriedigung. Jeder der umherfliegenden Granatsplitter hätte uns treffen können, jede Luftmine hätte uns wegschleudern können, aber wir wussten, es würde uns nichts passieren.

Ich kenne dieses Gefühl bis zum heutigen Tag. Es verblasst langsam, aber ich kann es immer noch riechen und schmecken. Diesen süsslichen Gestank und den Staub in der Mundhöhle. Ich fühlte mich unverwundbar, und das liess mich einiges, wenn schon nicht vergessen, so doch ertragen.

Wie lange wir dort gestanden hatten, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur, dass die Dimitrieff plötzlich auftauch-

te und leise auf uns einsprach. Und ich weiss auch, dass ich von meiner Umgebung absolut fasziniert war und gar nicht hinhörte. Erst als meine Mutter anfing, genauso leise zu antworten, wachte ich wieder auf. «Lona kann uns nicht aufnehmen. Sie sagt, die Verbindung mit uns sei der Gestapo viel zu gut bekannt. Man wisse dort zumindest, dass sie das Geschäft von uns übernommen habe, und sie sei sich auch nicht sicher, ob sie nicht ständig unter Beobachtung stehe.»

«Ich glaube das nicht», sagte Ludmilla, «sie würde sicher schon ein paarmal verhört worden sein, und nicht nur observiert werden. Die Praktiken der Gestapo sind rigoros verschärft worden. Seit der Krieg eine solche Wendung genommen hat, machen die kurzen Prozess mit Leuten, die ihnen verdächtig sind. Ich halte das für eine Ausrede. Wie auch immer, ich verstehe, dass sie Angst hat, euch bei sich unterzubringen. Ich brauche etwa zehn bis vierzehn Tage, dann kann ich euch wieder aufnehmen. Könnt ihr euch nicht an Karl Hotze wenden? Das ist ein sehr findiger Mann. Habt ihr seine Telefonnummer?»

«Nein», sagte Mutter, «er hat immer nur Kontakt über Beege-Faude-Furkert zu uns aufgenommen.»

«Wer ist das?» fragte Ludmilla.

«Lona», antwortete Mutter, «sie war dreimal verheiratet.»

Ich starrte die Dimitrieff an. Sie hatte wieder dieses versteckte Grinsen in den Augen und keine Zigarettenspitze im Mund. Sie sah richtig nackt aus.

«Woher», dachte ich, «war sie so genau über das Verhalten der Gestapo informiert? Woher wusste sie, wen die bespitzelten und wen nicht? Klar, sie hatte ja gleich zu Anfang kein Geheimnis daraus gemacht, Kontakte zu Parteiangehörigen zu haben. Aber wie intensiv, wie eng waren

diese Kontakte? Warum half sie uns? Und warum, wenn sie ein Spitzel der Gestapo war, waren wir nicht schon längst hopsgegangen?»

Ich hatte von Zeit zu Zeit versucht, Ludmilla Dimitrieff meiner Mutter madig zu machen. Nicht nur aus diesem Grund, aber ich konnte den Spitzelverdacht meiner Mutter gegenüber immer nur andeuten. Und Mutter lehnte jedes Gespräch darüber ab.

«Wohnen wir hier oder nicht?» pflegte sie zu sagen, «hat sie uns hochgehen lassen? Benutzt sie uns zu irgendwelchen Schlepperdiensten? Also, was soll das? Wir spielen hier keine Indianerspiele. Ich will gar nicht davon reden, wie gefährlich es auch für Ludmilla ist, uns zu verstecken. Als geschiedene Frau eines Juden und russischer Herkunft.»

Ich dachte auch nicht an Indianerspiele. Na schön, mir waren die Hände gebunden. Oder vielmehr die Zunge.

«Ich darf euch die Telefonnummer von Hotze eigentlich nicht geben, aber ich riskiere es.»

Sie suchte aus ihrer Krokodilledertasche ein kleines Adressbuch und einen Silberstift heraus, riss ein Zettelchen ab, schrieb und gab es meiner Mutter. «Ihr habt wenigstens all eure Sachen ständig bei euch.» Wieder dieses Grinsen. «Mir tut's nur um meinen Flügel leid. Ein echter Bechstein.»

Mutter kriegte keine Verbindung zu Hotze und versuchte es über Lona. Nichts lief. Schon gar nicht über öffentliche Telefonzellen. Es war ganz still geworden. Wir standen zu dritt vor dem Telefonhäuschen und versuchten nachzudenken.

Überall lagen irgendwelche brennenden Sachen auf der Strasse. Die Leute fingen an, Möbel auf den Fahrdamm zu werfen, um sie vor dem Feuer zu retten. Einer kam mit

völlig irrem Blick auf die Telefonzelle zugelaufen, schrie dauernd «Sanitäter!» und begann, an dem Telefon rumzuarbeiten. In seiner Wut stemmte er sich gegen die Zellenwand, riss den Apparat heraus und schleuderte ihn aufs Trottoir. Dann rannte er weiter, immer noch «Sanitäter!» schreiend. Wir machten jetzt auch, dass wir weiterkamen. Auf Zerstörung von Volksgut stand die Todesstrafe. Das fehlte noch zu unserem Glück. Ausserdem hätte man das mal den Amis erzählen sollen.

Wir fingen fast an zu rennen, völlig ziellos, waren plötzlich in der Mommsenstrasse, keuchten wie die Langstreckenläufer und merkten, dass neben uns noch jemand mitkeuchte. Eine Frau, Mittelalter etwa, brabbelte dabei vor sich hin. «Sanitäter! – Der Mann hat 'nen Dachschaden. Der muss von der Front kommen. Hier gibt's doch keine Sanitäter. Dem hat's wahrscheinlich seine ganze Familie zerschmissen.»

Wir blieben stehen. Wir konnten einfach nicht mehr. Aber ich muss zugeben, die Dimitrieffjapste am wenigsten.

«Fehlt nur noch, dass sie ihre Zigarettenspitze rausklaubt», dachte ich.

Die Frau redete und redete, lief dabei aber immer weiter. Auf der Stelle. Japste und redete. Keiner von uns sah sie an.

«Kommt nach Hause, ist auf Urlaub, und dann zerschmeisst es ihm die ganze Familie. Jetzt kriegt er mal mit, was er da draussen verteidigen soll. Der wird doch so schnell wie möglich wieder zurückmachen. Da draussen hat er's besser.»

«Schreien Sie doch nicht so laut», sagte die Dimitrieff.

«War ja noch keine Entwarnung», antwortete die Frau, «glauben Sie, einer von den Bonzen traut sich auf die Strasse, bevor es Entwarnung gibt?»

«Gehen Sie weiter! Sie bringen uns in Teufels Küche», sagte die Dimitrieff. Plötzlich war ihr Akzent ganz deutlich zu hören.

Aber die Frau schien nichts davon zu merken. «Kann ich eine Zigarette haben?»

«Meine letzte», sagte Ludmilla.

«Aber ziehen könnten sie mich mal lassen.»

Ich war gespannt, wie Dimitrieff darauf reagieren würde. Ruhig nahm sie den Stummel aus der Spitze und gab ihn ihr. «Rauchen Sie zu Ende», sagte sie ruhig, «aber gehen Sie in einen Keller oder Bunker.»

«Und Sie?» fragte die Frau zurück.

«Wir sind gerade ausgebombt worden.»

Die Frau starrte uns an. Dann hob sie etwas unentschlossen die rechte Hand und drehte ab.

«Ausgebombt!» – das war das Stichwort.

«Ich habe eine Idee», sagte Dimitrieff und kramte eine neue Zigarette aus der Handtasche. Wir traten in den Schatten eines Haustors, und sie steckte sie in die Spitze.

«Ich weiss im Augenblick selbst nicht, wohin, aber es gibt ein Hotel hier in der Nähe, in dem ich oft Freunde von mir untergebracht habe. Wenn wir Glück haben, können wir erst mal den Rest der Nacht dort verbringen. Dann muss ich mich als ausgebombt melden, und ihr habt vielleicht bis dahin Kontakt. Entweder mit Hotze oder mit Lona.»

«Erst mal müssen wir die Entwarnung abwarten», sagte Mutter.

Wie lange wir da im Hausflur gestanden haben, weiss ich nicht mehr, doch dann kam endlich die Entwarnung, und wir marschierten los.

Das Hotel war in der Kantstrasse, und wir beteten nur, dass es noch stand. Es stand. Wir drückten die Hotelglo-

cke. Es rührte sich nichts. Doch plötzlich standen, wie aus dem Boden gewachsen, zwei Uniformierte vor uns. «Kettenhunde» nannte man sie, weil sie Schilder auf der Brust trugen, die mit einer Kette um den Hals befestigt waren.

«Wohnen Sie hier?» fragte der eine.

«Nein, aber wir möchten gerne», sagte Dimitrieff.

Der Soldat horchte sofort auf.

«Sind Sie Ausländerin?» fragte er.

«Ich lebe seit 23 Jahren in Deutschland, besitze die deutsche Staatsangehörigkeit und bin vor etwa einer Stunde ausgebombt worden.»

«Ihre Ausweispapiere!»

Da hatten wir's. Ich war wie im Fieber. Sollte ich losrennen? Sollte ich bewusstlos werden? Einfach umfallen? Ich sah Mutter an, und sie schüttelte fast unmerklich den Kopf. Was hiess das?

«Warum bleibt sie so ruhig?» dachte ich, während Ludmilla gelassen ihren Ausweis aus der Tasche nahm.

Er sah ihn sich lange an und gab ihn dann zurück. «Und Sie», wandte er sich an Mutter, «ebenfalls ausgebombt?»

«Wir wohnen im gleichen Haus.» Sie stellte die Aktentasche auf die Strasse, suchte in ihrer Manteltasche und fragte Ludmilla, «hast du meinen Schlüssel?»

«Wie soll ich zu deinem Schlüssel kommen?» antwortete sie. «Komm, lass mich mal nachschauen.»

Sie durchsuchte umständlich Mutters sämtliche Manteltaschen, und Mutter gluckste, als ob sie etwas kitzelte.

Was führten die beiden Frauen da auf? Es sah aus wie eine Clownsnummer. Mutter schrie vor Vergnügen, hob den Rock hoch und schaute in ihre Liebestöter. «Nein», lispelte sie, «da ist er auch nicht.»

Ludmilla setzte sich mit gespreizten Beinen auf den Gehsteig, zog mit elegant-lässigen Bewegungen ihre Schu-

he aus, schüttelte sie und kippte sie auf die Strasse, während Mutter anfang, um sie herumzutanzten. Ich fühlte, sie war dem Weinen nahe. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einem ganz blödsinnigen Grinsen, während die beiden «Kettenhunde» anfangen zu grieren.

Dimitrieff muss die Panik meiner Mutter gespürt haben, denn plötzlich sprang sie auf und hielt einen kleinen Schlüssel in der Hand. «Da ist er ja», rief sie und riss die Hand ganz nach oben. Stellte sich sogar auf die Zehenspitzen. «Da ist er ja», rief sie noch einmal mit ganz hoher Piepsstimme.

Ich musste laut loslachen. Sie hatte immer noch die Zigarettenspitze im Mund, und ihre vornehme Haltung bekam etwas völlig Schräges. Ich lachte weiter, Mutter lachte immer hysterischer, und dann fingen die Uniformierten auch an zu lachen. Dimitrieff brach abrupt ab, übergab meiner Mutter den Schlüssel und sagte: «Komm, zeig deine Papiere, und ich drücke noch mal auf die Klingel.»

Mutter bückte sich zur Tasche hinunter, und mir wurde schlecht. Sollte ich jetzt ablenken? Den Clown spielen? Ich war wie gelähmt.

Und dann sagte der zweite Soldat, der bis dahin noch kein Wort gesprochen hatte, «Lassen Sie nur, ist ja gut. Wo sind Sie denn ausgebombt?»

«In der Hektorstrasse», sagte Mutter.

«Ja», sagte er, «da ist ganz schön was runtergefallen. Die machen nicht auf. Sie brechen sich noch den Finger ab», wandte er sich jetzt an Dimitrieff, «kommen Sie, wir haben unseren Wagen hier in der Nähe. Wir müssen Sie alle einsammeln.»

«Wo bringen Sie uns hin?» fragte Mutter.

«Zum Lehniner Platz. Eine Art Sammelstelle für Bombengeschädigte. Da gibt's erst mal was zu essen und eine

Matratze. Morgen können Sie dann zu Verwandten, oder Sie kriegen Wohnraum zugewiesen.»

Später im Wagen fragte er Dimitrieff, ob sie was mit Zirkus zu tun gehabt hätte.

«Früher mal. Jetzt bin ich pensioniert», grinste sie und sah mich an. Ich musste einfach über sie lachen.

Am Lehniner Platz hatten sie ein ganzes Kino leergeäumt. Wir standen Schlange und bekamen Becher mit heissem Wasser in die Hand gedrückt.

«Feines Süppchen», sagte Dimitrieff. Dann flüsterte sie: «Da gehört ein Schuss Wodka rein.»

Mutter war gar nicht mehr zum Lachen. «Wie geht's jetzt weiter?» fragte sie leise.

«Ihr verdrückt euch. Das werdet ihr doch noch schaffen», lächelte Dimitrieff und liess sich ganz brav in der Schlange nach vorn schieben. Sie hatte keinen Blick mehr für uns. Verhielt sich, als wollte sie sagen: «Ich hab' genug für euch getan. Seht zu, wie ihr allein weiterkommt.»

Ich war sprachlos. Sie liess uns stehen, tat so, als kenne sie uns nicht mehr, und selbst ihr Rücken, den sie uns zuwandte, strömte noch Fremdheit und Eiseskälte aus.

Mutter und ich sahen uns an. «Donnerwetter», dachte ich, «tolle Frau, und mit so was freudest du dich an.» Ohne dass wir uns weiter verständigen konnten, schoss eine dickliche NSV-Schwester auf uns zu und drückte mich an sich. «Keine Angehörigen, bist du allein?»

«Das ist mein Kind», sagte Mutter und zog mich weg.

«Kinder werden hier extra behandelt. Er braucht nicht in der Schlange zu stehen. Ich nehme ihn gleich mit. Sie brauchen sich und ihn nur registrieren zu lassen, wenn Sie dran sind. Und wenn er geschlafen hat, kriegen Sie ihn wieder.»

Sie lachte und schob mich mit nach vorn. Ich sah zur Mutter zurück. Sie zog die Schultern hoch und machte eine beruhigende Geste.

Und dann sah ich Ludmilla. Ich kam an ihr vorbei, und sie sah mich an. «Gute Nacht», sagte ich freundlich.

«Wer ist denn das?» fragte die NSV-Schwester.

«Freundin meiner Mutter», antwortete ich.

«Auch ausgebombt?»

«Wir wohnten im selben Haus.»

«Na schön. Morgen seht ihr euch alle wieder.»

Sie zerrte mich an den Leuten vorbei zur Tür ins Haus, an einem Tisch vorüber, an dem ebenfalls NSV-Schwester standen und Suppe aus einem Kessel verteilten. Hinter ihnen standen Wehrmachtsangehörige und ein paar Leute in Zivil. Sie hatten einen ähnlich gleichgültigen Blick wie Dimitrieff und schienen an nichts interessiert zu sein. Aber ich hatte das Gefühl, dass sie uns äusserst wachsam beobachteten.

«Wenn ich so alt bin wie die, gehe ich auch zur SS.»

Ich schaute zu ihnen hinüber.

«Wo siehst du denn hier SS?» fragte meine NSV-Schwester und schubste mich weiter. «Die sind doch alle an der Front», grinste sie.

«He, Frau Schulze-Kling, ich bin doch nicht blöd», grinste ich zurück, «unter den Wintermänteln, haben Sie die Uniformen nicht gesehen?»

Ich konnte einfach nicht widerstehen. Ich wollte das jetzt ausreizen. Was würde geschehen, wenn ich ihr alles sagte?

«Ich bin eine Judensau, eine kleine Judensau, und wenn die Amis mich heute nicht ausgebombt hätten, sässe ich immer noch in einer vornehmen Wohnung, und du alte Schachtel hättest keinen blassen Schimmer. Nie hättest ihr

mich erwischt, wenn die Amis mich nicht auf die Strasse gebombt hätten. Selbst dazu seid ihr zu blöd.»

Sie blieb abrupt stehen und sah mich an. Ich wusste nicht – hatte ich das alles nur gedacht oder schon gesagt? Was würde sie tun, wenn ich es gesagt hätte? Würde sie mich am Kragen packen und zu den Gestapofritzen schleifen? Dafür sah sie eigentlich zu gemütlich aus.

«Sag mal, du wirst doch jetzt nicht anfangen auszurasten? Wenn du heulst, schicke ich dich zu deiner Mutter in die Schlange zurück. Da kannst du bleiben, bis du schwarz wirst.»

«Oder gelb», grinste ich.

«Wie kommst du denn auf Gelb?» fragte sie irritiert.

«Der Judensterne ist gelb», dachte ich, zuckte mit den Schultern und sah sie weiter an. Ich konnte sehen, wie ihre Augen feucht wurden. Hatte sie Mitleid? Mit mir?

«Ein deutscher Junge heult nicht. Oder wenigstens nicht offen.» Ihre Lippen fingen an zu zittern.

Ich sagte: «Wenn einem schlecht ist, wird man doch gelb im Gesicht.»

Sie blickte nun völlig verstört. Dann zog sie mich an sich. «Mein Gott», sagte sie, «ich hätte dir eine andere Kindheit gewünscht.»

Sie stiess eine Tür auf und schob mich in einen ziemlich grossen Raum. Auf dem Boden lagen Matratzen und Haufen noch nicht auseinandergenommener Decken.

«Kinder kriegen Milch oder Erbsensuppe, und wenn sie pupsen, kriegen sie was hintendrauf», versuchte sie zu scherzen.

Ich ging auf eine Matratze zu. Ich war so todmüde, ich hätte im Stehen schlafen können.

«Nee, nee», fing sie mich wieder ein, «erst wird gewaschen und Zähne geputzt.»

Sie zeigte auf eine Tür an der gegenüberliegenden Wand.

«Ich hab' aber keine Zahnbürste», sagte ich mürrisch. Ich war jetzt ganz mies gelaunt.

«In solchen Zeiten macht man das mit dem Finger», meinte sie. «Los, rein da! Und zieh die Klamotten aus. Ich bringe dir ein Handtuch.»

Sie liess die Tür offen. Als sie zurückkam, stand ich immer noch da.

«Die Zähne hab' ich schon geputzt», sagte ich und zeigte ihr meinen Finger.

Sie blieb ungerührt. «Zieh die Klamotten aus, und häng sie an den Türhaken.»

Ich rührte mich nicht. Es dauerte eine Weile, doch dann verstand sie. «Ach so, du schämst dich. Also, mach voran. Wenn ich zurückkomme, bist du fertig. Dann kriegst du was zu essen und kannst schlafen. Los, fix!»

Damit verschwand sie, liess aber die Tür angelehnt.

Was hatte Mutter einmal gesagt? «Nie vor fremden Leuten die Hosen aufmachen. Immer zusehen, dass man alleine in der Toilette ist. Am Schniepelchen erkennen sie, wer du bist.»

Ich beeilte mich, so schnell ich konnte. Als sie zurückkam, zog ich mir gerade wieder den Mantel an.

«Den kannst du weglassen. Roll ihn zusammen, und mach ein Kopfkissen draus.»

Sie brachte mich zu einer Matratze ganz nahe an einer Wand, vor der schon eine Schüssel stand.

«Essen», sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf. «Ich bin nur müde.»

«Wenigstens ein paar Löffel.» Sie hatte schon wieder den feuchten Mitleidsblick.

Ich tat ihr den Gefallen. Sie strich mir kurz übers Haar und verschwand.

Überall lagen Kinder herum. Ich schien schon zu den älteren Jahrgängen zu gehören. Andere liefen umher, spielten mit alten, zusammengeknoteten Decken Fussball, warfen sich auf die Matratzen und schrien wie die Irren. Ich hätte nie geglaubt, dass ich bei einem solchen Höllenlärm schlafen könnte.

Ich versuchte mich in den Schlaf zu wiegen. Das hatte ich mir angewöhnt, wenn ich nicht einschlafen konnte, schaukelte wie auf einem Dampfer und merkte nur allmählich, dass mich jemand schüttelte. Jemand versuchte, mich hochzuheben. Ich schrie wie am Spiess, und meine Mutter hielt mir den Mund zu.

«Wir müssen», flüsterte sie und fügte dann laut hinzu, «wir treffen Tante Lona. Sie kann uns eine Weile unterbringen.»

«Deshalb hätten Sie Ihren Jungen doch nicht zu wecken brauchen, Frau Gemberg.» Hinter ihr stand meine NSV-Schwester. «Hübsches Kerlchen, sieht aus wie ein Italiener. Bist du Italiener?»

Sie lächelte, und ich fühlte, wie Mutters Hand zitterte. «Naja», sagte sie, «bei seiner Tante Lona hat er doch schon eine gewohntere Umgebung. Und schlafen kann er da bis in die Puppen.»

«Wenn's nicht wieder Alarm gibt.» Meine NSV-Schwester lächelte immer noch. «Also gut, ihr werdet das schon richtig machen.» Sie beugte sich zu mir herunter. «Ach, und mit dem Eintritt in die SS nimmst du dir noch ein bisschen Zeit, nicht wahr?»

Sie sah mich beängstigend lange an. Dann strich sie mir wieder über den Kopf und verschwand.

Mutter setzte sich auf die Matratze. «Was meinte sie mit dem Eintritt in die SS?» Mutter schien sehr nervös zu sein.

«Sie hat mich gefragt, was ich später einmal werden will, und ich habe geantwortet, wenn ich alt genug bin, will ich in die SS eintreten», beruhigte ich sie.

«Dein Humor wird immer merkwürdiger», sagte sie und streckte sich neben mir aus. «Nur ein paar Sekunden. Ich habe überhaupt nicht geschlafen.»

«Das ist mein Ernst. Ich würde gern zu dem Verein gehören. Schicke Uniformen. Die Elite des Führers. Die Macht wäre auf meiner Seite. Was meinst du, wie viele von unseren Leuten in der Partei wären, wenn sie keinen Stern tragen müssten. Mein bester Freund Heinz Kramasch» - «der bei uns in der Elberfelder Strasse gewohnt hat?» unterbrach sie mich.

«Im Vorderhaus. Im vierten Stock.»

«Der!» Sie sah mich an. «Und? Was hat er gesagt?» fragte sie nach einer Weile.

«Warum sind wir bloss als Scheissjuden geboren worden? – Das hat er gesagt!»

Ich hatte nur geflüstert, aber sie hielt mir sofort den Mund zu. Dann sah sie in den Saal. Um uns herum war immer noch Lärm und Gewusel, aber niemand schien sich um uns zu kümmern.

Ich fing an zu heulen. Mit ihrer Hand auf meinem Mund heulte ich. Ich war mit einem Mal völlig erledigt.

«Sieh mal», sagte sie leise, «die sind doch bald hinüber. Die haben den Krieg so gut wie verloren. Die Russen stehen kurz vor der polnischen Grenze, und die Engländer und Amerikaner sind schon in Italien.» Sie nahm mich in den Arm.

«Und wenn der doch seine Wunderwaffe kriegt?» schluchzte ich.

«Die kann der doch gar nicht mehr bauen. Die Es und die As zertöppern ja alles», flüsterte sie.

«Aber ich habe es satt, immer davonzulaufen. Die müssen das nie.»

«Doch, die müssen uns hinterherlaufen. Das ist genauso anstrengend. Und vielleicht ändert sich das ja bald. Dann spurten die, und wir spurten denen hinterher.»

Ich sah meine Mutter an und fing an zu lachen. Wir lachten, bis uns die Tränen kamen. Und weil wir unterdrückt lachen mussten, taten uns so die Seiten weh, dass wir uns vor Lachen und Schmerzen krümmten. Wir konnten gar nicht mehr aufhören.

Mutter versuchte aufzustehen. «Schluss, Endel!» keuchte sie, und dann schüttelte es sie wieder.

Plötzlich bekam sie einen Hustenanfall, der nicht wieder aufhören wollte. Die Leute wurden auf uns aufmerksam, und um uns herum wurde es stiller. Mutter winkte ab und hustete.

«Nichts Schlimmes», stöhnte sie. «Ich hab' mich nur verschluckt.»

Dann machten wir, dass wir aus dem Saal kamen. Mutter trat kurz an den Tisch vor dem Ausgang und schob mich vor.

«Gemberg», sagte sie, «und das ist mein Sohn. Wir sind schon bei Ihnen registriert und versuchen jetzt, uns auf eigene Faust Wohnraum zu organisieren.»

Ich kicherte weiter.

«Viel Glück», sagte der Mann hinter dem Tisch und fixierte mich streng.

Ich lief auf die Strasse, und Mutter kam hinterher. Sie überzeugte sich davon, dass niemand uns hören konnte und sagte, während sie immer noch hüstelte: «Wir müssen genau verabreden, was wir sagen, wenn Not am Mann ist.»

«Klar», sagte ich und fing wieder an zu lachen.

«Schluss jetzt, wie heisst du», fragte sie streng.

«Michael Degen», kicherte ich.

«Wie heisst du?» Sie schrie jetzt fast.

Ich sah mich um und legte den Finger auf den Mund. Sie erschrak und hatte wieder dieses verletzliche Frauengesicht.

«Ist ja gut. Ich heisse Max Gemberg, bin aus Lichtenberg, Hermann-Göring-Platz und ausgebombt.»

«Welche Hausnummer?»

«Keine Ahnung.»

«Siehstel!»

«Weisst du sie denn?»

«Keine Ahnung.» Sie lachte wieder.

«Gibt's da überhaupt einen Hermann-Göring-Platz?»

«Woher soll ich das wissen?»

Jetzt lachten wir schallend los, während wir den Kuddamm runtertrabten. Ich habe meine Mutter nie wieder so geliebt. Da war es wieder. Dieses alte Gefühl der Sicherheit. Es war ein strahlender Tag. Mit Sonne und blauem Himmel. Ganz friedensmässig.

Überall stank es nach verkohltem Zeug. Die Gegend sah aus, als hätte eine riesige Dampfwalze alles platt gemacht. Und ich glaube, dieser widerliche süsse Leichengeruch hing auch wieder in der Luft.

Aber das alles machte uns nichts aus. Es war warm, wir froren nicht, und je grösser das Chaos, desto ungefährdeter schienen wir zu sein.

«Am liebsten würde ich jetzt baden gehen. So was von Wärme! Weisst du noch, wie wir mit Tante Regina am Grunewaldsee waren? Sie konnte nicht schwimmen, oder? Aber sie hat mit den Armen riesige Schwimmbewegungen gemacht, dabei stand ihr das Wasser gerade mal bis zu den Knien.»

«Mach dich nicht lustig über sie!»

«Ich mache mich nicht lustig. Es war komisch. Also, gehen wir jetzt schwimmen?» fragte ich. Nur nicht wieder meine düstere Mutter, dachte ich, nur keine Probleme im Moment. Aber sie war nicht aufzuhalten.

«Ja, komm», sagte sie, «gehen wir zum Grunewaldsee. Und wenn wir dort nichts zum Übernachten finden, dann können wir uns wenigstens ersäufen.»

Ich blieb stehen.

«Ach, Verzeihung», knurrte sie und nahm mich bei der Hand. «Wir müssen versuchen, Lona zu erwischen. Hoffentlich ist sie nicht auch ausgebombt.»

«Vielleicht hätten wir da noch was zu essen bekommen, wenn wir noch ein bisschen gewartet hätten», sagte ich vorsichtig.

«Die sind so erbarmungslos ordentlich», antwortete sie. «Meistens retten sie, trotz schwerster Luftangriffe, als erstes immer ihre Akten und Ordner.»

Wir waren am Olivaer Platz angelangt und gingen in ein Café Ecke Xantener Strasse. Es gab nur Lorke, Blümchenkaffee.

«Zu mehr hätte es sowieso nicht gereicht», sagte meine Mutter, «aber heiss ist er wenigstens.» Dann fragte sie, ob sie mal telefonieren könne.

«Versuchen Sie es», antwortete die Bedienung.

Ich sass da, hatte einen Riesenhunger und schlürfte langsam heisses, schwarzes Wasser. Im Raum war es sehr düster, obwohl es erst später Nachmittag war. Man hatte die Verdunklungsrollen teilweise noch unten und sparte Licht. Ich fror, und die schwarze Sosse tat mir gut.

«Kann ich noch eine Tasse haben?» fragte ich.

«Na, na, junger Mann, zwei Tassen Kaffee in deinem Alter? Das geht auf die Gesundheit.»

Wir lachten, und die Bedienung goss mir aus einer Thermosflasche noch mal ein. Dann setzte sie sich an den Tisch und sah mir beim Schlürfen zu.

«Kannste denn auch zahlen?»

«Was kostet denn so 'n Schwarzwasser?» fragte ich.

Sie betrachtete mich amüsiert. Offensichtlich schien sie sich zu langweilen.

«Ich hab' noch 'n Stück Kuchen unterm Ladentisch. Nur für Stammkunden. Willste, oder nich?»

«Ich weiss nicht, ob meine Mutter das zahlen kann. Wir sind ausgebombt. Und ich war doch noch nie hier.»

«Mach dir keine Sorgen», sie ging auf die Theke zu, «geht auf Kosten des Hauses.»

Meine Mutter kam ziemlich rasch zurück. «Schnell, wir treffen uns mit Hotze», sagte sie.

«Möchten Sie auch ein Stück?» kam es aus Richtung Theke. «Ihr Junge hat mir erzählt, dass Sie ausgebombt sind. Ihr seht ja auch beide ziemlich mitgenommen aus. Und Ihren Kaffee haben Sie auch noch nicht getrunken.»

Mutter trank hastig ihren Kaffee und stopfte sich den Sandkuchen in den Mund. «Was macht das?» fragte sie zwischendurch.

«Sie zahlen bloss drei Tassen Kaffee. Der Rest ist auf Kosten des Hauses. Ich habe Ihren Sohnematz eingeladen und Sie natürlich auch.»

«Drei?» Meine Mutter sah mich an.

«Mir war so kalt», sagte ich.

«Umfallen wird er davon bestimmt nicht», lachte die Bedienung.

Mutter zahlte, bedankte sich, und ich gab der Frau die Hand. Sie hatte mir richtig wohlgetan. Ich erinnere mich an ein Gefühl von Normalität, von Gleichberechtigung. Es war wie ein flüchtiges Streicheln.

Bis zum heutigen Tage werde ich das Gefühl von Minderwertigkeit nicht los, das ich als Kind eingepflegt bekam. Und während ich hinter Mutter herlief, dachte ich wieder an Heinz Kramasch. «Scheissjuden», sagte ich laut.

«Was?» Meine Mutter blieb wie angewurzelt stehen.

Ich schwieg.

«Was hast du da eben gesagt?»

«Ach nichts.»

Sie packte mich am Arm und riss mich mit sich fort. «Du blöder Kerl, du weisst ja nicht mehr, was du sagst!»

Mutter legte immer mehr Tempo zu, und wir liefen im Sturmschritt die Uhlandstrasse hinunter. «Du wirst bald stolz darauf sein, das hier überstanden zu haben!»

«Wenn wir überleben», keuchte ich.

Jetzt rannten wir fast.

«Ja, wenn wir überleben», wiederholte sie.

«Ich habe Hunger», quengelte ich.

«Du hast ein Stück Kuchen gegessen.»

«Ich habe Hunger!»

Auf so etwas reagierte Mutter panisch. Sie konnte es nicht ertragen, wenn ich Hunger hatte oder müde war, ohne dass sie mir helfen konnte. Ich wusste das und spielte es gelegentlich aus. Ich muss sie sehr damit gequält haben. Sie bekam dann immer ihr «muskulöses Gesicht», um nicht heulen zu müssen. Und wurde meistens grob. Sie packte mein Handgelenk und riss mich vorwärts.

«Ich habe nur noch wenig Geld und muss erst Schmuck verscherbeln», knurrte sie. «Du wirst ja wohl warten können. Vielleicht können wir dann wieder Lebensmittelkarten kaufen.»

«Oder Lona kommt mit Naturalien rüber.»

«Ja», sagte sie und wurde langsamer. «Wem zuerst der Magen knurrt, der hat verloren!»

Sie lachte kurz auf und umarmte mich. «Los, der Weg ist weiter, als ich dachte.»

«Wir hätten doch fahren können.»

«Lona hat mir ausrichten lassen, wir sollten keine Verkehrsmittel benutzen, weil die Kontrollen verschärft worden seien.»

Wir waren am Hohenzollerndamm angekommen und sahen auf der anderen Strassenseite, ziemlich entfernt, neben einem Schutthaufen Lona stehen. Sie machte uns Zeichen, in Richtung Fehrbelliner Platz weiterzugehen, und schlug auf der anderen Seite die gleiche Richtung ein. Sie hatte ein Kopftuch um und sah aus der Ferne ziemlich viereckig aus.

Und dann kam ein Mann auf uns zu, begrüßte meine Mutter wie eine langjährige Bekannte, indem er ihr ausgiebig die Hand schüttelte. Irgendwann konnte meine Mutter sich von ihm lösen, und ich glaubte schon, er hätte ihren Arm in der Hand. Dann bat er uns, ihn ein Stück zu begleiten, nahm aus seiner Joppentasche eine Tüte Rosinen und bot sie uns an. Mutter lehnte ab, aber ich nahm an.

Das war Karl Hotze. Für mich war er ein älterer Herr. Er muss damals Anfang vierzig gewesen sein, trug eine Drillichhose, deren Beine an den Knöcheln von Fahrradklemmen gehalten wurden. Seine Joppe war braun und hatte viele Flecken. Er schob ein altes Fahrrad neben sich her, das er, wann immer er stehenblieb, an seine Hüfte lehnte. Das sah komisch und sehr selbstverständlich aus. Gross war er und schlank, sehr drahtig, fast dünn. Sein Kopf sah aus wie poliert. Spiegelglatt. Kein einziges Haar. Und seine Augen blickten einen bedeutend und auch etwas bedrohlich an. Wenn man genau hinsah, wusste man, woher das kam. Er hatte ein Glasauge.

Karl Hotze strahlte viel Ruhe und Selbstbewusstsein aus, sprach sehr präzise und hatte die Gabe, einen mit wenigen Worten genügend zu informieren.

«Endlich einer, der zur Sache kommt», dachte ich. «Nach all den Weibern eine echte Erholung.»

Ich sah auf die andere Strassenseite hinüber, während Hotze leise auf Mutter einsprach. Lona ging drüben immer noch auf gleicher Höhe entlang und sah nicht einmal zu uns her.

Wenn wir stehenblieben, blieb sie auch stehen, kramte in ihrer Tasche oder sah um sich herum auf den Boden, als ob sie etwas verloren hätte. Dann hörte ich, wie Hotze sagte, dass er mit Frau Dimitrieff gesprochen habe, Grüsse überbringen und mitteilen solle, sie habe eine Wohnung in der Bayerischen Strasse, Nähe Olivaer Platz, in Aussicht, wisse aber noch nicht, wie sie und womit sie sie einrichten könne. Aber das Problem liesse sich sicher lösen. Mit seiner, Hotzes Hilfe. Es müssten nur etwa zehn bis vierzehn Tage überbrückt werden. Und für diese Zeit könnten wir bei Bekannten von Herrn Furkert untergebracht werden.

«Ich werde Sie beide jetzt dorthin bringen», sagte er. «Ich kenne diese Leute nicht, aber Lona wird auch dort sein. Wir treffen uns alle bei den Teubers, so heissen sie. Wir müssen in die Gubener Strasse, in der Nähe der Warschauer Strasse. Mit der U-Bahn ohne Probleme zu erreichen, wenn sie fährt, aber es wäre besser, sie nicht zu benutzen. Die Kontrollen sollen sehr gründlich sein. Und ich weiss nicht, ob wir die überleben würden. Mit Ihrem alten Postausweis wäre das zumindest ein Risiko.»

Er wusste einfach alles. Er sagte, er schätze, es sei eine Wegstrecke von mindestens zwei Stunden, wenn man flott ginge. Er hielt das selber für beschwerlich, aber man müs-

se es wenigstens versuchen. Mutter stimmte mit einem resignierten Achselzucken zu.

Hotze legte ihr den Arm um die Schulter und sagte, dass man ja zur Not immer noch das Risiko mit der U-Bahn eingehen könne. Dann nickte er zu Lona rüber, und sie verschwand sofort im U-Bahn-Eingang. Wir bogen jetzt in die Brandenburgische Strasse ein, und ich hatte den Eindruck, dass Mutter sich zunehmend gehenliess. Ihr schien alles egal zu sein. Nur irgendwann mal runter von der Strasse, wird sie sich vielleicht gedacht haben. Wir gingen und gingen.

Hotze versuchte uns aufzuheitern. «Kurzer», so nannte er mich von Anfang an, «wenn du müde werden solltest, dann setzt du dich auf den Gepäckträger, und ich schiebe. Das gleiche kann ich auch deiner Mutter anbieten.»

«Und Sie?» fragte ich.

«Ich werde nie müde. Ich bin schon mal vierundzwanzig Stunden hintereinander marschiert. Ohne Pause.»

Ich sah ihn fragend an.

«Im KZ», sagte er fröhlich. «Da gibt's kein Pardon. Da muss man mit, oder man segnet das Zeitliche.»

Meine Mutter betrachtete ihn sehr aufmerksam. «Sie waren im KZ?» fragte sie.

«Ja.»

«In welchem?»

«Buchenwald.»

«Und warum?»

«Man konnte mir zwar nichts nachweisen, aber man behielt mich trotzdem zweieinhalb Jahre dort. Als Kriminellen zwischen Kriminellen.»

Er lachte. Eine Weile gingen wir stumm nebeneinanderher. Jetzt erst nahm ich die wüste Zerstörung wahr, die diese Stadt getroffen hatte. Lediglich die Haupt Verkehrs-

wege hatte man geräumt. Die Seitenstrassen waren teilweise unpassierbar. Berge von Schutt bedeckten sie. Die Feuerwehr suchte in den Ruinen nach Überlebenden, versuchte, durch den Müll in die verschütteten Keller zu dringen.

Überall stank es nach Verbranntem. Balken kokelten in den Ruinen vor sich hin, und mitunter schossen noch Stichflammen von irgendwoher heraus.

«Der Krieg ist uns ganz schön auf den Pelz gerückt», sagte Hotze. «Ich kann verstehen, dass viele Soldaten ihren Heimaturlaub abbrechen und wieder raus wollen.»

«Draussen sterben Hunderttausende», meinte Mutter.

«Hier auch», murmelte Hotze.

«Draussen aber nicht nur Deutsche», wieder sah Mutter ihn sehr aufmerksam, fast bedauernd an.

«Nicht nur Deutsche», stimmte er ihr zu. «Sie haben recht. Ich bin sogar der Meinung, dass es bisher viel mehr russische Leichen gab. Aber so was ändert sich ja mitunter», sagte er leichthin.

Irgendwann waren wir am Noliendorfplatz angekommen und trotteten unter der Hochbahn entlang. Ich setzte mechanisch einen Fuss vor den anderen. Bis heute muss ich mich zum Spaziergehen zwingen. Radfahren, schwimmen – alles, nur nicht gehen! Aber auf den Gepäckträger wollte ich auf keinen Fall. Hotze sah mich immer öfter von der Seite an, als wollte er fragen: «Na, immer noch nicht? Tapfer, tapfer!» Aber ich hielt nicht durch. Ab Bülowstrasse wurde ich geschoben.

Viel später standen wir dann in der Gubener Strasse vor einem schäbigen Hauseingang. Die übliche Schildertafel mit den Namen der Mieter hing oben an einer Wand, und Hotze schaute sie sich an.

«Wir sind richtig», sagte er, «erste Etage links.»

Mutter ging mechanisch auf die Treppe zu, und wir folgten ihr.

Auf Hotzes Klingeln hörten wir erst mal ein lautes, heiseres Geschimpfe. Dann wurde die Tür geöffnet, und eine ältere Frau stand vor uns. Sie schien erst nur Hotze zu sehen, denn sie schnauzte gleich los: «Wenn Sie wegen Hilde kommen, die ist heute überhaupt noch nicht hier aufgekreuzt. Ich hab' Hilde doch gesagt, dass sie hier nur abends anschaffen darf. Also sehen Sie zu, dass Sie sie später erwischen.»

Sie wollte die Tür schon wieder schliessen, da sah sie uns und zögerte. Sie hatte ganz dicke Brillengläser, mit denen sie uns aus riesigen Eulenaugen anstarrte.

«Wat wollen Sie denn nun alle?»

«Herr Furkert hat uns doch, glaube ich, avisiert. Oder nicht?» Hotze grinste frech und streckte seine Hand aus.

Sie sah ihn lange an und brachte dann zögernd auch ihre Hand hoch. Sie hatte ganz verbogene Finger und schien nur Amr und Handgelenk bewegen zu können. Hotze nahm ihre Hand und schüttelte sie auf seine übliche Art. Sie liess alles mit sich machen, starrte ihn aber weiter an.

«Sind Sie von der Kripo?» fragte sie, ohne die Augen von ihm zu lassen.

«Nee», lachte Hotze, «aber nun lassen Sie uns erst mal rein. Ist denn Frau Furkert noch nicht da?»

«Nee», lachte sie ihrerseits und rührte sich nicht von der Stelle.

«Wenn Sie uns noch lange hier herumstehen lassen, könnte es peinlich werden. Für uns alle.» Hotze konnte sein Glasauge ganz bedrohlich funkeln lassen, wenn er sich richtig ins Licht stellte.

Sie trat langsam zurück und liess uns an sich vorbei. Hotze schob uns in die Wohnung und schloss hinter sich die Tür. Wir standen in einem langen, dunklen Korridor. An jeder Seite gingen Türen ab. Wie viele es waren, konnte man nicht genau erkennen. Nur die erste an der linken Seite stand offen.

«Ja, und nu?» fragte die Alte.

«Wir werden hier auf Frau Furkert warten», sagte Hotze. «Hätten Sie vielleicht zwei Stühle für die Leute hier? Sie haben einen langen Marsch hinter sich.»

«Kommen Sie mit.» Sie führte uns durch die offene Tür in eine grosse Wohnküche und räumte den Tisch ab. «Da haben Sie alle Platz», sagte sie auf hochdeutsch und deutete auf die Stühle, die um den Tisch herum standen. Damit waren wir abgemeldet. Sie spülte Geschirr und kümmerte sich nicht mehr um uns.

Hotze betrachtete sie amüsiert. «Woher kennen Sie denn Herrn Furkert?» fragte er sie.

«Jeht Ihnen jar nischt an.»

Ich musste lachen, und sie schaute zu mir herüber. Das war Oma Teuber. Sie hatte drei Töchter, Grete, Hilde und Rosa, die alle auf den Strich gingen, und einen schon sehr senilen Mann, der sich aber äusserst höflich benahm und ziemlich gebildet sprach.

Er schien gar nicht in dieses Milieu zu passen. Wie wir später erfuhren, war er Arzt gewesen, soll aber irgendwelche krummen Touren gedreht und daraufhin seine Zulassung verloren haben. Er tauchte meistens am frühen Morgen in der Küche auf oder kam abends spät nach Hause, ging irgendwelchen mysteriösen Geschäften nach, und wenn ich Mutter Teuber danach fragte, antwortete sie bloss mit ihrer krächzenden Lache oder schob mich zur Küchentür raus und schlug sie zu. Ich glaube, dass sie ihre drei

Töchter regelrecht verkauft hat. «Von irgendwas mecht ma doch leben», pflegte sie zu sagen.

Ihr Dialekt war eine Mischung aus Ostpreussisch und Berlinerisch. Rauh, gemein und mitleidig. Genau wie eine Puffmutter zu sein hatte.

Ich mochte sie. Ihre Augen konnten einen durch die dicken Gläser ganz listig und hinterhältig-spöttisch ansehen. Man wusste nie so ganz, ob sie auch meinte, was sie sagte. Aber sie hatte Herz, behauptete ich immer. Mutter konnte sie nicht ausstehen.

Lona Beege-Faude-Furkert war über zwei Stunden im U-Bahn-Schacht hängengeblieben und kam völlig erschöpft an. Zweimal war sie bei einer Ausweiskontrolle durchsucht und nach ihren Lebensmittelvorräten in ihrer grossen Tasche befragt worden.

«Und, was hast du gesagt?» fragte Oma Teuber.

«Die hab' ich immer bei mir, wenn ich in den Keller muss. Man weiss ja nie, ob man seine Wohnung nochmal wiedersieht und wann man dann was zu essen bekommt.»

«Und die haben dir das abgenommen?»

«Seh' ich wie eine vom Schwarzmarkt aus?»

Wir lachten, und Oma Teuber forschte gierig weiter: «Was haste denn da drin?»

«Happi, happifürdie beiden. Für die ganze nächste Woche», sagte Lona, «und Karl kann vielleicht noch Gemüse beschaffen.»

Hotze nickte grinsend. «Ich habe eine kleine Gärtnerei, da kann man immer was abzweigen.»

«Und was is mit der Penunse?» Oma Teuber starrte Hotze wieder an. Sie schien ganz fasziniert von ihm zu sein.

«Erst mal muss ich mit Rosa hier alleine reden», sagte

Lona, «dann sprechen wir beide über Penunse. Wo können wir denn mal kurz verschwinden?»

«Ihr könnt in Gretes Zimmer. Da müssen die dann sowieso bleiben. Ganz hinten links.»

Mutter und Lona gingen, und Oma Teuber fing an, in Lonas Tasche zu kramen.

«Finden Sie, dass das korrekt ist?» fragte Hotze spöttisch.

«Ich muss ja schliesslich wissen, ob ich damit auskomme», sagte Oma Teuber.

«Sie doch nicht. Die beiden, Mutter und Sohn sollen damit auskommen», lachte Hotze und strich mir übers Haar.

«Mein' ich ja», erwiderte sie. «Da is Kaffee drin. Soll ich einen machen? Det is ja Bohnenkaffee und frisch gemahlen. Hat bestimmt der Furkert organisiert. Der soll bloss uffpassen, dass er nich wieder in'n Knast muss.» Sie lachte wie eine Ratte, und wir mussten einfach mitlachen.

Mutter und Lona kamen wieder in die Küche zurück.

Darauf verschwanden Lona und Oma Teuber. Nach einer Weile schien alles geklärt zu sein. Oma Teuber kam zurück und sagte zu Mutter: «Sie können sich ja nu das Zimmer ansehen. Es ist natürlich Gretes Zimmer und bleibt es auch, aber ihr könnt schon mal eure Klamotten drüben abstellen.»

Dann ging sie mit uns den Korridor entlang bis zur letzten Tür links. Es war ein grosses, dunkles Zimmer mit einem Erker. Übliches breites Ehebett, dazu passender Schrank, der eine ganze Seite ausfüllte. Direkt an das Fussende des Ehebettes war ein altes Sofa gestellt, und im Erker stand ein zweites altes Sofa – mit Kopfstütze. Über dem Ehebett hing eine Mutter Gottes mit Baby und Rosenkranz unter Glas, farbig im Goldrahmen. Das war die ganze Einrichtung.

Oma Teuber gab uns zu verstehen, dass wir auf den beiden alten Sofas zu übernachten hätten und Grete im Ehebett schlafen würde.

«Ist Grete verheiratet?» fragte Mutter.

«Manchmal», grinste Oma Teuber und sah mich an. Ich grinste höflich zurück.

«Wird das denn ihren Mann nicht stören, wenn sich fremde Leute in seinem Schlafzimmer aufhalten?» Mutter fragte immer hartnäckiger.

«Kommt drauf an, mit wem sie gerade verheiratet ist», sagte Oma Teuber.

Dann kam Lona ins Zimmer, und die Alte verschwand in die Küche.

«Ist das hier ein Privatpuff?» fragte Mutter. Sie wurde immer ungehaltener, aber Lona gab ihr zu verstehen, dass sie die Unterkünfte so nehmen müsse, wie sie sich eben ergäben. Man müsse ja nur eine kurze Zeit überbrücken. Ludmilla würde schon bald wieder eine Wohnung haben und uns dann wieder aufnehmen können. Ausserdem hätte Hotze auch noch was in petto. Vielleicht sogar ausserhalb Berlins, wo es ruhiger und nicht ganz so gefährlich wäre.

«Mit dem Geld aus den Einnahmen der letzten drei Monate hast du doch erst mal eine Basis und brauchst deinen Schmuck nicht zu verscherbeln. Ich weiss zwar nicht, wie lange das noch so weitergeht – die Warenzuteilungen werden immer sparsamer und die Qualität immer mieser aber eine Weile wird es wohl noch funktionieren. Einen Lebensmittelladen hätte ich mit Jakob aufmachen sollen. Essen müssen die Leute immer. Aber Wurst aus Schweinefleisch zusammen mit Milch und Käse anzubieten, hätte er das gemacht? Obwohl er ja wie wild hinter gekochtem Schinken her war. Koscheres Schwein hat er es doch immer genannt.»

«Lotte, er hatte TBC und musste die streng koschere Küche vergessen, das war jetzt nicht sehr witzig.»

«Er war witzig», erwiderte Lona trocken.

«TBC-Kranke müssen sich nun mal fett und schweinish ernähren», fuhr Mutter fort, wobei sie das Wort «schweinish» überdeutlich aussprach.

«Aber du hast doch auch immer feste mitgegessen, oder hattest du dich bei ihm angesteckt? Red doch keinen Scheiss, Anna Rosalia!»

Lona teilte immer noch die Einnahmen aus dem Trikotagengeschäft mit uns. Dazu konnte sie keiner zwingen. Wir hatten ja keinerlei Anspruch mehr auf den Laden. Lona, als Vollarierin, hätte das Geschäft einfach behalten können und sich einen Dreck um uns zu kümmern brauchen. Im Gegenteil, sie hätte noch ganz anders mit uns umgehen können, der Staat wäre doch immer auf ihrer Seite gewesen. Stattdessen teilte sie jeden Monat die Einnahmen mit uns. Im Gedenken an meinen Vater.

Sie sah Mutter als seine legitime Nachfolgerin an und brachte es darüber hinaus auch noch fertig, uns mit Lebensmitteln und Lebensmittelkarten-Abschnitten zu versorgen. Ich bin überzeugt, dass sie zusammen mit ihrem Mann gross ins Schwarzmarktgeschäft eingestiegen war. Furkert muss glänzende Verbindungen gehabt haben. Uns konnte das egal sein, wir wollten überleben, und Lotte Furkert trug allerhand dazu bei, dass uns das auch gelang.

«Also Mutter», dachte ich, «sei still.»

«Bist du dir im Klaren, was der Junge da zu sehen bekommt?» fragte sie stattdessen. «Wäre das im Sinne Jakobs gewesen?»

«Im Sinne Jakobs ist es, dass ihr durchkommt. Ich habe ihm im Krankenhaus versprochen, euch zu helfen, und du wirst mich nicht davon abbringen!»

Lona hatte das ganz ruhig gesagt. Die beiden Frauen schauten sich lange an. Nicht sehr freundlich, hatte ich den Eindruck. Eher ein bisschen lauernd. Da kam etwas zum Vorschein, was ich bisher gar nicht wahrgenommen hatte. Waren sie wirklich so eng befreundet? Es ging mich einfach nichts an. Ich wollte, dass es mich nichts anging.

Mutter lenkte dann auch ein. Gott sei Dank! Sie fragte, wie sie sich in prekären Situationen verhalten solle, und Lona antwortete, dass sie das nach Massgabe der jeweiligen Situation entscheiden solle. Das könne ihr keiner abnehmen. Wichtig sei eben, dass man überlebe, und diesem Ziel müsse man auch einiges opfern. Das Erreichen dieses Ziels könne sich ja auch gar nicht mehr so lange hinziehen. Die Russen hätten doch schon beinahe die ganze Ukraine zurückerobert, die Alliierten seien in Süditalien gelandet, und die Amis schleuderten uns ganze Waggonladungen Bomben auf den Kopf. «Wie lange kann man denn das noch aushalten? Da helfen doch die ganzen Durchhalteparolen nichts», beendete sie ihren Vortrag.

Mutter fragte dann noch nach der politischen Haltung der Teubers.

«Gar keine! Die brauchen Geld und hören auch nicht den englischen Sender, wenn du das meinst. Komm bloss nicht auf den Gedanken, sie danach zu fragen.»

Die Teubers hatten nicht nur die drei Töchter Grete, Hilda und Rosa, die mehr oder weniger auf den Strich gingen, sondern auch noch einen Sohn, der Felix hiess und so jüdisch aussah, dass er dauernd auf der Strasse verprügelt wurde. Deshalb zog er auch nie seine Uniform aus, wenn er von der Front nach Hause kam.

Oma Teuber sagte dazu: «Wann habe ich denn bloss mal mit einem Juden gepennt? Hätte mir doch uffallen müssen!»

Grete, die Älteste, hatte vorn drei Zähne, im Unterkiefer steckten nur noch ein paar gelbbraune Stummel, sonst war die Mundhöhle leer. Sie war klein und hatte Beine, die aussahen, als wären sie über die Tonne gebügelt. Ihr Sohn Horst konnte zwischen ihnen durchkriechen, obwohl Grete die Hacken zusammengepresst hielt.

«Meine Säbelbeene sind mein janzet Kapital! Die Kerle stehen da druff», pflegte sie zu sagen. «Mitunter zeig' ich den Kerls erst mal die Kriechnummer mit Horst, dann werden die scharf wie 'ne Rasierklinge!»

Hilde, die Mittlere, brachte niemand auf die Bude, wie sie sich ausdrückte. Ihr Sohn sollte gesittet aufwachsen und kein Penner oder Zuhälter werden. Gretes Horst würde ja sicher mal 'ne ganz grosse Nummer in der Branche. «Der kennt doch jetzt schon alle Stellungen, die die Kerle so anbieten. Und wenn der mal so richtig loslegen kann und sein Pimmel schön weiterwächst, wird der unschlagbar. Aber mein Harry soll mal studieren.»

Tatsache war, dass der kleine Horst fast immer neben seiner Mutter im Bett lag und der Krach um ihn herum nicht unbeträchtlich war. Dennoch ist er ein ganz normaler Mann geworden, hat ein Handwerk gelernt und lebte davon recht gut, während Harry⁷ sich ziemlich bald als Krimineller hervortat und irgendwann ins Ausland verschwand.

Rosa, die Jüngste, war die Hübscheste. Immer adrett angezogen, sauber und gut riechend, war sie wohl die erste Frau, in die ich ein bisschen verliebt war. Hin und wieder schlief ich in ihrem Bett, wenn es bei Grete hoch herging, dann streichelte sie mich in den Schlaf und flüsterte dabei ununterbrochen: «Wird schon allet jut werden.»

Gelegentlich verschwand Rosa tagelang, und wir machten uns grosse Sorgen. Und wenn sie dann wiederkam,

ziemlich abgekämpft und zerzaust, schimpfte sie auf die Dreckskerle, auf die miesen Nummern, die sie mit ihnen abziehen musste, und auf die paar Moneten, die ihr manchmal auch noch vorenthalten wurden.

«Lohnt sich überhaupt nicht, die ganze blöde Fickerei», murmelte sie dann und streichelte mich besonders zärtlich. Rosa war schon klasse!

Harry und Horst wussten natürlich nicht, wer wir waren. «Unsere ausgebombten Freunde von Frau Beege-Faude-Furkert», lachte die Alte. Ihre heisere Lache war, glaube ich, im ganzen Haus zu hören.

Eines Nachts war es dann wieder soweit. Mutter bekam einen ihrer Alptraumanfälle und schrie im Schlaf. Sie schrie so unmenschlich, dass wir alle hochfuhren.

Ich dachte, die Grete habe einen Kerl bei sich, der sie gerade verhaut. Manche stehen ja auf so was. Aber es war Mutter.

Grete knipste die Nachttischlampe an und hatte tatsächlich einen Kerl neben sich, und dem standen die Haare zu Berge. Dann rief Grete irgendwas aus dem Bett, lief zu Mutter und schüttelte sie. Wir glotzten uns alle an, und Grete ging in die Küche. Wir tranken dann alle Bohnenkaffee. Sogar der kleine Horst nippelte mit.

Ein anderes Mal machte ein Kunde einen solchen Krach, dass meine Mutter aus ihrem Bett zu mir schlich und mir weinend die Ohren zuhielt. Ich habe sie dann auch umarmt und versucht, sie zu beruhigen, aber sie muss ziemlich am Ende gewesen sein. Jedenfalls zogen wir zwei Tage später in Rosas Zimmer ein. Die beiden Frauen schliefen in Rosas Bett und ich auf einer alten Matratze, die der olle Teuber aus einer zerbombten Wohnung geklaut hatte.

«Dir schiessen sie noch mal ins Genick, wenn de die Fledderei nicht seinlässt», sagte Oma Teuber und schüttel-

te den Kopf. «Das fehlte noch, dass die deinetwegen hier noch rumschnüffeln!»

Von da an kam Mutter ein bisschen mehr zur Ruhe, und wir konnten wenigstens durchschlafen, wenn es keinen Fliegeralarm gab.

Irgendwann mussten wir dann doch weiterziehen, weil Felix, der Fronturlauber, einen Riesenkrach schlug, als er erfuhr, wer wir waren. Diesmal sprang Lona sofort ein und verschaffte uns eine Bleibe in einem Laubenpieperverein. Eine Bekannte von ihr war dort Mitglied und stellte ihre Laube zur Verfügung, ohne zu wissen, wem und warum. Wahrscheinlich wollte sie es auch gar nicht wissen. Hat vielleicht gedacht, Furkert sei mal wieder auf der Flucht vor den Kriminalern.

Es war ungewöhnlich kalt für Anfang Dezember. Die Laubenpieperkolonie schien völlig unbewohnt zu sein, und wir froren erbärmlich.

Es gab einen alten Ofenherd mit Eisenringen auf den Feuerstellen. Den versuchten wir zu aktivieren. Mit mässigem Erfolg. Noch dazu durften wir abends kein grosses Licht machen. Das wäre um diese Jahreszeit sofort aufgefallen. Nachts froren uns die Münder an den Bettdecken fest. Zum Glück hatten wir alte Daunenplumeaus, und wenn wir in unseren Kleidern darunter lagen, liess es sich einigermaßen aushalten. Alle drei Tage besuchte uns Lona im Morgengrauen und brachte uns «was zu futtern», wie sie sich ausdrückte. Dann versuchte sie auch verbissen, die Feuerstelle in Gang zu kriegen. Die Laube füllte sich sofort mit beissendem Qualm, und wir husteten, dass uns die Lungen weh taten. Aber sie schaffte es. Nach zwei Stunden hatte sich der Qualm verzogen, wir konnten das Fenster wieder schliessen, und die Bude fing an warm zu wer-

den. Lona grinste triumphierend und sah auf ihre Hände: «Das ist noch echte Proletenqualität», sagte sie und hielt Mutter ihre Hände hin, «kann man gut gebrauchen in solchen Zeiten.»

Mutter grinste zurück. «Wieviel mehr meine Hände als deine Hände gearbeitet haben, soll dir nicht an der Nase hängen. Du würdest ja nie wieder den Himmel sehen.»

«Und warum konntest du den Herd dann nicht in Gang bekommen? Waren dir deine jüdischen Hände zu schade dazu?»

Die beiden Frauen starrten sich an. Dann sah meine Mutter zu mir herüber, und Lona fing an zu weinen. Lautlos.

«Ich bin ja nicht mehr ganz dicht», sagte sie mit einer ganz sachlichen Stimme, «ich weiss schon gar nicht mehr, was ich rede. Meine Nerven machen einfach nicht mehr mit. Ich sehe Jakob immer noch vor mir, im Krankenhaus in der Iranischen Strasse. Ich hab' mich jedes Mal gewundert, wie aus so einem kleinen Kopf noch eine vernünftige Sprache kommen konnte. Seitdem habe ich gemeinen Schiss vor diesen Bluthunden.»

Sie ging auf Mutter zu, die mich immer noch ansah, und umarmte sie. «Nimm das bitte nicht so ernst, Rosa, ich bin ein Proletenkind, und ein bisschen mehr davon hätte dir auch nicht schaden können. Ihr habt nun mal eure jüdischen Vorurteile gegen uns Proletarier, und das macht mich eben oft sauer. Aber ich bin nie ein Antisemit gewesen, das weisst du doch.»

Sie schüttelte Mutter sanft und drückte sie auf einen Stuhl hinunter.

«So ein klein wenig davon steckt in euch allen drin. Das kommt euch einfach immer wieder hoch.» Mutter sah mich immer noch an.

«Ich reisse mir hier den Hintern wegen euch auf, mach' mir in die Hose, vor Angst in die Mangel genommen zu werden von denen, und du wirfst mir vor, eine Judenfresserin zu sein?»

«Ich habe nicht Judenfresserin gesagt. Ich habe nur gesagt, dass in euch allen ein bisschen Antisemitismus steckt. Hättest du wohl sonst meine jüdischen Finger erwähnt?»

«Habe ich nicht auch meine Proletarierfinger erwähnt?» Lona hielt erneut ihre Hände hoch, und sie schüttelten sich vor Lachen. Ich dachte, wie albern sie doch waren. Gleich würden sie hinausrennen und «Hasch mich, ich bin der Frühling» spielen.

Ich hatte mich noch nie so ausgegrenzt und so alt, so verbraucht gefühlt. Ich war noch keine dreizehn Jahre alt und kam mir unendlich überflüssig vor. Mutter würde es doch ohne mich Anhängsel viel einfacher haben. Lona würde sie wahrscheinlich viel leichter unterbringen können. Und war ich überhaupt so scharf darauf, diesen Krieg zu überleben? Was, wenn die Nazis den Krieg doch gewannen? Wenn sie ihre Wunderwaffe aus dem Ärmel zauberten? Was konnte dann denn noch so Erstrebenswertes am Leben sein? Wie lange konnte man es überhaupt im Untergrund aushalten? Mit diesen albernen Frauen? In dieser Kälte?

Ich sehnte mich nach Rosa Teubers Bett zurück. Nach ihrer berlinernden Schroffheit, nach einem echten Zuhause mit Steinwänden, Holzfussböden und abschliessbaren Türen.

Ich stand am Fenster und schaute auf die öde Neuköllner Laubenkolonie hinaus, auf den grauen Dezemberhimmel und ahnte nicht, wie glücklich ich noch sein konnte, auf diese öde Landschaft schauen zu dürfen. Als ich zu heulen anfang, stürzten beide Frauen auf mich zu

und versuchten, mich gleichzeitig zu umarmen und zu trösten. Schoben alle Schuld auf sich und versicherten mir, dass solche Auseinandersetzungen nie mehr vorkommen würden.

Ich liess alles mit mir geschehen und grub mich heimlich immer weiter in meinen Weltschmerz ein. Ganze Tage sprach ich kein Wort. Auch wenn es mich noch so drängte. Nickte höchstens auf Fragen meiner Mutter. Oder verneinte stumm.

Ich sah ihr an, dass sie Schreikrämpfe zu unterdrücken versuchte, was ihr auch bis auf einige Male gelang. Aber ich blieb stur. Ich glaube sogar, ich hatte Vergnügen daran, sie zu quälen.

Lona schickte jetzt immer öfter Herrn Furkert zu uns. Er brachte uns dann die Lebensmittel, dicke Unterwäsche und einmal einen nagelneuen Militärmantel für Mutter. «Das ist Diebesgut», sagte sie, wenn er gegangen war, und hob den Mantel mit zwei Fingern hoch. «Das müssen wir Lona zurückgeben. Er meint's ja gut, aber das dürfen wir nicht behalten.»

Ich starrte sie an.

«Nein, ich hätte es ihm nicht zurückgeben dürfen. Er wäre gekränkt gewesen, und wer weiss, was so ein Kerl dann alles anstellt.»

Mutter scheint ihm gefallen zu haben, denn er kam immer öfter, auch ohne von seiner Frau geschickt worden zu sein. Manchmal hatte er ganze Koffer mit irgendwelchem Kleiderramsch dabei. «Kannst ja jetzt hier deinen Trikotaladen weiterführen», grinste er meine Mutter an. Wir kriegten es langsam mit der Angst.

Und plötzlich blieb er weg. Hatte Lona es ihm verboten? Oder sass er nur wieder im Knast? Jedenfalls wurde es wieder langweilig in unsrer Hütte. Lona schleppte die Tri-

kotagen wieder fort und liess durchblicken, dass ihr eigener Mann sie beklaut hatte.

Langsam gingen uns die Heizvorräte aus. Die gestapelten Briketts in der Abstellkammer und das Brennholz wurden immer weniger. Mutter hatte Lona zwar darauf aufmerksam gemacht, und Lona hatte auch versprochen, die Besitzerin würde wieder was anrollen lassen, aber es tat sich nichts. Wir versuchten zu sparen, und Mutters Geschicklichkeit, die Glut nicht ausgehen zu lassen, nahm artistische Formen an.

In dieser Zeit kam mir der Gedanke abzuhauen. Ich wollte ihr nicht mehr zur Last fallen, und sie sollte mir nicht mehr zur Last fallen. Ich hatte auch einen Plan. Ich wollte alle noch verbliebenen Konsulate in Berlin abklappern, wobei ich natürlich darauf achten musste, dass es keine Vertretungen von deutschen Verbündeten waren. Am sichersten, so dachte ich, konnte ich noch bei den Schweden sein. Sie waren nicht besetzt worden, hielten aber doch Distanz zum Deutschen Reich und sollen auch fast keine Antisemiten gewesen sein. «Warum?» hatte mein Vater einmal gefragt und die Antwort gleich folgen lassen. «Zu kalt dort, für uns eingefleischte Orientalen. Die Jüdische Gemeinde dort soll winzig sein.» Damals lachten alle.

Mein Vater ist ein grosser Geschichtenerzähler gewesen. Jeden Samstag versammelte sich ein Teil der Verwandtschaft und Freunde meiner Eltern bei uns, um sich seine Geschichten anzuhören. Vater, damals schon mit angegriffener Lunge, musste viel ruhen und lag auf einem breiten Sofa im Wohnzimmer. Mutter stellte riesige Schüsseln mit Kartoffeln, gekochtem Rindfleisch und viel Meerrettich auf den Tisch. Dazu gab es später Rosinenwein. Alle fielen darüber her, als hätten sie die ganze Woche gefastet.

Vater ass nicht mit und sah begeistert dem Schaufeln der Gäste zu. Ab und zu erzählte er kleine, einleitende Witze, und wenn dann der Rosinenwein kredenzt wurde, holte er zu einer grossen Geschichte aus. Manche musste er immer wieder erzählen, und er erzählte sie jedesmal ein kleines bisschen anders.

Eine Geschichte hiess «Anna und der Hund». Soweit ich mich erinnere, handelte sie von der Angst meiner Mutter vor Hunden. Ein Pudel kam ihr auf der Strasse entgegen-gelaufen, als sie mit ihren vollen Einkaufstaschen auf dem Weg nach Hause war. Da sie wegen der schweren Taschen ziemlich unbeweglich war und vor allem die Hände nicht frei hatte, blieb sie wie erstarrt stehen, als der Hund an ihr hochsprang. In ihrer Verzweiflung biss sie den Hund in die Nase, worauf der jaulend zu seinem Frauchen zurück-lief, die sofort Anzeige erstattete, und Vater einen grossen Prozess führen musste, in dem es darum ging, dass der jüdische Biss in die Nase eines arischen Pudels mit dem Vergehen der Rassenschande gleichzusetzen war, und mein Vater nur darum die Verhaftung meiner Mutter verhindern konnte, weil er dem amtierenden Richter, einem ausgewiesenen Hundehasser, unter Eid versprach, den Pudel zu vergiften. Das teilte mein Vater der Hundebesitzerin mit, worauf diese Berlin verliess und nach Bayern aus wanderte, wo man Hunde mehr zu schätzen wusste. Die «Schwedische Geschichte», die er auch ewig wiederholen musste, handelte vom assimilierten Juden Abraham Eklund, der auf verwunderte Fragen, wie er denn zu dem Vornamen Abraham gekommen sei, zur Antwort gab: «Einer meiner Vorfahren war Oberrabbiner bei den Wikingern.»

Nun, ich wollte unbedingt zu den Wikingern, und eines Morgens, Mutter hatte sich mit Lona verabredet, machte ich mich davon. Ich hatte für den Notfall immer ein wenig

Geld in der Tasche und gelangte nach der Suche in Telefonbüchern auf verschiedenen Postämtern – ich wollte mich überall nur kurze Zeit aufhalten in die Nähe der Trautenaustrasse im Bezirk Wilmersdorf. Dort hat sich damals das schwedische Konsulat befunden. Ich weiss noch, dass ich vor einem ziemlich hohen schmiedeeisernen Tor stand und auf mein Klingeln anstandslos eingelassen wurde. Ein Herr in einem Ulster kam ziemlich eilig heraus, sagte in gutem Deutsch, ich solle meine Finger vom Klingelknopf nehmen und stiess mich fast ins Haus. Von aussen sah es eher bescheiden aus, aber die Räumlichkeiten schienen doch sehr weitläufig zu sein.

«Was nun?» dachte ich, während mich der Mann im Ulster hastig zu einem gut eingerichteten, warmen Raum führte. Er schloss die Tür hinter sich, zeigte auf einen Sessel, zog seinen Ulster aus und stand jetzt ohne Jackett im Oberhemd da.

«Du hast Glück, dass die Alarmanlage nicht in Betrieb ist», sagte er. «Dir muss ja der Finger am Klingelknopf festgefroren sein.»

«Was wäre denn passiert, wenn die Alarmanlage funktioniert hätte?» fragte ich mit einem miesen Gefühl in der Magengegend.

«Wir sind mit einem Polizeirevier hier in der Nähe verbunden, und die wären blitzartig angerückt. Da wären aber ein paar heisse Ohren fällig gewesen.»

Er sah mich an. Sprach nicht weiter, und ich sagte auch nichts.

«Ist dir kalt?» fragte er nach einer Weile.

«Ziemlich.»

«Er stand auf und verschwand durch eine Tür hinter seinem Schreibtisch. Ich war allein. Es war warm, und ich frore eigentlich gar nicht mehr. Aber es konnte ja nichts scha-

den, wenn er Mitleid hatte. Er konnte aber auch jeden Augenblick mit einem von der Polizei erscheinen! Dann hätte ich jedenfalls ziemlich beschissen dagestanden.

Es dauerte immer länger. Da stimmte doch was nicht. Er kannte mich ja gar nicht, durfte mich doch eigentlich nicht allein in seinem Büro lassen. Ich hätte jede Menge klauen und damit abhauen können. Vielleicht gab es draussen irgendwo Wachleute, aber ich hatte beim Hereinkommen niemanden gesehen. Ich wollte gerade aufstehen und machen, dass ich wegkam, da stiess er die Tür auf und trat mit einem grossen Tablett in der Hand herein. Er stellte es auf den Couchtisch und sagte, er habe heute auch noch nichts gegessen. Er rief noch etwas, wahrscheinlich auf schwedisch, zur Tür hinaus und schloss sie dann wieder.

«Los, fang an», sagte er und setzte sich auf die Couch. «Du hast doch Hunger? Darum bist du doch hier, oder?»

Ich sah auf das Tablett. Jede Menge rote Wurst, verschiedene Sorten Käse, Marmelade, einen Brotkorb und Butter gab es da.

«Na los doch», forderte er mich wieder ungeduldig auf, «kein Gift drin.»

«Warum ist denn die Wurst so rot?» fragte ich.

Er musste lachen. «Damit sie frischer aussieht», antwortete er.

Plötzlich ging die Tür wieder auf, und ein junger Mann mit einem zweiten Tablett erschien. Darauf standen Tassen und eine grosse Kanne. Er stellte es neben dem ersten Tablett ab und verliess den Raum, ohne einen Ton von sich zu geben.

«Tee?» sagte mein Gegenüber und goss mir ein, ohne meine Zustimmung abzuwarten.

Ich fing an zu essen.

«Wir haben hier öfter deutsche Kinder, die mal Sehnsucht nach einem richtigen Frühstück haben. Besonders nach Bombenangriffen. Aber natürlich werden sie vorher angemeldet. Streuner, wie du einer bist, kommen sonst gar nicht erst ins Haus.»

«War das Schwedisch, was Sie vorhin gesprochen haben?»

«Ja, ich bin Schwede.»

«Und woher sprechen Sie so gut Deutsch?»

«Aus der Schule. Und wenn wir in den diplomatischen Dienst treten, kriegen wir noch eine Extraausbildung. Ausserdem ist meine Mutter Deutsche, hat aber auf die deutsche Staatsangehörigkeit verzichtet und die schwedische angenommen.»

«Warum?»

«Sie wollte es so. Vielleicht der Ordnung halber. Mein Vater hätte nichts dagegen gehabt, wenn sie Deutsche geblieben wäre.»

Er schien sich über meine Neugier zu amüsieren, während ich doch nur erfahren wollte, wer er wirklich war.

«Warum wollte sie denn nicht Deutsche bleiben?» fragte ich noch einmal.

«Vielleicht der Ordnung halber, das habe ich dir doch schon gesagt.»

«Der Ordnung halber wird man doch nicht Schwedin.»

Ich bekam es immer mehr mit der Angst und wollte nur wieder aus diesem Haus raus. Ausserdem wurde ich das Gefühl nicht los, dass jeden Augenblick die Polizei hier auftauchen konnte.

«Warum bohrst du denn so herum? Das geht dich doch nicht sehr viel an, oder? Du isst jetzt, soviel du magst, trinkst deinen Tee und kannst dann wieder abziehen. Und wenn du glaubst, meine Mutter oder ich haben etwas gegen

Deutschland, dann irrst du dich. Wir finden Deutschland sehr schön.»

«Auch mit den Bomben und dem ganzen Schutt da draussen?»

«Wir kannten Deutschland schon vor dem Bombenschutt.» Er sah mich jetzt prüfend an.

Plötzlich entschloss ich mich, alles zu wagen. «Ich bin nicht wegen der Esserei hier. Ich bin hergekommen, weil Sie mich schützen müssen. Meine Mutter kann mich nicht länger mitschleppen.»

Er sah mich an. Mit diesem ausdruckslosen Trauerblick, den ich damals schon zu hassen anfing.

«Wer ist deine Mutter?» fragte er ruhig.

«Eine Jüdin», antwortete ich.

«Du bist also Jude? Oder ist dein Vater Deutscher?»

«Mein Vater ist in Sachsenhausen so gut wie umgebracht worden.»

«So gut wie?»

«Er ist im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Strasse gestorben. Meine Mutter hatte ihn noch aus dem KZ rausgeholt.»

«Deine Mutter muss eine tüchtige Frau sein.»

«Ist sie.»

«Ich würde sie gern kennenlernen.»

«Das geht nicht. Sie weiss nicht, dass ich hier bin.»

«Kann ich mir vorstellen!»

«Wir wohnen in einer Gartenlaube und frieren uns fast den Hintern ab. Mit dem Essen sieht's auch nicht gerade rosig aus. Ich dachte, ohne mich kommt sie vielleicht besser durch.»

«Bestimmt nicht!»

Er sah mich ruhig an. Ich konnte überhaupt nicht erkennen, was er dachte.

«Hast du schon mal darüber nachgedacht, dass Mütter sich Sorgen um ihre Kinder machen? Und um wieviel mehr, falls deine Geschichte stimmen sollte?»

«Sie ist bestimmt froh, dass ich weg bin. Sie ist erleichtert», log ich, «ich glaube, dass jeder für sich alleine besser durchkommt. Sie hätte sich nie getraut hierherzukommen.»

«Iss noch was! Und weisst du, was ich glaube? Ich glaube dir kein Wort. Du wirst bestimmt mal ein guter Märchen-erzähler.»

«Können Sie mir sagen, wie ich ausgerechnet auf so ein Märchen kommen sollte?» fragte ich ihn.

«Wie alt bist du?»

«Zwölf.»

«Ganz schön ausgebufft für dein Alter.»

«Ich würde mir auch nicht glauben», grinste ich.

«Komm mit.»

Er stand auf und packte mich am Arm. Ich versuchte mich zu wehren, aber er zog mich einfach mit. Wir gingen durch die Tür hinter seinem Schreibtisch, liefen einen ziemlich langen Korridor entlang, von dem eine Menge Türen abgingen, und blieben vor einer halboffenen Tür stehen. Er stiess mich hinein und schloss die Tür hinter sich.

«Du musst doch sicher pinkeln?» fragte er.

«Muss ich nicht.»

«Du wirst aber trotzdem pinkeln. Los, Hose runter!»
«Sind Sie andersrum?» fragte ich und grinste ihn an.
«Du kannst dir gleich ein paar heisse Ohren abholen!»
Wenigstens wurde er jetzt wütend. Ich liess die Hosen runter, er sah kurz hin und bedeutete mir, mich wieder anzuziehen. Dann gingen wir in sein Arbeitszimmer zurück, er sagte nur, ich solle warten, und verschwand. Ich war erstaunt, wie unaufgeregt ich doch eigentlich war. Die Sache

begann mir Spass zu machen. Ich war nur neugierig, was er jetzt unternehmen würde. Das Sitzsofa war sehr bequem, und ich streckte mich darauf aus. «Mal sehen, was jetzt passiert. Entweder es tauchen gleich die Ledermäntel auf, oder er bringt zwei Wikinger herein, die mich über die Grenze schaffen.»

Ich muss eine ganze Weile geschlafen haben. Als er mich wachrüttelte, fuhr ich hoch, wie von der Tarantel gestochen. Er hielt mir den Mund zu und versuchte mich zu beruhigen.

«Wir müssen uns jetzt mal sehr vernünftig unterhalten», sagte er und setzte sich neben mich. Du verstehst sicher, was ich da vorhin in der Toilette von dir verlangt habe. Ich kam mir selber ganz blöd vor. Aber du weisst ja auch, mit welchen Tricks man hierzulande heute rechnen muss. Also gut, ich bin bereit, dir zu glauben. Und ich wäre auch bereit, dir zu helfen. Es gibt da bloss zwei Probleme: Erstens bin ich nicht der Botschafter, sondern nur ein Attaché, ein Sekretär. Das heisst, ich habe keinerlei Befugnisse und darf ohne den Botschafter nichts, aber auch gar nichts versprechen oder gar unternehmen. Der Botschafter ist aber erst wieder Ende der Woche im Lande. Er wäre der einzige, der vielleicht, aber auch nur vielleicht einen Weg wüsste. Ich sage dir aber gleich, erwarte nicht, dass er dich über die Grenze nach Schweden schaffen kann. Dazu hätte auch er keine Befugnis, und krumme Touren darfst du von keinem von uns erwarten. Zweites Problem: deine Mutter. Selbst wenn wir etwas für dich tun könnten, bräuchten wir unter allen Umständen das Einverständnis deiner Mutter. Mein Vorschlag ist, du nimmst wieder Kontakt mit ihr auf und berätst dich mit ihr. Danach kannst du dich wieder mit uns in Verbindung setzen. Und vielleicht fällt uns ja bis dahin etwas ein.»

«Wie?» fragte ich.

«Was meinst du mit «wie?»»

«Wie setze ich mich wieder mit Ihnen in Verbindung?»

Mir war, als hätte man mir die Beine weggeschlagen. Ich hatte nicht die Kraft, aufzustehen und zu gehen. Ich weiss, dass ich mich entsetzlich schämte und nur den einen Gedanken hatte: von hier wegzukommen. Aber ich sprach weiter.

«Sie haben doch selbst gesagt, dass ich grosses Glück gehabt hätte, hier hereingekommen zu sein. Wenn Sie mich loswerden wollen, können Sie auch ganz geradeaus reden.»

Er ging gar nicht darauf ein. «Ich gebe dir jetzt eine Telefonnummer, und die rufst du hier in der nächsten Woche an. Wenn sich ein anderer meldet, legst du sofort wieder auf. Du darfst nur mit mir reden. Wie erkenne ich dich?»

«Ich kann meinen anderen Namen nennen. Gemberg.»

Ich wollte weiterreden, aber er unterbrach mich. «Ich will gar nicht wissen, wie du heisst. Erst mal», fügte er hinzu, als er mein Gesicht sah. «Und dann irgendwas dazu, Reinigung oder so.»

«Reinigung Gemberg, Neukölln», feixte ich, und er lachte.

«Neukölln kannst du dir sparen», sagte er, «und nimm bitte absolut ernst, was wir miteinander verabreden. Noch etwas. Hier in der Botschaft weiss kein Mensch, dass wir uns kennen. Das ist mein rein persönliches Interesse an deiner Situation. Und ich weiss ja noch gar nicht, ob das hier jemand guthessen würde! Von unserem Herrn Botschafter wollen wir überhaupt nicht reden.»

Er schrieb mir eine Telefonnummer auf und schob mich hastig zur Tür hinaus. «Irgendwie ähnelt er unserem meschuggenen SS-Mann», dachte ich noch und stand schon wieder vor dem schmiedeeisernen Gitter. Den Zettel mit

der Nummer hatte ich sorgfältig gefaltet und in meinen Schuh gesteckt.

Dann ging ich los. Zurück nach Neukölln. Zurück in die Eisbude, zurück zu Mutter, die wahrscheinlich schon halbtot war vor Angst. Der Schwede hatte recht. Ich hatte bei alledem an alles, nur nicht an meine Mutter gedacht. Ich hatte vielleicht ein schlechtes Gewissen! Aber als ich vor der Laube stand, war sie nicht da. Der Schlüssel lag am verabredeten Ort, und ich schloss auf. Das Feuer war ausgegangen, und es war unangenehm klamm in der Bude. «Wenn ich jetzt Feuer mache und es warm werden würde, könnte das Mutters Laune bessern», dachte ich.

Ich hatte noch nie ein Feuer gemacht, aber es gelang mir. Hatte es am trockenen Holz gelegen, oder hatte ich durch Zufall richtig aufgelegt? Jedenfalls brannte es wieder. Nach einer Weile legte ich Briketts nach und war ganz erstaunt, wie schnell der Raum warm wurde. Als Mutter dann schwerbepackt ankam, liess sie sich erschöpft aufs Bett fallen und bemerkte die Wärme anscheinend gar nicht.

«Ich war lange weg, was?» fragte sie. «Was hast du denn die ganze Zeit getrieben? Du hast dir doch hoffentlich keine Sorgen gemacht?»

Ich stand stumm vor dem Bett. Wann würde sie merken, dass es warm war?

«Weisst du, wo ich war?» redete sie stattdessen weiter, «ich war bei Hotze draussen in Kaulsdorf-Süd. Seine Frau war nicht da, aber seine Schwägerin habe ich kennengelernt. Einfaches Haus, aber mit einem grossen Garten. Sein Freund, ein Herr Radny, hat uns gefahren. Er hat eine Hühnerfarm in der Nähe von Köpenick und kommt meistens ungeschoren durch alle Kontrollen. Es war sehr angenehm. Sieh mal, was ich in der Tasche habe.»

Dann sprang sie ungeduldig auf und zeigte mir triumphierend alles, was sie eingepackt hatte.

«Ein Hühnchen», rief sie, «wie lange haben wir kein Hühnchen mehr gegessen!»

Sie war völlig ausser sich. Ein Klumpen Butter kam zum Vorschein, Kastenbrot, Selleriestauden und Kohlrabi.

«Das Gemüse ist von Hotze», sagte sie. «Sein Garten ist eine einzige Gemüselandschaft. Mohrrüben habe ich auch, gut für die Augen und die Zähne. Du müsstest viel mehr Gemüse essen, in deinem Alter», seufzte sie, «aber vielleicht kannst du ja alles nachholen. Hotze sagt, es kann nicht mehr lange dauern.»

Ich hatte sie schon lange nicht mehr so glücklich gesehen. Immer wieder hob sie das Huhn hoch und betrachtete es voller Begeisterung. «Gut genährt, was?» fragte sie und verlangte Zustimmung. Ich nickte, und wir breiteten erst einmal alles auf dem Bett aus.

«Heute Abend geht's rund! Wir hören nicht auf, ehe wir platzen! Du hast ja Feuer gemacht», lachte sie und umarmte mich stürmisch. «Das ist ein fabelhaftes Feuer. Du bist ja ein Genie. Mein Sohn ist ein Genie!»

Sie warf mich aufs Bett, mitten in die Fressalien und wälzte sich mit mir herum.

«Mutter», schrie ich, «die Butter!»

«Mutter, die Butter!» kreischte sie, «Mutter, die Butter!»

Sie bekam wieder ihren Lachhusten, und ich klopfte ihr auf den Rücken.

«Mutter, die Butter», keuchte sie, «heute Abend gibt's Mutter, die Butter und Hühnchen.»

Mir war gar nicht zum Mitlachen zumute, und ich war froh, dass sie es nicht mitbekam.

In der nächsten Woche hatte ich den Attaché sofort am Apparat. Er sagte, ich solle dableiben, wo ich im Moment sei, er würde zu mir kommen.

Aus irgendeinem Grund, an den ich mich heute nicht mehr erinnere, trafen wir uns dann vor dem U-Bahnhof Jannowitzbrücke. Er war mit der Bahn gekommen und zog mich ohne Begrüssung mit sich fort. Mutter war wieder auf Betteltour, und ich hatte jede Menge Zeit.

«Wo ist deine Mutter?» fragte er unfreundlich.

Ich erzählte ihm, dass sie seit drei Tagen unauffindbar sei und ich nicht mehr wisse, wo ich noch nach ihr suchen solle. Ausserdem gingen mir Heizmaterial und Lebensmittel aus, und ich könne ja nicht ewig in der Stadt umherlaufen. Das mache sehr, sehr müde, da ich ja öffentliche Verkehrsmittel nach Möglichkeit meiden müsse.

Nachdem er mir seinerseits versicherte, dass er mir kein Wort glaube, bat ich ihn, doch mit in die Laubenkolonie zu kommen, wo er sich von allem überzeugen könne. Ich betete nur, dass meine Mutter nicht inzwischen zurückgekommen war. Meistens blieb sie ja bei ihren Touren bis zum späten Nachmittag fort.

Er machte Ernst. EineWeile lief er tatsächlich verbissen neben mir her. Dann hatte er die Nase voll.

«Komm, wir riskierens mit der Bahn. Wo müssen wir hin?»

«Hermannplatz. Von dort sind es noch zehn Minuten zu laufen.»

Wir hatten Glück. Als er die Laube sah, wollte er erst gar nicht mit rein. Ich schloss auf und ging einfach hinein. Er kam nur zögernd nach, warf auch einen kurzen Blick in die Abseite und fasste mich wieder am Arm.

«Komm», sagte er, «schliess die Tür ab, und lass uns von hier verschwinden.»

«Im Moment ist es hier sicherer als anderswo. Ich kann Ihnen ein bisschen Feuer machen, wenn es Ihnen zu kalt ist», pokerte ich weiter. «Hier hört uns jedenfalls keiner, zu dieser Jahreszeit.»

«Los, verschwinden wir», sagte er.

Ich merkte ihm seine Angst immer mehr an.

«Ich bringe dich zum Stettiner Bahnhof. Hast du noch was hier, was du überziehen kannst?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Keine Mütze, Schal, noch ein Paar Schuhe?»

«Nur das, was ich anhabe», sagte ich.

«Na komm!»

Er zerrte mich förmlich aus der Bude. Ich musste mich tüchtig wehren, damit ich abschliessen und den Schlüssel ins verabredete Versteck legen konnte.

«Für meine Mutter. Vielleicht kommt sie ja doch noch nach Hause.»

Er war richtig in Panik, und ich bin mir selten so schäbig vorgekommen wie in diesem Augenblick. Auf dem Weg zum Bahnhof machte er mir klar, dass es keine Möglichkeit gäbe, mich über die Grenze nach Schweden zu bringen. Man wolle das von beiden Seiten nicht und habe auch beiderseits alle Massnahmen getroffen, um solche illegalen Ein- oder Auswanderungen zu verhindern. Er würde mich jetzt einer Schwester vom Schwedischen Roten Kreuz vorstellen, die ihrerseits Verbindungen zum Deutschen Roten Kreuz und zur NS-Frauenschaft hätte. Man müsse solche Verbindungen pflegen, um immer wieder Erleichterungen für gewisse Personen zu erreichen. Jedenfalls wisse sie vielleicht einen Weg, wie man mich erst einmal aus der Gefahrenzone bringen könne.

Sein Vorgesetzter, der schwedische Konsul, wisse überhaupt nichts und solle auch aus alledem herausgehalten

werden. Es sei allein seine, des Attachés ureigenste Initiative, mir behilflich zu sein, und ich solle mich auf keinen Fall, in welcher Lage auch immer, auf irgendeinen konsularischen Beistand berufen.

Nach einem Luftangriff bei Tage, vor dem wir in einem öffentlichen Bunker Schutz suchen mussten mein Begleiter gab mich als einen Besuch aus Schweden aus und imponierte anscheinend enorm mit seinem Diplomatenpass landeten wir schliesslich am Stettiner Bahnhof, wo er sich sofort bei der Rotkreuzbetreuung meldete.

Nachdem wir eine Weile gewartet hatten, kam auch seine Bekannte auf uns zu, kannte ihn aber gar nicht und fragte ihn, ob sie es mit dem Herrn von der schwedischen Botschaft zu tun habe. Er bejahte und sprach leise auf schwedisch auf sie ein.

Sie schaute öfter zu mir und bekam langsam etwas verschreckte Augen. Dann stand mein Schwede auf, grüsste noch leicht mit der Hand zu mir herüber und verschwand. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

«Du siehst nicht sehr arisch aus», flüsterte sie mir zu.

Sie hatte sich unauffällig neben mich gesetzt.

«Bist du ein volljüdischer Junge?»

Ich musste lachen.

«Klar», flüsterte ich zurück, «ganz voll.»

Ihr Deutsch war voller S- und Zischlaute, dass ich einige Male nachfragen musste.

«Ich werde dich jetzt einer Freundin von mir übergeben. Sie wird wissen, wer du bist. Allerdings wusste ich nicht, dass du so dunkel bist.»

«Man hat mich oft für einen Italiener gehalten.»

«Ja, gut, aber wie kömmt ein Italiener zum Stettiner Bahnhof hier in Berlin? Schwierisch, schwierig», sagte sie.

Ich grinste, und sie grinste zurück.

«Dein Vater kämpft in jedem Fall an der Ostfront, und deine Mutter ist bei einem Bombardement getötet worden. Ist es schlimm, so etwas zu sagen?»

«Nur im Notfall», flüsterte ich.

«Keine Sorge, meine Freundin wird das alles für dich erzählen. Du solltest nur wissen, was sie erzählt.» Damit nahm sie mich bei der Hand und verliess mit mir den Raum.

Sie war eine grosse, knochige Frau mit einem riesigen Gebiss und strohblonden Haaren unter ihrer Kappe, und wenn man sie nicht sprechen hörte, konnte man sehr viel Respekt vor ihr haben. Ihre Stimme aber klang weich, sanft, dunkel und sehr gemütlich.

Draussen gab es eine Menge Chaos. Ein Teil des Bahnhofs war beim letzten Angriff getroffen worden, und verschiedene Perrons waren nicht mehr zu benutzen.

«Ich stelle dich jetzt einer NSV-Schwester vor. Weisst du, was NSV heisst?»

«Ich weiss, was sie machen, aber was es genau heisst irgendwas mit Nazis.»

«Du musst den Mund halten!» Sie wurde richtig wütend und ihre Ss und Schs wurden wieder stärker.

«Das darfst du nie so aussprechen, sonst wissen sie sofort, wer du bist. Du bist doch alt genug, um das zu begreifen, ja?»

Sie nahm mich bei den Schultern und schüttelte mich.

«Ja, oder nicht?»

Ich nickte und dachte, dass sie sich gar nicht mehr so gemütlich anhörte. Urpötzlich verwandelte sie sich in eine richtige Kampfmaschine.

«Wenn du dich nicht beherrschen kannst, will ich dich erst gar nicht zu ihr mitnehmen! Du verstehst mich doch, nein?»

«Ich verstehe Sie», sagte ich schnell.

«Und du versprichst mir, das zu sagen, was wir verabredet haben? Sonst sind wir alle kaputt, und meine Freundin wird gleich erschossen.»

Ich dachte: «Nun übertreib mal nicht so heftig», nickte aber trotzdem eifrig.

«Meine Freundin ist eine sehr gute Frau, und sie ist nur darum in der nationalsozialistischen Volksfürsorge, weil sie anderen Menschen helfen will. Allen, ohne Ausnahme, du verstehst?»

«Ich verstehe», sagte ich.

«Gut, dann gehen wir. Leicht wird es nicht für sie werden.»

Sie blieb noch einmal stehen und betrachtete mich prüfend. «Du bist wirklich sehr ... südländisch.»

«Jüdisch?» fragte ich leise.

Sie sah mich wieder sehr lange an. «Na, vielleicht doch mehr südländisch», lachte sie und zog mich weiter.

Um uns herum herrschte ein Riesenlärm. Menschen standen teilweise auf den Gleisen und versuchten, ihr Gepäck auf einen gegenüberliegenden Perron hochzuhieven.

Mittendrin gingen die Aufräumarbeiten sehr fix voran. Von draussen näherten sich schon langsam wieder Züge und warteten dampfend auf die Einfahrt. Es sah aus, als wolle ganz Berlin aus wandern.

«Hat's Tote gegeben?» fragte ich.

«Eine ganze Menge», antwortete sie. «Es hat einen Soldatentransport getroffen. Mittenrein. Lauter schöne Wagons. Erster-Klasse-Abteile mit vielen SS-Soldaten. Sie waren alle auf dem Weg zur Ostfront.»

Sie warf mir einen kurzen Blick zu, als wolle sie meine Reaktion prüfen. Ich machte mein undurchdringlichstes Gesicht.

«Das macht dich bestimmt sehr traurig, nicht?»

«Sehr!» antwortete ich, und sie grinste mich an.

Wir blieben vor einer kleinen, improvisierten Holzbaracke stehen, auf die ein rotes Kreuz aufgemalt war, und sie öffnete einfach die Tür, ohne anzuklopfen.

Ich sah erst nur Kinder. Manche saßen auf Holzbänken, die an den Wänden entlang aufgestellt waren. Die meisten aber standen ziemlich dicht beieinander. Einige waren verletzt. Ein kleines Mädchen trug stolz einen riesigen Kopfverband und sah mich herausfordernd an.

«Du hast aber eine feine Mütze auf», sagte meine Begleiterin und streichelte ihr die Wange.

«Das ist ein Verband», sagte die Kleine ruhig, ohne die Augen von mir zu lassen.

«Ich bin schwer verletzt. Ich habe gerade meinem Vater auf Wiedersehen gesagt, da hat's einen Riesenknall gegeben. Ich glaube, er ist tot.»

Sie sagte das alles mit völlig trockenen Augen und einem gewissen Stolz.

Ich war sprachlos und gab keinen Mucks von mir.

«Wie alt bist du?» fragte sie mich.

«Zwölf», antwortete ich gehorsam.

«Da musst du noch warten. Mein Vater war achtundzwanzig.»

Meine Schwedin bahnte sich sanft, aber energisch ihren Weg durch die Kinder und zog mich mit sich. Vor der Stirnwand stand ein roher Holztisch, ein Stuhl davor und einer dahinter, und auf dem hinteren sass eine korpulente, dunkelhaarige Frau, die Haare streng nach hinten gekämmt und zu einem Dutt geknotet. Sie sah sehr freundlich und sehr müde aus und schaute sofort hoch, als hätte sie uns lange erwartet.

«Da seid ihr ja», sagte sie und stand auf

Sie nahm überhaupt kein Ende. Sie begrüßte meine Begleiterin mit Handschlag und zeigte auf den noch besetzten Stuhl. «Mit dem kleinen Mann da bin ich gleich fertig, und dann schieb' ich euch dazwischen.»

Eine Riesin! Sie schien mir noch viel grösser als meine Schwedin zu sein. Und sie hatte einen angenehmen Akzent.

«Sie ist Österreicherin», dachte ich.

Sie hörte sich an wie die Schauspielerinnen in den Wien-Filmen, die Mutter und ich während unserer ersten Verstecksuche abgesehen hatten.

Nachdem sie dann meinen Decknamen «Max Gernberg» notiert hatte ausgebombt in Berlin-Charlottenburg, Mutter nicht auffindbar, Vater an der Ostfront holte sie eine graue Decke unter dem Tisch hervor und drückte sie mir an die Brust. «Das ist Staatsbesitz», sagte sie. «Die gibst du wieder zurück, wenn du sie nicht mehr brauchst.» Dann wandte sie sich wieder an meine schwedische Begleiterin. «Innerhalb der nächsten halben Stunde, so Gott und die Anglo-Amerikaner es zulassen, wird von hier ein Zugin die Uckermark abfahren. Es ist zum grössten Teil ein Kindertransport und wird von der NSV betreut. Es handelt sich um Kinder, deren Eltern verschollen, umgekommen, vermisst oder sonst irgendwie unauffindbar sind. Sie werden in die Gegend von Strasburg/Uckermark gebracht. In ein ehemaliges Ausbildungs- oder Schulungslager der HJ. Soll ganz ländlich da sein. Und vor allen Dingen fallen da keine Bomben. Bis auf Weiteres. Das Lager kann aber jeden Tag von der Wehrmacht konfisziert werden, und dann muss man eben sehen.»

Während sie so leise auf uns einsprach, machte sie sich ununterbrochen Notizen. Plötzlich sah sie hoch und lä-

chelte mich an: «Du hältst dich genau an meine Anweisungen. Ich begleite den Zug und werde auch während der Fahrt öfter nach dir sehen. Auf dem Hof draussen in der Uckermark werde ich dich so unterbringen, dass du immer in meiner Nähe bist».

«Wie heisst dein Vater?» fragte sie mich unvermittelt und ohne aufzuschauen.

Ich war auf diese Frage nicht gefasst und antwortete: «Jakob».

«Wie heisst dein Vater? Helmut, Franz, Otto?»

«Adolf», sagte ich.

Sie sah mich an. «Adolf», wiederholte sie und schrieb es auf. «Adolf Gemberg. Klingt gut. Und eine Portion Unverschämtheit kann man immer gebrauchen.»

Dann beugte sie sich vor. «Das mit Jakob darf dir nie wieder passieren, hast du mich verstanden?»

«Ich war nicht darauf gefasst», flüsterte ich zurück.

«Darauf musst du immer wieder gefasst sein. Solche unverhofften Fragen können dir wieder gestellt werden. Und nach so einer Antwort weisst du ja, wo du landest.»

Sie sah mich durchdringend an. «Der Name deiner Mutter?»

«Rosa.»

«Können wir nehmen», murmelte sie, während sie schrieb. «Du bist erst elf Jahre alt, verstanden?»

«Ja.»

«Sehr gross für dein Alter bist du ja nun wirklich nicht. Und du hast keine Geschwister?»

«Ich bin Einzelkind.»

«Wo ist dein Vater?»

«An der Ostfront.»

«Wo an der Ostfront. Du wirst doch wohl wissen, an welchem Frontabschnitt dein Vater kämpft!»

«Wir haben lange keine Nachricht von ihm gehabt. Die letzte kam aus dem Norden, beim Ladoga-See oder so.»

«Welchen Rang hat dein Vater?»

«Unteroffizier», kam es wie aus der Pistole geschossen.

Ich musste an mich halten, um nicht loszubrüllen vor Lachen.

«Wann hast du deine Mutter zum letzten Mal gesehen?» Sie wurde immer lauter.

«In Neukölln. Wir waren in einer Laube untergebracht. Sie wurde während des Einkaufens vom Fliegeralarm erwischt und kam nicht zurück.»

«Wo warst du während des Alarms?»

«In einem Splitterbunker in der Nähe. Der war uns zugeteilt.»

«Und du hast nicht nach deiner Mutter gesucht?» Jetzt schrie sie mich fast an, und um uns herum wurde es immer stiller.

«Ich habe sämtliche Geschäfte abgeklappert, die noch geöffnet hatten. Niemand konnte sich an sie erinnern.»

Ich dachte an meine Mutter, in welchem Zustand sie sich jetzt wahrscheinlich gerade befand. Vielleicht hatte sie angefangen, mich zu suchen, und liess deshalb alle Vorsicht ausser Acht? Jetzt erst wurde mir bewusst, was ich mit meiner Flucht angestellt hatte. Ich fing an zu heulen. Immer hemmungsloser. Wenn ich nur zurückgekonnt hätte. Ich hätte sonstwas drum gegeben, wenn ich hier einfach hätte abhauen können.

«Ist ja gut, ist ja gut. Ich bin Schwester Erna, Erna Niehoff. Erna wie Klein-Erna.»

Sie streckte mir ihre Hand über den Tisch, aber ich klammerte mich an meine schwedische Rotkreuzschwester.

«Ich will nach Hause», schluchzte ich. «Vielleicht ist meine Mutter doch noch zurückgekommen.»

«Wie lange warst du denn allein in der Laube?»

«Zwei Tage.»

«Da kann man leider nicht ausschliessen, dass ihr was passiert ist. Man muss ja nicht gleich an das Schlimmste denken. Sie könnte ja auch in ein Krankenhaus eingeliefert worden sein. Wir werden das für dich in Erfahrung bringen.»

Sie stand auf und kam um den Tisch herum. «Verabschiede dich nun von deiner Freundin, und bedanke dich bei ihr für alles.»

Damit zog sie mich hoch und sah mich wieder eindringlich an. «Du hast deine Sache sehr gut gemacht, weisst du das?»

Ich gab der Schwedin die Hand und hatte das Gefühl, nun endgültig von aller Welt abgeschnitten zu sein.

«Jetzt setzt du dich hier auf eine Bank und wartest, bis ich mit meiner Arbeit fertig bin. Die anderen Kinder wollen ja auch noch alle mit dem Zug mit.»

Damit zog sie mich sanft von meiner Schwedin weg und drückte mich auf einen freien Platz an der Wand.

Wir sassen dichtgedrängt in muffigen Abteilen und zuckelten durch die Landschaft. Hin und wieder blieben wir stehen. Dann dauerte es eine ganze Weile, bis ein entgegenkommender Zug vorüber und unsere Strecke wieder frei war.

Die kleine Tochter des zerbombten SS-Mannes kam neben mir zu sitzen, und während ich tiefbeunruhigt an meine Mutter dachte und nur einen Gedanken hatte, wie ich am schnellsten wieder zu ihr zurückkommen konnte, nervte mich die Kleine mit ihrem unaufhörlichen Gerede.

Ihre Mutter sei auch in der NSV und würde mithelfen, uns zu «beaufsichtigen». Sie sagte wirklich «beaufsichti-

gen», und es klang so erwachsen und spiessig zugleich, dass sie mir wie ein kleines Monster vorkam. Dabei war sie hübsch anzusehen. Mit hellblonden Locken und grossen braunen Augen.

Sie hätte so gern einen grossen Bruder gehabt. Aber das sei ja nun nicht mehr möglich. Es sei denn, ihr Vater sei vielleicht doch nicht tot. Mama hätte sie nur schnell an unsere Schwester Erna übergeben und sei wieder weggerannt. Ihr Vater hätte ja für unser aller Zukunft kämpfen sollen, habe Mama immer gesagt.

Während sie vor sich hin schwätzte, hatte sie Mühe, aus dem Fenster zu schauen, und kniete sich öfter auf die Sitzbank, wenn der Zug hielt oder sie sonst etwas interessierte.

Erst spät in der Nacht kamen wir in Strasburg an, wurden in Militärtransporter mit Rotkreuzbemalung verladen und fuhren mit abgeblendeten Scheinwerfern durchs Gelände. Neben mir sass mit einem Mal Erna und fragte, wie es mir ginge. Dann lehnte sie sich zurück und schlief sofort ein.

Unser Quartier muss einmal ein riesiger Gutshof gewesen sein. Jetzt hatte man um das Haupthaus grüne Baracken aufgestellt, und während die Kleinkinder ins Haupthaus verfrachtet wurden, hatte man uns Grössere auf verschiedene Baracken verteilt. Eine ganze Menge NSV-Schwesternteilten uns die Betten zu, warfen unser Zeug drauf und liessen uns sofort unter die mitgebrachten Decken kriechen, ohne uns noch lange mit irgendwelchen Hygieneaktionen zu quälen. «Morgen ist Gross Washtag», hörte ich jemanden sagen, und dann war ich auch schon eingeschlafen.

Noch in der Nacht wurde ich ziemlich hart wachgerüttelt. Erna beugte sich über mich.

«Pack deine Sachen zusammen, und komm mit», sagte sie.

Ich zog stumm meine Hose an, klemmte meine Decke und meine Jacke unter den Arm und folgte ihr. Sie lief schnell über den Hof zum Haupthaus.. Wir gingen die wenigen Stufen zu einer schweren Eisentür hinauf, und Erna schloss auf. Wir kamen durch eine riesige Halle, durchquerten sie bis zur hinteren Wand, und sie öffnete eine kleine Tür.

Ich konnte nicht erkennen, wie viele Betten in dem Raum standen. Erna legte den Finger auf den Mund und zeigte auf ein leerstehendes Bett direkt neben der Tür. Dann verschwand sie, und ich kroch sofort unter meine Decke. Ich merkte, dass es keine Strohsäcke waren, es fühlte sich weicher, komfortabler an. Aber ich war zu müde, um das alles wirklich zu registrieren.

Plötzlich war Erna wieder da. Sie beugte sich zu mir herunter und flüsterte mir ins Ohr: «Ich schlafe direkt daneben. Hinter der Wand habe ich einen kleinen Raum. Schlaf dich aus. Morgen zeige ich dir alles. Und hab' keine Angst. Es wird schon schiefgehen.»

Am nächsten Morgen sah alles viel freundlicher aus. Ich wurde von meinen Mitbewohnern geweckt. Eine Menge Betten standen dicht nebeneinander. Man konnte anstandslos von einem zum anderen kriechen, was man um mich herum auch ausgiebig tat. Mein Bett stand so dicht neben der Tür, dass man sie gerade noch so öffnen konnte. Ich weiss nur noch, dass ich hundemüde war und immer unruhiger wurde.

Ich sah meine Mutter herumirren, sah Lona auf Achse gehen, um nach mir zu suchen, und Hotze, der sich über mich beugte und mich mit seinem Glasauge bedrohlich anfunkelte. Ich muss dauernd aufgewacht sein und

hoffte nur, dass ich nicht im Schlaf gesprochen oder gar geschrien hatte.

Wir mussten alle in einen grossen Waschraum, durften aber unsere Hosen anbehalten und bekamen sogar Zahnbürsten und Seife, wenn man nicht selbst welche dabei hatte. Dann ging es in einen improvisierten Speisesaal. Wir sassen an langen Tischen, bekamen warme Magermilch, viel Brot und Margarine vorgesetzt. An Sonntagen standen manchmal auch Honigtöpfe auf dem Tisch, oder Eimer mit Pflaumenmus.

Ich fühlte mich so schlecht, dass ich keine Lust zu essen hatte. Am Tage hätte ich schlafen können. In der Nacht war ich hellwach und heulte unter der Decke vor mich hin. Ich war völlig verzweifelt und überlegte nur, wie ich hier wieder wegkommen konnte. Erna beobachtete mich immer besorgter, und ich fühlte förmlich ihre langsam aufkeimende Angst.

Nach drei Tagen nahm sie mich beiseite. «Wir müssen uns unterhalten, findest du nicht?» sagte sie.

Ich sah sie nur an.

«Ich hole dich heute nach dem Mittagessen zu einem Spaziergang ab, es wird höchste Zeit.»

Sie liess mich stehen und erschien pünktlich im Speisesaal. Sie ging ziemlich schnell vor mir her, und ich hatte Mühe, ihr zu folgen. Dann drehte sie sich um, wartete auf mich und fragte mich ohne Umschweife, ob ich nach Berlin zurückwolle.

Ich bejahte.

Ob ich wisse, wo meine Mutter sei?

Ich bejahte wieder.

«Du kleines Aas, was hast du dir dabei gedacht?» piffte sie mich an, «dass das hier ein Abenteuer ist?»

Ich fing an zu heulen. Am liebsten hätte ich mich ir-

gendwo verbuddelt, hätte nichts mehr hören wollen. Aber Erna nahm keine Rücksicht mehr. «Weisst du, in welche Gefahr du mich bringst? Weisst du, was das Deutsche Rote Kreuz für Unannehmlichkeiten bekommen kann? Von unserer schwedischen Freundin wollen wir gar nicht reden. Du musst doch vom wilden Affen gebissen worden sein.»

Sie konnte sich gar nicht mehr einkriegen vor Wut. «Du sagst mir jetzt sofort, wo deine Mutter ist.»

«Nein!» schrie ich.

«Ich kann das ganz leicht erfahren. Wenn ich jetzt der Gestapo melde, dass sich ein kleiner Junge bei uns eingeschlichen hat, wird man mir glauben und dich so lange verhören, bis du den Aufenthaltsort deiner Mutter ausspuckst. Da kannst du sicher sein.»

Sie wartete. «Also, wo ist deine Mutter? Immer noch in Berlin?»

Ich sagte nichts.

«Mensch, ich muss dich doch irgendwie zurückbringen.» Sie umarmte mich und drückte mich fest an sich. «Ich will doch nur wissen, ob ich dich nach Berlin, Gottbus oder Finsterwalde karren muss.»

«Du hast von der Gestapo geredet.»

«Irgendwer muss dir ja mal angst machen. Bis jetzt scheinst du keine gehabt zu haben.»

Sie grinste mich an, und ihr ganzes Gesicht hatte sich schlagartig verändert. Das war sie also. So sah sie wirklich aus. Ich hatte noch nie Augen so lachen sehen. Ich umarmte sie ganz spontan, hätte sie gar nicht wieder loslassen wollen. Sie streichelte meinen Kopf.

«Du machst mir vielleicht Zores», sagte sie dabei.

«Woher kennst du das?» fragte ich kichernd.

«Was?»

«Zores ist hebräisch.»

«Jetzt kann ich auch noch Hebräisch?» fragte sie lachend. «Bei uns zu Hause hat man das immer benutzt. Vielleicht hätte Hitler sich anders zu euch benommen, wenn ihr ihm beigebracht hättet, was Zores sind.»

Ich hakte mich bei ihr ein, und wir gingen langsam zurück.

«Du willst also zurück? Zu Muttern? Und die ist in Berlin. Stimmt's?»

«Ja.»

«Weisst du, was du deiner Mutter angetan hast?»

«Jetzt weiss ich's.»

Sie nickte vor sich hin. «Du hast vielleicht Humor», sagte sie nach einer Weile. «Jetzt wollen wir bloss hoffen, dass sie noch keine Dummheiten gemacht hat. Seid ihr untergetaucht? Das wird überhaupt ein Riesenproblem, dich wieder nach Berlin zu bugsieren. Die Mütter bringen ihre Kinder zur Kinderlandverschickung hier raus, und du willst wieder hinein. Und das sage ich dir», sie blieb stehen, «ich tu's nur deiner Mutter zuliebe. Dich würde ich am liebsten hierbehalten und verdreschen.»

Sie zog mich weiter.

«Ich werde mir was einfallen lassen, und du behältst die Nerven. Und hör auf, im Schlaf zu weinen. Die Kinder hören das.»

Zwei oder drei Tage später holte sie mich mitten aus einem improvisierten Schulunterricht nach vorn und erklärte laut, dass sich mein Vater von der Ostfront gemeldet hätte, in Berlin sei und mich dort sehen wolle, da er nur zwei Tage Urlaub habe. Ich sollte mich am späten Nachmittag bereithalten und meine Klamotten zusammenpacken.

Es wurde dann aber doch früher Abend, bis wir losfuh-

ren. In Strasburg warteten wir Stunden auf den Zug und kamen im Morgengrauen todmüde in Berlin an. Erna Niehoff hatte sich beurlauben lassen, um mich zu «meinem Vater» nach Berlin zu bringen. «Ich habe noch zwei Tage mehr rausschlagen können, da kann ich meine Schwester besuchen. Ich weiss schon gar nicht mehr, wie sie aussieht», erklärte sie mir während der Fahrt. Dann schlug sie mir vor, mich auf der Suche nach meiner Mutter zu begleiten, wenn ich wolle. In ihrer Gesellschaft wäre ich sicherer und könne mich ungezwungener bewegen.

«Vielleicht kann ich deiner Mutter deine Ausbüchseri auch besser erklären», fügte sie hinzu und sah mich wieder mit diesem herrlichen Grinsen an.

«Wenn ich älter wäre, würde ich dich heiraten», flüsterte ich.

«Ich dich nicht», flüsterte sie zurück. «Als deutsche Frau darf ich doch keinen kleinen Juden heiraten. Das wäre gegen das Gesetz. Da bekäme ich ganz schön was von Adolf auf die Mützel»

«Rassenschande», sagte ich.

«Genau», lachte sie. «Ausserdem bräuchten wir das Einverständnis deiner Mutter. Du bist ja noch nicht volljährig.»

Wir bogen uns vor Lachen, und sie nahm mich schnell in den Arm, um mein Lachen nicht lauter werden zu lassen. Obwohl wir allein in dem alten, miefigen Abteil saßen, konnte man nie wissen, wer wo zuhörte.

«Feind hört mit», flüsterte sie und deutete auf das Plakat mit dem Spruch und dem schwarzen Männchen, das an der Wand des Abteils hing.

«Welchen Feind meinen die?» fragte ich leise.

«Dich», antwortete sie. «Du bist das schwarze Männchen. Vor dir muss man sich hüten.»

Sie drückte mich fester an sich und schaute nach draussen. Der Zug fuhr jetzt ganz langsam und hielt schliesslich an. Wir befanden uns wohl kurz vor Berlin. Man konnte zwar nicht viel sehen, hörte aber entfernt das Detonieren der Bomben und sah das Aufblitzen des Flakfeuers am Horizont.

«Da kommt's aber wieder mächtig runter», murmelte sie. «Wenn die so weitermachen, steht am Ende nur noch der Führerbunker.»

Nach stundenlangem Warten wurde der Zug umgeleitet, und wir fuhren in den Lehrter Bahnhof ein. Wir kamen auch mit der U-Bahn zum Hermannplatz, und nach dem üblichen Fussweg standen wir vor der Laube.

Ich sah erst mal nach dem Schlüssel. Er war nicht da. Erna Niehoff blickte mich gespannt an: «Komm», sagte sie leise, «hauen wir ab.»

Und dann öffnete sich die Tür. Mutter musste kiloweise abgenommen haben. Sie sah so dünn und zerbrechlich aus. «Das war sie doch früher nicht», dachte ich. Aber vielleicht war auch die riesige Figur von Erna schuld, dass sie mir plötzlich so winzig vorkam.

«Mutter», sagte ich, «das ist Erna.»

«Ich bin von der Volksfürsorge und bringe Ihnen Ihren Jungen zurück.» Erna streckte ihr die Hand hin.

Mutter sah keine Hand und verstand anscheinend auch nicht, was wir sagten.

«Er hat sich verlaufen», fügte Erna hinzu und liess ihre Hand immer noch ausgestreckt.

Mutter ergriff sie zögernd, und ich sagte: «Es ging nicht eher, sonst wäre ich früher gekommen.»

Ich wusste sofort, wie blöde das war, was ich da von mir gab, und schaute Erna an.

«Es wäre vielleicht besser, wenn wir hier nicht so her-

umstehen würden. Drinnen kann man sich bestimmt ungenierter unterhalten», sagte Erna, und Mutter liess sie widerstandslos an sich vorbei.

Ich machte auch schnell, dass ich hineinkam, und Mutter schloss die Tür.

«Wo haben Sie ihn aufgegriffen?» fragte sie und blieb an der Tür stehen.

«Im Bahnhof», antwortete Erna und machte ihr offizielles Gesicht. «Er hat sich auf dem Bahnhof herumgetrieben.»

«Was denn für ein Bahnhof?» fragte Mutter nun völlig verwirrt.

«Stettiner Bahnhof.»

«Was hattest du auf dem Bahnhof zu suchen?» wandte sie sich jetzt an mich.

«Ich wollte einfach weg. Weg aus Berlin. Ich wollte dir nicht mehr länger zur Last fallen.»

Mutter sprang wie der Blitz auf mich zu und schlug mir ins Gesicht. Sie hatte anscheinend die ganze Angst und Verzweiflung der letzten Tage in diesen Schlag hineingelegt, denn ich flog bis an die gegenüberliegende Wand und hatte sofort Nasenbluten.

«Das hat vielleicht gesessen!» Erna pustete beeindruckt durch die Lippen. «Jetzt sei mal ehrlich», sie sah mich an, «haste die nicht verdient?»

Mutter sass jetzt auf einem Stuhl und schluchzte erbärmlich. Sie sah so verletztlich, so krank aus. Am liebsten wäre ich zu ihr hin und hätte ihre Beine umarmt, aber ich tat nichts. Noch heute könnte ich mich ohrfeigen dafür.

Stattdessen kam Erna auf sie zu und legte den Arm um sie. Keiner sagte etwas.

Endlich brach Mutter das Schweigen und stellte sich vor. «Ich heisse Gemberg.»

«Und ich Niehoff. Ich weiss zwar nicht, wie Sie wirklich heissen, aber Gemberg sicher nicht. Ich weiss auch nicht, wo der Vater des Jungen ist, aber an der Ostfront ist er nicht. Ich weiss nur, dass ich Ihren Jungen aufgegabelt habe, als ich Bereitschaftsdienst hatte.»

Sie sah sich um. «Wenn der Winter vorbei ist, müssen Sie hier raus, dann ziehen doch sicher die Laubenpieper ihre Zwiebeln hoch. Ich wünschte ...», sie unterbrach sich.

«Was wünschten Sie?» bohrte meine Mutter nach.

«Ich wünschte, ich hätte den ganzen Schlamassel mit euch nicht gesehen.»

Sie ging schnell zur Tür. Dann drehte sie sich um und sah mich an. «Mach's gut, mein Kleiner», sagte sie ruhig. «Und Ihnen wünsche ich, dass Sie Glück haben.»

Sie hatte die Tür schon geöffnet, kam aber noch einmal zurück, schloss ihre Handtasche auf, holte Bleistift und einen Zettel heraus und schrieb etwas auf. Dann reichte sie den Zettel meiner Mutter. «Verlieren Sie den nicht, und lassen Sie ihn auch nicht irgendwo liegen. Das sind Adresse und Telefonnummer von mir.»

Sie klappte sorgsam wieder ihre Handtasche zu und verliess die Laube.

Nun sahen wir uns an. Eine ganze Weile.

«Wir müssen hier weg, wer weiss, was sie jetzt unternimmt», sagte Mutter.

«Das hätte sie schon viel eher tun können», erwiderte ich.

«Vielleicht wollte sie nur unseren Aufenthaltsort erfahren. Mich hat sie ja auch noch nicht gekannt.»

«Dann hätte sie mich doch nicht im Kindertransport mitgenommen», sagte ich.

«Wohin ging denn der?» fragte sie, und ihre Augen begannen bedrohlich zu funkeln.

«Ich erzähl' dir ja alles, aber fang nicht wieder an, auf mir rumzudreschen!»

Sie wartete.

Und dann berichtete ich alles.

Als ich fertig war – sie hatte mich weder unterbrochen noch sonst irgendeine Regung gezeigt –, stand sie auf und ging zum Herd.

«Möchtest du was trinken?» fragte sie. «Ich habe Pfefferminztee.»

Ich trank den Tee und erwartete, jeden Augenblick wieder von ihr angegriffen zu werden, aber sie sprach ganz ruhig auf mich ein.

«Weisst du, dass schon dein Vater an deinem Verstand gezweifelt hat und dass er dich auf deinen Geisteszustand hat untersuchen lassen wollen? Ein bisschen meschugge darf man ja sein, aber andere Leute oder gar die eigene Mutter in Gefahr zu bringen, das ist nicht mehr normal. Sollte dir noch einmal so was einfallen, wirst du mich nicht mehr finden. Dann melde ich mich freiwillig zum Vergessen.»

Ich erschrak. So brutal hatte sie noch nie über unsere Zukunft gesprochen. Wir wussten zwar, was wir zu erwarten hatten, wenn man uns erwischte, aber so genau wollten wir es wiederum auch nicht wissen.

«Das will ich nicht noch einmal durchmachen», fuhr sie fort. «Ludmilla hat uns, während du «auf Reisern warst, angeboten, wieder bei ihr unterzukommen. Aber als Lona uns das mitteilen wollte, konnte ich ihr nur sagen, dass du verschwunden bist. Ich habe die Laube nicht mehr verlassen, und Lona hat mich, so gut es ging, versorgt. Wir sperren hier zu und ziehen um. Ludmilla wohnt jetzt in der Bayerischen Strasse, in der Nähe vom Olivaer Platz, und soll dort eine ziemlich geräumige Wohnung ergattert ha-

ben. Und du weißt auch, dass du nicht nur uns, sondern auch sie mit deinen Eskapaden gefährden würdest.»

«Warum können wir nicht einfach hierbleiben?» fragte ich. «Im Winter sind wir hier am sichersten.»

«Manchmal ist es gar nicht so übel, sich waschen zu können in einem normal eingerichteten Bad. Etwas kochen zu können, ohne stundenlang ins Feuer pusten zu müssen. Einmal nachts nicht vor Kälte aufzuwachen.»

«Ich will aber nicht zu der Frau zurück, der ich wieder zwischen die Beine fassen muss», dachte ich, «dann schon lieber ins Feuer pusten und die vereisten Lippen von der Bettdecke losreißen.»

Ich war drauf und dran, Mutter das zu sagen, aber ich sah die Tränen in ihren Augen, die Erschöpfung in ihrer ganzen Haltung.

«Und wenn ich verspreche, alles zu übernehmen? Ich mache auch nachts Feuer. Mir ist das egal. Du kannst mich aufwecken, wann immer du willst. Du brauchst gar nichts mehr anzufassen. Ich krieg' das alles hin. Du hast doch selbst gesagt, dass ich ein genialer Feuermacher bin. Hast du doch gesagt. Erinnerst du dich?»

Sie blieb hart. Wollte unter allen Umständen aus der Laube weg. Heute bin ich fast sicher, dass sie selbst dann weggewollt hätte, wenn ich ihr erzählt hätte, was zwischen Ludmilla und mir gelaufen war. Vielleicht wäre es ihr damals lieber gewesen, wenn Hitler ihr all die Sorgen und Belastungen abgenommen hätte. Ich habe ihren Satz «Dann melde ich mich freiwillig zum Vergasen» nie vergessen. Ich konnte also nichts anderes tun, als diese eklige Freundschaft erneut zu akzeptieren.

Wir traten wieder eine Wanderung durch halb Berlin an und landeten in der Bayerischen Strasse, vierter Stock, bei Ludmilla Dimitrieff. Verglichen mit ihrer ersten Wohnung, hatte man den Eindruck, als käme man von einem Schloss ins Gesindehäuschen.

Vier Zimmer unterm Dach. Zwei für Ludmilla, eins für Mutter, eins für mich. Meins sah aus wie eine Mädchenkammer. Und alle waren nach dem Bett-Stuhl-Schrank-Verfahren eingerichtet. Nur im etwas grösseren Wohnzimmer gab es auch einen Tisch und mehrere Stühle. Aber die Wohnung hatte ein grosses Bad und eine schöne Küche. Die war der wärmste Raum der ganzen Wohnung, und wir machten sie zur Wohnküche.

Ludmilla schien froh zu sein, dass wir wieder da waren. Mutter kochte vorzüglich, schmiss den kompletten Haushalt, und Ludmilla konnte an ihrem kleinen, geliehenen Klavier herumspinnen.

Mutter hatte recht behalten. Es war geräumiger, wohnlicher, wärmer als in der Gartenlaube. Aber vor allem schien sich hier unsere Stimmung wieder zu bessern. Fast konnte man die Wohnung eine Art Zuhause nennen. Lona konnte ungenierter vorbeikommen und Geld oder Lebensmittel vom schwarzen Markt abliefern. Ab und zu blieb sie sogar über Nacht bei Mutter im Zimmer. Dann sassen die Frauen bis zum frühen Morgen in der Wohnküche und sofften. Mutter sah wahrscheinlich nur zu. Sie vertrug keinen Alkohol. Ich wurde spätestens um Mitternacht ins Bett geschickt. Dimitrieffs Stimme war immer lauter zu hören und Lonas herzliche, ansteckende Lache auch. Ludmillas «russische Märchen», so nannte ich sie im stillen, waren ja auch wirklich sehr amüsant. Sie behauptete jedenfalls, es seien alles ihre eigenen Erlebnisse, oder die ihrer Familie gewesen.

Von den Festen am Zarenhof, den Liebesabenteuern ihrer älteren Geschwister, den Erzählungen vom Landgut der Familie, der grosszügigen Lebensart dort bekam ich nicht viel mit. Aber einmal berichtete sie in meinem Beisein von der Schlächtereier der Bolschewiken auf dem Lande. Vom aufgehetzten Pöbel, unter dem sich auch mancher ihrer eigenen Bediensteten befunden hatte. Da wäre es noch viel brutaler als bei den Nazis zugegangen, behauptete sie.

Ich fragte ganz ruhig, ob man da auch schon Menschen vergast hätte, und sah dabei meine Mutter an. Ludmilla schüttelte den Kopf und antwortete fröhlich, dass ihre Landsleute doch noch gar nicht die technischen Voraussetzungen gehabt hätten, um so etwas zu organisieren, und dass sie die sicher heute noch nicht hätten, sonst wären die Deutschen ja auch nicht in der Lage gewesen, Russland so schnell zu überrennen.

«Das ist eben ein ganz eigenes deutsches Talent, an das die Russen nicht heranreichen können», sagte sie, «und wenn Amerika nicht in den Krieg eingegriffen hätte, stünden die Deutschen heute in Wladiwostok und hätten sich schon mit den Japanern vereinigt. In Russland hat man immer ganz primitiv abgeschlachtet. Da ist die Masse der Schlächter ausschlaggebend gewesen. Und die Zeit. Stalin hatte viel Zeit zum Abschlachten.»

Sie hob den Zeigefinger. «Wisst ihr», sagte sie mit ihrem gurgelnden Akzent, «es ist doch überhaupt nicht sicher, ob wir mit Hitler nicht glücklicher wären als mit Stalin.»

Lona lachte schallend und sagte: «Sicher, Ludmilla. Ich schenke dir meinen Hitler, und du behältst dafür deinen Stalin. Das ist doch ein prima Geschäft!»

Mutter konnte endlich auch wieder lachen, und die etwas verwirrte Entschuldigung Ludmillas, «für die Juden

ist Hitler wohl doch nicht so ganz das Wahre», machte sie noch heiterer.

Es waren ein paar schöne Wochen in der Bayerischen Strasse. Der Fliegeralarm nervte zwar, vielleicht sogar noch mehr als in der Hektorstrasse, weil wir ja nun im vierten Stock wohnten und bei jedem Treffer auf alle Fälle dran gewesen wären. Aber die Geborgenheit eines festen Quartiers wog das alles auf.

Ludmilla machte keine Anstalten, mich wieder in ihr Bett zu ziehen. Sei's, dass die Weitläufigkeit aus der Hektorstrasse fehlte, sei's, dass ihr die Spiellaune vergangen war - mir war es nur recht. Vielleicht hätte ich auch dieses Mal den Eklat nicht vermieden, egal, was sich daraus ergeben hätte.

Jedenfalls liess meine Verkrampfung ihr gegenüber nach, und ich konnte ihr gelassen und manchmal sogar amüsiert zuhören, wenn sie ihre abstrusen Geschichten aus der Zarenzeit von sich gab. Was hatten die Russen doch für ein Glück, dass sie das hinter sich hatten! «Und da rückt ihnen jetzt der Hitler auf den Leib», dachte ich im Stillen.

Mitunter sagte ich das auch, und die Dimitrieff nahm dann immer ihre Hoheitshaltung ein. «Davon verstehst du gar nichts», erwiderte sie gereizt. «Du hast ja nie unter Stalin gelebt.»

«Mir reicht der Hitler», sagte ich, und Ludmilla Dimitrieff übersah mich nach solchen Wortwechselln für ein paar Stunden.

Mutter hat mir seltsamerweise deshalb nie Vorwürfe gemacht, obwohl sie doch so ängstlich darauf bedacht war, die scheinbare Geborgenheit zu erhalten, die Ludmilla uns bot.

Wenn ich heute darüber nachdenke: Kein Mensch hat sie gezwungen, uns zu helfen. Die deutsche Regierung hat-

te ihr grosszügig Asyl gewährt, und die Nazis bestätigten offenbar noch diese tolerante Haltung gegenüber den «Opfern des Kommunismus».

Ludmilla Dimitrieff hatte jedenfalls keinerlei Schwierigkeiten, musste keinerlei Kontrollen irgendwelcher Art von den sonst gegenüber Fremdvölkischen so feindseligen Nazis erdulden.

Bis heute bin ich mir nicht sicher, ob sie nicht eine Art Zuträgerspionage für die Nazis betrieb und uns quasi als Rückversicherung in der Hinterhand behalten wollte, falls die Deutschen den Krieg doch noch verlieren würden.

Sie wollte einfach nicht daran glauben, dass Stalin den Krieg gewinnen könnte, und es war jedesmal sehr spannend für mich zu sehen, wie diese sonst so beherrschte Frau in Rage geriet, wenn die Rede darauf kam. Empört äusserte sie sich darüber, dass Amerika und England diesem Verbrecher zu Hilfe kamen, sogar einen Pakt mit ihm schlossen, obwohl sie doch wissen mussten, dass ein Sieger Stalin sofort zum nächsten Schlag gegen die ehemaligen Alliierten ausholen würde.

Und wenn Mutter dann entgegnete, dass Hitler auch nicht gerade ein Lämmchen sei, erwiderte sie: «Von Seiten der Alliierten ist mit Hitler immer zu reden, mal abgesehen von der Judenfrage. Die Nazis haben doch immer wieder betont, dass sie die Juden auswandern lassen würden, und viele haben das ja vor dem Krieg auch getan. Amerika beispielsweise könnte noch viel mehr Emigranten verkraften, ohne dass es deshalb dort irgendwelche Probleme geben würde. Und auch in Australien und Südamerika wäre noch jede Menge Platz. Die Nazis wollen sich die Juden nur vom Halse schaffen, das ist nun mal in ihrer Ideologie verankert.»

Als ich sagte, in Stalins Ideologie sei auch die Verfolgung

der Adligen verankert, sprach sie bis zu unserer endgültigen Trennung nur noch das Nötigste mit mir. Sie fragte Mutter nur einmal, ob Hotze angefangen hätte, mir Politikunterricht zu erteilen.

Der Grund für unsere endgültige Verabschiedung war dann die Beinaheverhaftung meiner Mutter am Olivaer Platz. Im Februar 1944 passierte es. Mutter wollte aus irgendeinem Grund am Vormittag auf die Strasse runter. Es war ein ziemlich kalter sonniger Tag. Wir gingen auf den Olivaer Platz zu, da bat mich Mutter, ihre Handschuhe aus der Wohnung zu holen, es sei doch kälter, als sie geglaubt habe, und vielleicht fände sich ja auch noch ein Schal von Ludmilla, den ich für uns mitbringen könnte.

Ich stieg also wieder in die vierte Etage hinauf, suchte und fand Mutters Handschuhe, borgte einen Schal bei Ludmilla und eilte meiner Mutter nach.

Sie stand in den Grünanlagen am Olivaer Platz und sprach auf einen Mann ein. Scheinbar sah sie gar nicht in meine Richtung, und doch gab sie mir einen verstohlenen Wink mit der herabhängenden Hand: Ich solle weglaufen. Ich war sofort in den seitlichen Büschen verschwunden, verkroch mich aber nicht darin, sondern ging, ganz normal, wie mir schien, die Ludwigkirchstrasse hinunter. Als ich in die Emser Strasse einbog, fing ich an zu laufen. Ich lief wie ein Verrückter. Ich muss wohl den ganzen Weg bis zur Fasanenstrasse gespurtet sein. Jedenfalls fand ich mich plötzlich gegenüber der zerstörten Synagoge wieder. «Der letzte Platz, den ich habe aufsuchen wollen», dachte ich.

Langsam liess der Schock nach, und ich fing an zu überlegen. Mutters Verhalten konnte nur höchste Gefahr bedeuten haben. Für einen solchen Fall hatten wir verabredet, uns zwölf Stunden lang immer wieder einem bestimmten

Treffpunkt zu nähern, uns dort aber nicht aufzuhalten, sondern wieder zu verschwinden, wieder aufzutauchen und dabei nach dem anderen zu sehen. Irgendwann würden wir uns dann schon treffen, falls es dazu noch kommen konnte.

Als Treffpunkt hatten wir uns den relativ ruhigen S-Bahnhof Bellevue im Tiergartenviertel ausgesucht. Ich machte mich also auf den Weg. Erst wollte ich wieder anfangen zu rennen, aber dann wurde mir klar, dass Mutter, wenn überhaupt, noch gar nicht dort sein konnte. Ausserdem musste es ja irgendwann einmal auffallen, dass da ein Junge am Vormittag durch die Strassen fegte, während alle anderen in meinem Alter in der Schule waren.

Ich versuchte zu schlendern. Das klappte auch nicht. Ich fing fast an zu stolpern, so verkrampt war ich. Als ich dann in die Schalterhalle des Bahnhofs Bellevue trat, war von Mutter natürlich nichts zu sehen. Ich hielt mich nicht lange dort auf, umkreiste den Bahnhof, so gut man das eben konnte, und warf in bestimmten Abständen einen Blick in die Schalterhalle. Nichts. Es war überhaupt kein Mensch zu sehen. Ausser der Fahrkartenverkäuferin hinter dem Schalterglas. Nach dem dritten oder vierten Mal hob sie plötzlich den Kopf und schien mich anzustarren.

«Ich muss vorsichtiger sein», dachte ich. Wenn sie wirklich misstrauisch würde, könnte das auch Gefahr für Mutter bedeuten. Ich steigerte mich in eine immer grössere Panik hinein und fing wieder an zu laufen, überquerte Alt-Moabit, lief weiter bis zur Turmstrasse, dann bis zur Stromstrasse hoch und wieder in Richtung Bellevue zurück.

Plötzlich stand ich in der Lessingstrasse, genau vor dem Haus, in dem wir einmal gewohnt hatten. Es stand ziemlich einsam da, aber es hatte fast nichts abbekommen.

Rundherum sah man nur Ruinen. Das Haus ragte wie ein erhobener Zeigefinger aus dieser Schuttwüste heraus.

«Wenn der Krieg vorbei ist, werde ich wieder hier wohnen, mit Mutter und meinem Bruder», sagte ich mir. Ich glaube, das war die einzige Wohnung, in der mein Vater sich wohl gefühlt hat. «Eine feine Gegend», hatte er immer wieder betont.

Von hier aus machten wir oft unsere Sonntagsspaziergänge in die Stadtmitte. Fuhren vom Bahnhof Bellevue zum Bahnhof Friedrichstrasse, und dann ging's zu Fuss weiter die Friedrichstrasse entlang. Wir überquerten die Strasse Unter den Linden und kamen zur Lieblingsgegend meines Vaters: Französische Strasse und Gendarmenmarkt.

Das muss so 1938 gewesen sein. Ich ging noch nicht zur Schule und hatte die väterlichen Fussmärsche gar nicht so gern, aber mein vier Jahre älterer Bruder konnte sich nicht satt fragen.

Vater erklärte ihm jedes Gebäude, er musste die preussische Geschichte eingehend studiert haben. Wenn ihn die Phantasie überwältigte, konnte er ganze Szenerien von kaiserlichen Aufmärschen schildern. Die Garde an den Schlosstoren, der Wilhelm hoch zu Ross, oder wenn mein Bruder einwandte, dass es damals doch schon Autos gegeben hätte, liess Vater den Wilhelm einen Sonntag später im chromglitzenden Mercedes auftauchen. Einmal liess er den «Alten Fritz» von seinem Standbild heruntergaloppieren und die Passanten beschimpfen, weil sie ihm nicht schnell genug Platz machten.

«Der «Alte Fritz» ist kein Freund der kessen Berliner Schnauze», erzählte mein Vater. «Schau mal, wie der die Leute anschreit.» Er hob mich hoch und liess mich die Linden hinunterschauen. (Heute noch sehe ich den wild

gewordenen Hohenzollern durchs Schlosstor preschen.) Dann sah ich mich schnell um und schrie: «Ja, der Sockel ist leer! Der macht jetzt Remmidemmi im Schloss!» und Vater nickte bestätigend.

Aber mein Bruder Adolf zeigte aufs Standbild und sagte ruhig: «Da sitzt er doch noch auf seinem Gaul. Der hat sich überhaupt nicht von der Stelle gerührt.» Mein Vater sah mich an.

«Ich habe ihn aber eben durch das Schlosstor reiten sehen», behauptete ich hartnäckig.

«Sieh doch richtig hin», rief mein Bruder, «da oben sitzt er, der Gusseisenfritzel»

«Du siehst ihn da oben sitzen», wandte sich Vater an meinen Bruder, «und er hat ihn durch das Schlosstor reiten sehen. Jeder sieht die Welt eben so, wie er sie sieht. Du siehst sie so, wie du sie siehst. Stell dir vor, alle Menschen hätten denselben Blick auf die Welt oder auf ihre Mitmenschen. Alle Männer würden deine Mutter so schön finden, wie ich sie schön finde. Hätte ich dann eine Chance gehabt?»

Er lachte, drückte uns an sich und ging mit uns zu «Borchardt», seinem Lieblingslokal. Dort trank er seinen Weisswein, uns spendierte er einen Nachtsch, und wir sahen durch die Scheiben den draussen flanierenden Menschen nach.

Ich hätte meinen Vater so gern fragen wollen, warum er meinen Bruder ausgerechnet «Adolf» genannt hat, wie er ihm das antun konnte. Als mein Bruder zur Welt kam, hatte es ja schon viel Geschrei um Hitler gegeben. Ich hätte ihn auch so gern fragen wollen, weshalb er eine Zeitlang so eine kleine Bartbürste unter der Nase trug. Sollte das eine Art Anpassung oder Tarnung bedeuten? Mein Vater hatte das viel weniger nötig als ich. Ich erinnere mich, dass wir

einmal vor dem Haustor in der Elberfelder Strasse standen, als zwei ziemlich ausgewachsene HJ-Burschen in Uniform an uns vorbeigingen, uns fixierten und der eine von beiden vorschlug, ob man sich nicht den kleinen Judenlummel greifen könnte. Worauf der zweite ihn stoppte, auf meinen Vater wies und sagte: «Haste se noch alle? Det is doch bestimmt der Vater.»

Mein Vater bejahte das freundlich, und die beiden zogen ab. Nicht, ohne sich vorher zu entschuldigen.

Was aber war der Grund für Vaters merkwürdige Masquerade? Als Hitler-Anbeter kann ich ihn mir nicht vorstellen. Und die Tarnung hätte er wirklich nicht gebraucht. Er besass zwar nicht gerade Gardemass, aber er war blond, graublauäugig und konnte, im Gegensatz zu mir, als kleiner Germane durchgehen. War das seine Art, sich über den Hitlerspuk lustig zu machen Schnurrbartbürste und Blauauge: der neue jüdische Nazityp? Das traue ich ihm allerdings zu. Auf dem Sofa liegend, hatte er sich einmal vor Freunden lange darüber ausgelassen, ob man nicht durch die Gründung einer Unterorganisation, etwa mit der Bezeichnung NSJIHC (nationalsozialistische jüdische internationale Handelskorporation) einen Beitrag zur Besänftigung der Hitlerschen Wut leisten und so letztlich sogar eine Mitarbeit am Aufbau eines nationalsozialistischen Staates initiieren könne. Auf das homerische Gelächter um ihn herum schüttelte er nur den Kopf und beteuerte, auch er wolle ja nur den Sozialismus. Und wenn es eben erst einmal ein nationaler sein sollte, dann sei er auch damit einverstanden. Mit den internationalen Verbindungen, die er hätte, könne er den Nationalsozialismus auch in anderen Ländern salonfähig machen. Und eventuell mit Parteigeldern neue Kibbuzim in Palästina aufbauen.

Man lachte sich scheckig über ihn. Aber trotz all seiner makabren Spässe glaube ich mich heute dennoch an eine seltsame Ernsthaftigkeit in seiner Mimik zu erinnern. Als hätte er damit sagen wollen, dass Sozialismus, in welcher Form auch immer, erst einmal ernst zu nehmen sei und etwaige absurde Nebenideen nationaler oder persönlichkeitsbedingter Art langsam abgebaut werden könnten.

Er muss ein seltsamer Mann gewesen sein, mein Vater! Als ich ernsthaft anfing, mich für ihn zu interessieren, war er schon zwanzig Jahre tot, und der Rest von Verwandten und Freunden, der ins Ausland geflüchtet war, konnte mich auch nicht über ihn aufklären. Für sie und auch für Mutter blieb er immer der grosse Spassmacher, der an den guten Kern in jedem Menschen glaubte.

«Woher», rief er einmal, «woher glaubt ihr, hat Hitler seine Rassengesetze genommen? Hat er nicht ziemlich gründlich den Tenach studiert? Hat er ihn nicht teilweise wortwörtlich abgeschrieben? Glaubt mir, er hasst uns nur, weil nicht er es war, der als erster auf all diese Sprüche kam. Seine Wut wird sich geben, und wir werden noch Freudenfeste miteinander feiern. Schliesslich ist er ja auch Vorstand einer Kulturnation allererster Güte, und das wird auf ihn abfärben, oder seine Regierung wird von kurzer Dauer sein!»

Was ist kurz, denke ich heute. Helmut Kohls Amtszeit umfasste einen Zeitraum von sechzehn Jahren. Hitler regierte zwölf Jahre. Welcher Zeitraum ist kürzer, welcher länger?

Langsam näherte ich mich, von der Lessingstrasse kommend, wieder dem Bahnhof Bellevue und schaute vorsichtig in die Eingangshalle. Niemand da! Der Fahrkarten-

Schalter war geschlossen, und mir wurde klar, dass es schon sehr spät am Abend sein musste.

Draussen war es dunkel geworden, ohne dass ich es gemerkt hatte.

«Nur nicht in solchen Bahnhofshallen bleiben», dachte ich, «dort suchen sie zuerst.»

Ich lief wieder. Die Flensburger Strasse hinunter, über die Spreebrücke hinüber bis zur Dortmunder Strasse. Ziemlich schnell.

«Man muss zielstrebig aussehen. Immer den Eindruck machen, als wolle man sehr eilig irgendwohin», hatte Lona uns einmal geraten.

Aber mir ging langsam die Puste aus. Ich hatte entsetzlichen Hunger, und es wurde immer finsterer um mich herum. Nicht einmal die Tageszeit wusste ich und hoffte nur, dass es noch keine absolute Nachtzeit war, in der Kinder nichts mehr auf der Strasse zu suchen hatten.

Schliesslich war meine Verzweiflung so gross, dass ich mich einfach in einen Hauseingang setzte und lautlos vor mich hin heulte. Ich war so fertig, dass ich glaubte, keinen Fuss mehr bewegen zu können. Nichts war mehr von meiner Selbstsicherheit übrig. Meine Gewissheit zu überleben hatte sich verflüchtigt, und mir war mit einem Mal egal, ob sie mich fingen oder nicht. Mutter hätte ja auch gar nicht so lange ausbleiben können, wenn ihr nichts geschehen wäre. Sie wusste ja, in welcher Situation ich mich befand, wusste es um so mehr nach meiner Strasburger Eskapade.

«Es ist ihr etwas passiert», dachte ich. Und wenn sie verhaftet worden war, was blieb dann noch?

Zu der Dimitrieff oder zu Lona wollte ich nicht. Ohne meine Mutter wären sie mir alle wie Schattenwesen vorgekommen.

«Du gehst jetzt noch einmal zum Bahnhof», redete ich auf mich ein, «du hebst jetzt deinen Hintern hoch und läufst zum Bahnhof Bellevue. Wenn Mutter nicht auftaucht, kannst du dir immer noch überlegen, ob du dich der Grossen Hamburger Strasse näherst. Vielleicht kriegst du noch denselben Transport wie Mutter. Immer noch besser, als hier weiter herumzuirren und vor Hunger und Müdigkeit zu krepieren.»

Wie ich hochkam, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls lief ich die Strecke zum Bahnhof zurück und in der Flensburger Strasse direkt in die Arme meiner Mutter.

Was konnte jetzt noch passieren? Wir weinten beide ein bisschen, jeder machte dem anderen ein paar Vorwürfe, warum er nicht öfter in die Bahnhofshalle geschaut hätte, wobei Mutter darauf bestand, dass sie dort schon am frühen Nachmittag zum ersten Mal erschienen wäre. Wie auch immer wir hatten uns eben verpasst. Sie nahm mich bei der Hand, zog mich die Treppe zum Bahnsteig hinauf und bedeutete mir mit einer wegwerfenden Bewegung, dass es schon egal wäre. Vielleicht hätten wir Glück und es käme keine Kontrolle bis zum Savignyplatz. Wir hatten Glück. Der Zug kam, aber kein Fliegeralarm und keine Kontrolle.

Weit vor Mitternacht langten wir bei Ludmilla an. Mutter hatte mit ihr noch nicht gesprochen und bat mich dringend, nichts zu erzählen, einfach den Mund zu halten und alles ihr zu überlassen. Mutter berichtete dann, dass wir uns verfehlt, unseren verabredeten Treffpunkt verwechselt hätten und schrecklich müde seien. Ludmilla solle sich aber weiter keine Sorgen machen.

Nachdem wir noch einen Tee getrunken hatten, gingen wir rasch in unsere Zimmer, und dann bat ich Mutter zu erzählen.

«Nachdem du in die Wohnung zurückgegangen warst», begann sie, «ging ich in die Grünanlage und wollte dort auf dich warten. Ich ging langsam in Richtung Lietzenburger Strasse, als ein Auto an mir vorbeifuhr. Dann hörte ich den Wagen stoppen, sah, wie er zurückstieß, hielt, zwei Männer heraussprangen und auf mich zukamen. Ich hätte mich in die Büsche schlagen oder in Richtung Wohnung zurücklaufen können. Aber wenn du uns dann auch noch begegnet wärest, wäre es endgültig aus gewesen.

Ich blieb nicht einmal stehen, sondern ging weiter auf die Männer zu. Jetzt blieben sie stehen und liessen mich herankommen. Sie schienen etwas verwirrt zu sein, wahrscheinlich hatten sie erwartet, dass ich weglaufen oder schreien würde, aber sicher nicht, dass ich ihnen entgegengehe

Jedenfalls grüssten sie höflich mit ‚Heil Hitler!‘ und fragten mich nach meinem Ausweis. Ich suchte in meiner Tasche herum und tat so, als hätte ich ihn vergessen.

‚Tut mir leid‘, sagte ich, «ich habe ihn zu Hause liegenlassen. Sie müssen sich schon mit meinem alten Postausweis begnügen.‘

Einer der beiden nahm ihn und betrachtete mein Bild sehr genau. ‚Ihr Name?‘ fragte er fast nebenbei.

‚Rosa Gemberg‘, antwortete ich.

‚Geboren?‘

‚12. Oktober 1908 in Beuthen.‘

Er starrte weiter auf meinen Ausweis, und ich war nahe genug, um in den Wagen hineinschauen zu können. Ich sah eine Frau und einen Mann auf der Rückbank sitzen. Die Frau kannte ich nicht, aber der Mann kam mir irgendwie bekannt vor. Er schaute schnell weg, als ich zu ihm hinübersah, und ich konnte nur sein Profil erkennen. Ich wusste, dass ich ihn von irgendwoher kannte, und dachte,

wenn er sich nur so verschwommen an mich erinnert wie ich mich an ihn, dann gibt es vielleicht noch eine Chance.

«Ihr Name ist Anna Degen, und Sie sind Jüdin», sagte der Mann laut.

Ich gab keine Antwort und starrte ihn nur sprachlos an. Dann schüttelte ich den Kopf und sagte ganz ruhig: «So was Dummes ist mir auch noch nicht begegnet. Ich bin auf dem Weg zur Arbeit, komme gerade vom Arzt, und Sie halten mich mit solch einem Blödsinn auf. Geben Sie mir meinen Ausweis zurück. Vielleicht sind Sie ja gar nicht berechtigt, mich nach allem zu fragen. Sind Sie von der Kriminalpolizei?»

Ich hatte mich in eine richtige Wut hineingeredet. Und schaute immer wieder zum Wagen hin. Einmal sah mir der Mann auf der Rückbank ins Gesicht. Und da wusste ich, wer er war. Er gehörte zu den Bekannten von Onkel David. Wir hatten uns bei den Treptower Eierhäuschen getroffen. An einem heissen Sommertag, als dein Vater dir das Schwimmen beibrachte. Er stand dabei, als dein Vater dich ins Wasser stiess, und ich erinnere mich heute noch an seine Lache, als du wie wild herumpaddeltest. Ich hatte ihn seit damals nicht mehr gesehen. Und das war lange her, mindestens zwei Jahre bevor sie deinen Vater ins Lager abgeholt hatten. Jetzt war er also einer, der sich von den Nazis als Schlepper anwerben liess.»

«Geheime Staatspolizei!» sagte der Mann und hielt mir seine Legitimation vor die Nase.

Jetzt seien Sie aber mal vernünftige sagte ich. «Sie werden sich lächerlich machen, wenn Sie mich verhaften wollen und ich deshalb meine Arbeit versäume.»

«Wo arbeiten Sie denn?» fragte er.

«Das darf ich nicht einmal Ihnen verraten. Da würde ich mich wirklich strafbar machen.»

Er schaute weg. Ich konnte jetzt nur noch aufs Ganze gehen. Denn nun kamst auch noch du angelaufen. Ich sah dich schon von weitem kommen, und du hast Gott sei Dank sehr schnell reagiert. Vielleicht hat er dich in die Büsche springen sehen, aber er kann dich nicht mit mir in Zusammenhang gebracht haben.

Ich setzte also noch eins drauf. «Wissen Sie was’, schlug ich vor, «ich könnte Sie jetzt nach Hause bitten und Ihnen meinen Ausweis präsentieren, aber damit würden wir nur immer mehr Zeit versäumen, und das kann ich mir wirklich nicht erlauben. Hier in der Uhlandstrasse befindet sich ein Polizeirevier mit Meldestelle. Sie fahren mich jetzt dahin, ich werde legitimiert und kann schleunigst meiner Arbeit nachgehen. Wenn Sie mich danach immer noch verhaften wollen, ist das Ihr Problem!»

Er starrte wieder auf den Postausweis, sah dann seinen Begleiter an, und der zuckte mit den Schultern. «Bleib hier, ich gehe mal zum Wagen’, sagte er zu ihm. Ich sah, wie er auf den Mann auf der Rückbank einsprach und wie der immer wieder verstohlen zu mir herüberschaute. Der Gestapomann hielt ihm wohl meinen Ausweis hin. Schliesslich zog er seinen Kopf ein, der Beamte kam mit schnellen Schritten zu uns zurück und gab mir meinen Ausweis wieder.

«Den müssen Sie aber auch mal erneuern lassen, sagte er und hielt mir ohne ersichtlichen Grund noch einmal seinen vor die Nase. Ziemlich lange. Dann schlug er die Hacken zusammen, bedeutete seinem Begleiter, ihm zu folgen, und ging zum Wagen zurück.

Ich sah sie einsteigen, losfahren und lief noch einmal auf den Wagen zu, so als ob ich noch etwas fragen wolle, sah, dass sie mir nachschauten, während sie langsam weiterfuhr, und dachte nur, jetzt bloss keinen Fehler ma-

chen, keine falsche Reaktion zeigen, und hoffte nur, dass du nicht plötzlich noch von irgendwoher auftauchen würdest.

Dann lief ich zur Uhlandstrasse zurück und versuchte herauszufinden, ob sie mich verfolgten, denn manchmal lassen sie einen ja nur gehen, um einen bis zu seinem Versteck zu verfolgen und dort vielleicht noch andere hochgehen lassen zu können. Stell dir vor, wenn ich sie zu Ludmilla gebracht hätte, oder zu dir.

Aber dann dachte ich mir, wenn sie das gewollt hätten, wären sie ganz anders vorgegangen. Die haben nur mich gemeint. Wahrscheinlich hat mich dieser Schweinekerl von einem Schlepper zufällig im Vorbeifahren erkannt, aber ich war für die Gestapo glaubwürdiger als er. Wissen möchte ich nur, warum mir der Gestapofritze zum Schluss noch einmal so lange seinen Ausweis vor die Nase gehalten hat.»

«Vielleicht wollte er sich mit dir verabreden», grinste ich.

Sie schlug mir leicht auf den Kopf. «Du schläfst jetzt aus, und morgen müssen wir darüber nachdenken, wie wir hier am schnellsten wegkommen Und vor allem, wohin.»

Am nächsten Morgen hatte meine Mutter eine lange Unterhaltung mit Ludmilla und rief mich später dazu. Sie liess sich in ihrer Gegenwart noch einmal alles von mir bestätigen und versprach Ludmilla, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Dann versicherte sie ihr, dass weder ihr noch mir jemand gefolgt und wir deshalb auch erst so spät in der Nacht heimgekommen wären.

Ludmilla blieb erstaunlich gelassen. Sagte dann aber doch, dass es besser wäre, für einige Zeit von hier zu verschwinden.

In den nächsten Tagen gingen wir nicht aus dem Haus, und nachdem Lona einen ihrer obligatorischen Besuche gemacht hatte, setzte sie sich sofort mit Hotze in Verbindung. Dann hörten wir von beiden überhaupt nichts mehr.

Ludmilla wurde immer wortkarger. Wir versuchten ihr aus dem Weg zu gehen, so gut das eben ging, und verkrochen uns in unseren Zimmern.

Die Lebensmittel gingen zur Neige, aber Ludmilla Dimitrieff qualmte wie ein Schlot, schien ausser Zigaretten überhaupt nichts zu brauchen und kümmerte sich immer weniger um uns. Mutter hatte sie im Verdacht, dass sie Lona fürs erste Haus verbot erteilt hatte.

Wir beide versuchten, unseren Hunger mit Wassertrinken zu lindern, besonders vor dem Schlafengehen, mussten dazu aber in die Küche, vorbei an der qualmenden Ludmilla, die uns mit glasigem Blick zusah und kein Wort sprach. Nachts mussten wir mehrere Male aufs Klo, um das Wasser wieder loszuwerden, und schlichen verängstigt an ihrem Zimmer vorüber. Es war fürchterlich. Wir waren jeden Augenblick darauf gefasst, aus der Wohnung geworfen zu werden.

Eines Morgens war Mutter weg. Ich klopfte leise an ihre Tür, öffnete, als sich nichts tat, und das Zimmer war leer. Die ganze Wohnung war leer. Ich schaute in die Speisekammer, in der ausser ein paar Tüten Mehl nichts zu holen war, trank wieder Wasser, bis mir fast schlecht wurde, und legte mich wieder ins Bett. Im Halbschlaf hörte ich, wie meine Tür geöffnet wurde und sah verschwommen Mutter mit einem Mehlbreiteller hereinkommen. Ich richtete mich langsam auf und fragte sie, wo sie gewesen sei. Sie antwortete nicht, hielt mir den Teller unter die Nase und sagte stattdessen: «Morgen verschwinden wir von hier. Es wird höchste Zeit.»

Dann ging sie wieder. Ich dachte, ich könnte vielleicht gleich bis zum nächsten Tag weiterschlafen, und stellte den Teller weg.

Nachts wurde ich durch einen Höllenlärm geweckt. Ich hatte den Eindruck, dass mein Bett hin und her geschoben wurde. Mutter sass auf dem Fussboden, den Kopf zwischen die Knie gedrückt, und stöhnte. Im Zimmer war es so hell, dass ich aus dem Bett sprang und das Licht ausschalten wollte, aber Mutter zog mich zu sich herunter. «Die Dimitrieff ist in den Luftschutzkeller runter. Geh in die Speisekammer. Wir haben wieder was zu essen. Lona war heute Nachmittag da.»

«Hauen wir morgen ab?» fragte ich.

Sie wollte antworten, aber draussen krachte es wie verrückt. Das ganze Haus schien zu schwanken, und Mutter zog rasch wieder den Kopf ein.

«Soll ich dir auch was mitbringen?» fragte ich lässig und versuchte, den Tapferen zu mimen.

Sie schüttelte den Kopf und murmelte was von «Käse und Butter im Topf» und «Schwarzbrot».

Ich ass gleich in der Speisekammer. Hatte mir ein Messer gegriffen, sass auf dem Fussboden und schob alles in mich rein, was ich fassen konnte. In der Speisekammer war es beruhigend dunkel.

Eine Zeitlang entfernte sich das Gebrumme und Gekrache, dann kam es wieder näher, und ich versuchte, ganz gelassen herauszufinden, über welchem Stadtteil sich die Bomber gerade befanden. Als es dann wieder mulmig wurde und das Haus erneut zu schwanken schien, ging ich zu Mutter zurück, die immer noch an derselben Stelle sass und leise vor sich hin schluchzte. Ich setzte mich neben sie und legte den Arm um ihre Schultern. «Mami», sagte ich, und sie sah sofort auf. «Wenn es uns hier erwischt, kriegen

die uns wenigstens nicht. Eine englische Bombe ist immer noch besser. Willst du wirklich nichts essen? In der Speisekammer ist es auch nicht so laut wie hier und vor allen Dingen nicht so gemein hell.»

Sie verneinte wortlos und drückte sich etwas näher an mich. Der Angriff dauerte endlos lange. Als wir schon das Gefühl hatten, es könnte zur Dauereinrichtung werden, schrillten plötzlich die Entwarnungssirenen, obwohl es draussen ständig weiterkrachte.

Dann erschien die Dimitrieff und erzählte, dass die Anglo-Amerikaner neuerdings Bomben mit Zeitzündern ab werfen. Die seien brandgefährlich.

Den Rest der Nacht verbrachten wir in der Küche bei Kerzenlicht, weil der Strom unterbrochen war. Die Dimitrieff hatte ihre Sprache wiedergefunden, seit sie wusste, dass wir am nächsten Tag verschwinden würden.

Immer wieder nannte sie den Krieg einen «unfairen Krieg», den die Alliierten gegen Deutschland führen. «Aus Frankreich konnten sich die Engländer 1940 nicht schnell genug verdrücken, aber auf unsere wehrlose Zivilbevölkerung können sie Bomben abwerfen!»

Mutter entgegnete, dass die Deutschen als erste Luftangriffe geflogen hätten. Gegen London und Coventry, zum Beispiel.

Die Dimitrieff winkte ab. Das wären doch nur ein paar Drohgebärden gewesen. Kinderkram gegen das, was sich hier zurzeit abspiele.

Coventry wäre vollständig zerstört worden. Das hätten die deutschen Nachrichten selber verbreitet. Sie könne sich noch genau daran erinnern, sagte meine Mutter.

Die Dimitriefflachte: «Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt – Sondermeldung», sie sang die Melodie, die der Sondermeldung immer vorausging, «Propa-

ganda, masslos übertrieben! Man muss doch mit England Frieden machen. Da wird man doch nicht ihre Städte zerstören wollen. Hitler weiss, dass er Stalin nur besiegen kann, wenn er den Rücken frei hat. Und den Alliierten ist ein besiegter Stalin auch lieber als ein zerbombter Hitler. Und dass der das jüdische Kapital braucht, wenn er den Krieg für sich entscheiden will, wenn er überleben will, das wird er auch bald einsehen.»

Jetzt fuhr Mutter hoch. Wo gäbe es denn jüdisches Kapital, das kriegsentscheidend ins Gewicht fiel? Wie könne man denn bloss auf eine so primitive Propaganda hereinfallen. Hitler hätte begonnen, Menschen anderer Rassen abzuschlachten. Hitler hätte die Sowjetunion angegriffen und zum erstenmal vernichtende Prügel von Stalin bekommen. Und sie, Ludmilla Dimitrieff, wisse das ebensogut wie wir. Ihre Abneigung gegen Stalin sei zwar verständlich, beruhigte sie Mutter ein wenig, aber er sei nun mal der einzige, der dieser braunen Bestie bisher erfolgreich Widerstand leisten konnte. Und den Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung hätte dieses Untier auch begonnen.

Die Dimitrieff, Mutter nannte sie seit dieser Auseinandersetzung nur noch «die Dimitrieff», blieb ganz ruhig. «Wenn es dir hilft, so zu denken, will ich dir nicht mehr widersprechen», sagte sie. «Ich wünschte nur, die Anglo-Amerikaner würden die Deutschen gegen Stalin unterstützen. Das wäre doch für euch eine Chance, zu denen auszuwandern.» Sie lachte leise. «Und für mich auch.»

Beinahe hätte ich sie gefragt, ob sie zu ihrem jüdischen Mann zurückkehren wolle, der ja in Amerika lebte, aber ich verkniff es mir. Ich sah meine Mutter an und wartete auf ihre Reaktion. Aber sie starrte bloss ausdruckslos vor sich hin.

«Wenn du noch ein paar Tage länger brauchst, kannst gern noch bleiben», versuchte es Ludmilla von Neuem. Mutter verneinte und sagte nur kurz, dass es beim darauffolgenden Tag bleiben werde. Ich wusste gar nicht, wohin sie wollte und wer ihr die Unterkunft verschafft hatte.

Als ich sie danach fragte, antwortete sie nur knapp, dass wir uns am Nachmittag am S-Bahnhof Köpenick mit einer Frau treffen würden, die uns irgendwo unterbringen könnte.

Am frühen Nachmittag fuhren wir los. Wir hatten uns sehr förmlich von Ludmilla verabschiedet, aber an der Tür umarmte sie meine Mutter ohne Vorwarnung. Nahm zwar nicht die Zigarette aus dem Mund, doch wir beide, Mutter und ich, waren ziemlich überrascht von der ungewohnten Geste dieser so beherrschten und undurchsichtigen Frau.

Wir setzten uns am Savignyplatz einfach in die S-Bahn und liessen es drauf ankommen. Wir hofften auf das erneute Chaos nach dem ungewöhnlich intensiven Bombenangriff und drückten schwach die Daumen. Am Bahnhof Ostkreuz stiegen Militärkontrollen zu, liessen uns Zivilisten aber in Ruhe. Mutter atmete hörbar auf, als wir in Köpenick den Perron verliessen. Auf der Treppe begegneten uns wieder Militärkontrolleure. Einer blieb stehen und sah Mutter an. Dann grüsste er zackig und folgte seinen Kameraden.

«Kennen Sie ihn?» fragte eine Frau und sah meine Mutter forschend an.

«Nein», antwortete Mutter, «aber Sie sind Frau Niehoff.»

Beide lächelten sich an.

«Gehen wir einen Kaffee trinken?» fragte die Fremde.

Mutter nahm mich bei der Hand, und wir folgten der Frau aus dem Bahnhof hinaus, immer in der Nähe der Gleise bleibend, bis wir an einen ziemlich hohen Zaun kamen. Den gingen wir auch noch eine Weile entlang. Jetzt erst sah ich, dass der Zaun oben Stacheldraht hatte, und begann unruhig zu werden.

Die Frau muss das gefühlt haben, oder hatte sie meinen Blick verfolgt? Sie legte mir die Hand auf die Schulter, beugte sich zu mir herunter und flüsterte mir ins Ohr: «Keine Angst, das ist kein KZ.»

Ich wollte mit aller Kraft die Tränen unterdrücken, heulte aber stattdessen hemmungslos vor mich hin.

«Immer raus damit», sagte die Frau und sah dabei meine Mutter an. «Das tut gut. Uns auch.»

«Wer ist diese Frau?» fragte ich meine Mutter.

«Niehoff, Käthe Niehoff», antwortete die Fremde.

Ich sah meine Mutter an, wollte sie zwingen, mich auch anzuschauen, aber sie sah nur auf das grosse Tor, an dem wir gerade angekommen waren.

Die Frau trat an das Wachhäuschen, das Fenster wurde hochgeschoben, und ein zivil aussehender Kopf erschien. «Tag, Frau Niehoff», grüsste er.

«Ich habe Besuch», antwortete sie ohne Umstände. «Ich mache Kaffee für uns, wollen Sie auch eine Tasse? Dann schicke ich Ihnen den Jungen gleich noch mal raus. Das tust du doch für den Onkel, nicht wahr?»

Ich konnte nur nicken, musste sie immerzu anstarren. Sie sah aus wie meine Oma. Nur jünger. Die gleichen blonden Haare, der gleiche Haarknoten und die gleichen grauen Augen. Sie war nur ein bisschen grösser. Ich versuchte meiner Mutter erneut in die Augen zu schauen, aber sie blickte über mich hinweg und sah nur diese Frau an. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Sie strahlte so viel

Sicherheit, so viel Wärme aus! Wir waren beide ganz hingerissen von ihr.

Ich hatte das Gefühl, als würde es den Krieg und die ewige Hetzjagd gar nicht geben, als könne mein Vater jeden Augenblick auftauchen, mich an der Hand nehmen und mit mir die Französische Strasse zu Borchardt gehen, um von drinnen die Spaziergänger auf der Strasse zu beobachten.

Sie strahlte einfach Frieden aus, Normalität, diese Frau Niehoff. Den Namen kannte ich doch. Und blitzartig wusste ich auch, woher. Ich fasste meine Mutter am Arm. Ich hatte wohl ziemlich hart zugegriffen, denn sie blitzte mich erschrocken an. «Niehoff?» fragte ich leise, «Erna Niehoff?»

«Kluges Kind!» Wieder reagierte Käthe Niehoff schneller als meine Mutter. «Aus dir wird mal was!» Sie nickte anerkennend und schleuste uns durch eine Barackentür in eine Riesenküche, führte uns in eine hintere Ecke, in der Tisch und Stühle standen, und forderte uns zum Sitzen auf.

Dann verschwand sie hinter einer grossen Regalwand und kam nach kurzer Zeit mit einem Tablett zurück, auf dem Tassen und eine Zuckerdose standen. Sie stellte es vor uns hin, bat Mutter, schon mal den Tisch zu decken, und war schon wieder weg.

Wir waren offensichtlich ganz allein in der grossen Baracke. Auf dem grossen Herd, ziemlich in der Mitte des Raumes, standen überdimensional grosse Töpfe und Kessel, aber der Herd schien kalt zu sein. An einer Wand hingen lauter Bilder von Filmstars. Fotos von Zarah Leander, Gustav Fröhlich, Marika Röck bis zu Heinrich George und der «Reichswasserleiche» Kristina Söderbaum.

Käthe Niehoff kam mit einer altmodischen, emaillierten

Kaffeekanne zurück: «Du kriegst Limonade. Und ein Stück Käsekuchen habe ich auch noch für dich.»

Sie goss meiner Mutter und sich ein. Dann sah sie meinen Blick. «Da, an der rechten Seite hängt ein Bild von meiner Lieblingsschauspielerin.» Sie deutete auf eine blonde junge Frau. «Renate Müller hiess sie. Sie ist gestorben. An Lungenentzündung, sagt man.»

Sie verschwand noch einmal und kam mit meiner Limonade, einem Stück Käsekuchen und belegten Broten wieder.

«Mama wird ja vielleicht auch was essen wollen.» Sie sprach das Wort Mama mit Betonung auf der ersten Silbe aus, und ich lachte laut auf. Ich wusste nicht, weshalb, aber ich lachte einfach weiter. Meine Mutter sah mich strafend an.

«Lassen Sie nur», sagte Käthe Niehoff, das geht mir auch so, wenn mir ein Stein vom Herzen fällt. Nicht wahr, dir fällt doch ein Stein vom Herzen?»

Mir fiel er vom Herzen. Hörbar.

Die beiden Frauen tranken gemütlich Kaffee. Mutter mampfte Würstbrote, und ich ging zwischendurch zum Pförtner nach draussen und brachte ihm eine Tasse schwarzen Kaffee und ein Brot.

Das Brot sah er erst mal gar nicht an. Roch nur an dem Kaffee und nippte vorsichtig. «Bohnenkaffee, Mensch, reiner Bohnenkaffee!» sagte er anerkennend.

Er nippte wieder und brummte: «Mensch, die Niehoff! Feines Mädchen!»

Dann sah er mich an. «Wo die das bloss alles hemimmt? Von den Tschechen hier doch bestimmt nicht, oder?»

Ich zog die Schultern hoch.

«Bist du Tscheche?» Er schien mir jetzt gar nicht mehr gemütlich zu sein.

«Ich bin kein Tscheche», sagte ich abweisend und machte, dass ich wegkam.

Er lachte mir hinterher. «Sollte ein Witz sein!»

In der Küche fragte mich Frau Niehoff, ob alles in Ordnung sei.

«Der Pförtner hat mich gefragt, ob ich Tscheche bin.»

Sie lachte. «Nächstes Mal bringst du keinen Kaffee mehr raus, und von mir kriegt er bei passender Gelegenheit eins auf den Nischell!»

Dann bat sie uns, noch eine Weile sitzen zu bleiben und auf sie zu warten. Sie hätte sich zwar den Abend freigezogen, müsse aber noch das Nachtessen vorbereiten, die Zutaten herauslegen und aufpassen, dass auch alles in den Töpfen und nicht in den Taschen des Küchenpersonals landet. Ihre Hilfskräfte seien nämlich fast alle Tschechen, und die würden stehlen wie die Raben. «Kein Wunder, bei den Zuteilungen. Würden wir doch auch machen, wenn wir Hunger hätten», sie sah meine Mutter an, «oder nicht!» wandte sie sich an mich.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Sie wartete, dann sagte sie wie zu sich selbst: «Ich würde es sicher tun. Mundraub ist ja eigentlich nicht strafbar.»

«Eigentlich», sagte Mutter leise.

«Es kommen auch wieder Zeiten, in denen man auch als Ausländer nicht immer gleich um die eigene Rübe fürchten muss!»

«Sind Sie sicher?» fragte Mutter.

«Das bin ich. Sonst könnten wir uns alle, wie wir hier sitzen, gleich einen Strick nehmen. Das sollen stattdessen lieber andere tun.»

Sie stand auf. «Tu mir einen Gefallen, Rosa. Bleib hier sitzen mit Sohnematz. Draussen streunt jetzt mehr Wachpersonal herum. Und man weiss nie so ganz, wer alles dar-

unter ist. Sollte jemand hier drinnen auftauchen und Fragen stellen: Ihr gehört zu mir. Manchmal kommen auch Burschen von der Waffen-SS hierher. Die melden sich aber meistens vorher an. Und die sind lustig und harmlos. Schieben ein bisschen mit den Tschechen und gehen dann wieder. Also keine Angst! Ich hole euch in etwa einer Stunde wieder ab. Dann machen wir uns einen schönen Abend.»

Diesmal ging sie durch die Haupttür hinaus und schloss sie sorgfältig hinter sich. Wir horchten eine Weile in die Stille hinein, bis wir sicher sein konnten, dass wir allein waren. Dann fragte ich Mutter, wann sie Erna Niehoff angerufen hätte.

Sie war, während ich schlief, in eine öffentliche Telefonzelle hinuntergelaufen, von der sie wusste, dass sie noch funktionierte, und hatte die Nummer gewählt, die Erna ihr in der Laube zugesteckt hatte.

Es war wohl ihre Amtsnummer gewesen, denn sie hörte Stimmen im Hintergrund, als Erna sich meldete. Mutter hatte erst einmal vorsichtig ihren Decknamen genannt, und Erna war sofort im Bilde.

Sie sagte ganz laut: «Frau Gemberg, prima, dass Sie anrufen. Ich hatte schon gar nicht mehr damit gerechnet. Erzählen Sie, wie geht es Ihrem Sohn? Sind Sie wieder in Berlin? Und ist Ihr Mann wieder an der Front? Na, antworten Sie darauf lieber nicht. Sie wissen ja: Feind hört mit!»

Erna hatte das alles in einem ziemlichen Tempo herausgestossen, und Mutter verstand sofort, dass sie sehr vorsichtig sprechen sollte.

Ernas Stimme schien bei aller Hektik doch eine befehlsgewohnte zu sein, die Mutter ganz fremd vorkam.

«Ich hatte sie ganz anders im Ohr. Von damals in der Neuköllner Laube!»

Vorsichtig sprach sie also davon, dass sie erneut ausgebombt worden sei, dass es ihrem Sohn und ihr aber den Umständen entsprechend gutginge und sie nicht wisse, an welchem Frontabschnitt sich ihr Mann im Moment aufhalte. Sie hätte leider so gar keine Nachricht von ihm.

Wo sie denn im Augenblick untergekommen sei, fragte Erna Niehoff kurz. Sie sei noch in der Auffangstelle für Ausgebombte, hätte aber Aussicht auf ein Zimmer bei einer kinderreichen Schöneberger Familie. Es müsse ja überall zusammengerückt werden.

Mutter unterbrach ihren Bericht und machte ein ziemlich unglückliches Gesicht. «Ich hab' gelogen, dass sich die Balken bogen, und es fiel mir nicht einmal schwer. Woher nehme ich das bloss? Ist das die Angst?»

«Und was hat Erna gesagt», fragte ich ungeduldig.

«Sie hat mir zugehört und mich nicht unterbrochen.»

Mutter sah mich traurig an.

Ich schwieg. «Du bist keine Lügnerin», sagte ich vorsichtig. «Du lügst bloss aus Angst. Das ist Notwehr. Das ist wie Mundraub, wenn man Hunger hat. Das ist auch nicht strafbar.»

«Strafe wäre mir egal», antwortete sie, «aber dass es mir so leicht fällt! Wie geschmiert. Ich hätte stundenlang weiterschwatzen können. Ohne Punkt und Komma. Vom Vater an der Front. Ich war sogar versucht, ihr zu erzählen, dass er kürzlich zum Offizier befördert worden sei.»

Mutter blieb ganz ernst. Auch, als ich anfing zu glücken. Schien völlig abwesend zu sein. «Vielleicht hat dein Vater mich mit seinen Phantastereien angesteckt. Vielleicht stand er neben mir in der Telefonzelle. Hat mir das eingeflüstert.»

Ich erschrak. So etwas hatte sie bisher nicht einmal angedeutet. Ich war nahe dran zu sagen: «Mami, Vater ist

tot!» Stattdessen fragte ich: «Was hat Erna denn nun geantwortet?»

Wieder hatte Mutter diesen vorwurfsvollen Blick: «Ich habe Sehnsucht nach deinem Vater.»

Sie sah mich immer noch an, aber sie war nicht bei mir. Dann legte sie die Arme auf den Tisch, bettete ihren Kopf darauf und blieb still liegen.

Ich sprang auf, legte den Arm um ihren Rücken, versuchte mich an sie zu drücken, aber irgendwie konnte ich die Trosthaltung nicht einnehmen, die ich anstrebte.

«Lass mich nur einen Moment. Ich bin gleich wieder da.» Ihre Stimme klang ganz ruhig, fast träge, und etwas fremd.

Ich liess sie sofort los und setzte mich ganz leise auf meinen Stuhl. Es dauerte sehr lange, bis sie weitersprach. Nahm dabei aber den Kopf nicht hoch. «Ich weiss gar nicht mehr, was ich alles von mir gegeben habe. Jedenfalls unterbrach mich Erna und fragte leise, wie mein Name sei. Ich sagte «Gemberg» und war gleichzeitig so verzweifelt, dass ich am liebsten aufhängen wollte.»

«Nichts da, Gemberg. Wie heissen Sie wirklich?»

«Ich fragte, warum sie das wissen wollte. Wenn ich die Person sei, die sie in Neukölln kennengelernt hätte, dann wüsste sie ja meinen wahren Namen. Sie fuhr mir über den Mund. Ich solle sofort das Maul halten. Sie sage mir jetzt eine Telefonnummer. Die solle ich dreimal wiederholen und nicht aufschreiben. Im Übrigen wisse sie, wann ihr Telefon abgehört würde und wann nicht. Ich wiederholte die Nummer dreimal, und nachdem sie mir eingeschärft hatte, dass ich mit dem Anruf mindestens eine Stunde warten solle, hängte sie auf.»

Mutter hob den Kopf. Sie hatte überhaupt nicht geweint.

«Weisst du jetzt, warum ich so durcheinander war? Ich hatte sie völlig anders in Erinnerung. In der Laube war sie eine so mütterliche Frau. Und am Telefon benahm sie sich wie ein echter Nazidragoner.»

«Aber sie hat dir die Telefonnummer ihrer Schwester gegeben», warf ich ein.

«Ja, die hat sie mir gegeben.» Mutter sprach erneut ganz langsam. Sie war wieder wie abwesend, obwohl sie weiterredete. «Ich habe dann eine Stunde gewartet. Auf den Stufen vor der Wohnungstür. Ich konnte dich nicht wecken. Als ich wieder anrufen wollte, war die Telefonzelle besetzt. Und weil ich keinen weiteren Anrufer dazwischenkommen lassen wollte, umkreiste ich eben die Zelle. So, als ob mir kalt wäre. Mir war alles egal. Ein zweites Mal würde mir mein alter Postausweis nicht geholfen haben. Aber ich musste es einfach hinter mich bringen. Dann wurde die Zelle frei. Käthe Niehoff sagte, sie habe schon auf meinen Anruf gewartet. Ihre Stimme war so fröhlich, so vertrauenerweckend, so ganz anders als die ihrer Schwester, dass ich plötzlich ganz müde wurde. Endlich würde ich wieder schlafen können, sagte ich mir. Und dann wollte ich nur noch ganz schnell nach Köpenick. Dabei war ich doch noch nie in Köpenick. Köpenick ist gut!»

Sie legte ihren Kopf wieder auf die Arme und war sofort eingeschlafen.

«Sie tut Erna unrecht», dachte ich. Erna war eine fabelhafte Person. Hatte sie nicht die Telefonnummer ihrer Schwester herausgerückt. Bei einem Telefongespräch, das auch hätte belauscht werden können. Konnte Mutter in ihrem Zustand überhaupt noch begreifen, welcher Gefahr sich Erna samt ihrer Schwester aussetzte? Mich hatte sie ja auch einem strengen Verhör unterzogen. Und ich hatte nicht schlecht gebibbert dabei.

Mit einem Mal begriff ich, welch einem Druck Mutter seit Jahren ausgesetzt war, wie fertig sie sein musste. Ich hätte sie ununterbrochen streicheln können, als ich sie da so hocken sah. Den Kopf auf die Tischplatte gebettet.

«Nie wieder werde ich dir so etwas antun wie diese sinnlose Strasburger Flucht, ich werde so vernünftig wie möglich sein», flüsterte ich, «das schwöre ich dir, so wahr mir Gott helfe und beim Leben meines Bruders, den ich so gern wiedersehen möchte. Obwohl wir ja gar nicht hier sitzen würden, wenn ich nicht nach Strasburg ausgebüxt wäre.»

Als Käthe Niehoff zurückkam, schlief Mutter immer noch. Ich erzählte ihr flüsternd, dass Mutter eingeschlafen war, und Frau Niehoff stellte leise zwei zugedeckte Blecheimer auf dem Boden ab, die sie bis dahin in den Händen gehalten hatte. Sie schob einen der Stühle dicht an meinen heran und sagte mir leise, wohin sie uns bringen würde.

Sie beschrieb eine Laube, die sie in Waldesruh besass. «Richtung Mahlsdorf-Süd. Die steht auf einem sehr grossen Grundstück mit vielen Gemüsebeeten und einer Menge Obstbäumen. Birnen vor allen Dingen. Isst du gern Birnen?» fragte sie mich. Ich nickte mechanisch und hörte im Grunde nur das Wort «Laube». Darunter konnte ich mir nichts anderes vorstellen als die Laube in Neukölln. Käthe Niehoff schilderte, dass es dort drei Zimmer und sogar eine Badewanne gebe. «Ihr habt einen schönen Ofen, viel Holz und Briketts und kein Plumpsklo im Freien», sagte sie und strich mir übers Haar. «Deine Mama hat mir kurz von eurem Laubenaufenthalt in Neukölln erzählt und mich gebeten, dich zu beruhigen. Meine Laube ist ein ganz normales kleines Wohnhaus. Nur, dass es eben aussen herum aus Holz ist.»

Ich hörte nur «Laube». Sah immer die halbkaputten, nicht mehr zu säubernden Dielen vor mir, den Herd mit den Eisenringen, die rissige Abseite mit den bröckligen Briketts und dem noch nassen Brennholz und hätte im Moment sogar die Dimitrieff in Kauf genommen, nur, um nicht wieder in solch ein Loch zu müssen. Aber ich wollte Käthe Niehoff um keinen Preis zeigen, was in mir vorging. Also schwieg ich, nickte immer nur mechanisch und fühlte mich hundeehend.

Nach einer Weile brachen wir auf. Käthe hatte Mutter doch wecken müssen. Sie schleuste uns durch das Lager, stellte uns einigen Menschen von der Wachmannschaft als entfernte Verwandte aus Zeuthen vor und brachte es sogar fertig, dass uns einer dieser Burschen mit einem kleinen Dienst-LKW bis nach Waldesruh kutscherte.

Die «Laube» war wirklich ein einladendes, dickbalkiges Holzhaus mit Fensterläden und einem unglaublich grossen Garten. Es war schon ziemlich dunkel, und wir konnten erst am nächsten Morgen so richtig erkennen, wo wir waren.

Das Haus hatte innen gar nichts von einer Laube. Keine Bretterwände, sondern dicke Balken. Jeder hatte sein eigenes Bett. Das Badezimmer besass eine Sitzbadewanne und ein richtiges Klo mit Wasserspülung. Auch im Bad waren die Wände aus Holz, und Käthe erklärte, dass man in Holzhäusern am gesündesten wohnen könne. «Ich sage euch, genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich», pflegte sie zu sagen. «Wenn wir den Bombenhagel überstanden haben, kommt der Hunger. Stellt euch nur mal vor, was wir in Russland kaputtgemacht haben. Wenn wir das alles bezahlen müssen», wandte sie sich an mich, «haben deine Urenkel noch daran zu knabbern.»

Sie hatte die Eimer in die Küche gebracht und auf die

Arbeitsplatte gehievt. «Kommt mal beide rein, ich zeige euch, wie der Gaskocher funktioniert. Einen Eisschrank gibt's hier nicht, aber jetzt kann man die verderblichen Lebensmittel ja noch hinters Haus stellen. Im Sommer müssen wir uns dann was einfallen lassen.»

Wir betraten die Küche, und Mutter liess sich mit einem Seufzer auf einen Schemel fallen.

«Wirst du damit zurechtkommen?» fragte Käthe.

Mutter klatschte sich auf die Schenkel. Das war endlich wieder eine Küche, in der man arbeiten konnte.

Käthe öffnete die Schränke. «Geschirr und Vorräte sind hier oben. Sollte was fehlen oder zu Ende gehen, müsst ihr's mir sagen.»

Dann zeigte sie auf die Eimer. «In dem einen sind Töpfe mit Margarine und Butter, in dem anderen ist Fleisch. Angebratenes Schweinefleisch und panierte Schnitzel. Ich habe erst mal eingepackt, was ich auf die schnelle greifen konnte.»

Später sassen wir um den Tisch im Wohnzimmer. Käthe hatte drei Bierflaschen hereingebracht, die sie hinter dem Haus versteckt hatte. «Morgen zeige ich euch meine Speisekammer!»

Sie stellte Gläser auf den Tisch und schenkte ein.

«Trink ruhig», sagte sie zu mir, «das ist Malzbier. Schmeckt gut und ist nahrhaft.»

Sie trank ihr Glas in einem Zug leer und goss sich neu ein. «Ihr müsst euch hier so verhalten, wie die Nachbarn auch. Deinem Sohn bringe ich morgen eine schwarze Kordhose und ein HJ-Hemd mit. Die schwarze Hose trägt er, sooft er nach draussen geht. Das braune Hemd lässt er erst mal im Schrank. Darüber müssen wir vorher noch allerhand erfahren. Und jetzt muss ich wissen, wie gross er ist. Einkäufen kann ich nur in Mahlsdorf-Süd. Da braucht

ihr euch nicht blicken zu lassen. Lebensmittelmarken habt ihr ja sowieso keine, oder?»

Sie lächelte freundlich, aber ich hatte das Gefühl, dass sie sich auf irgendeine Weise lustig über uns machte. Als ich sie besser kannte, wusste ich, dass es ihre Art war, sich und anderen Mut zu machen.

Sie kam fast jeden dritten Tag und vervollständigte den Lebensmittelvorrat. Meistens fuhr sie auf einem Motorrad mit Anhänger vor, um das sie, wie sie erzählte, alle Nachbarn beneideten. Das Ding knatterte wie ein Maschinengewehr und kündigte sie schon von weitem an. Sie blieb bis spät in die Nacht, und Mutter kochte.

Sie kochte mit Leidenschaft, und Käthe ass mit Leidenschaft. Selten habe ich einen Menschen soviel in sich hineinfruttern sehen. Dabei war sie verhältnismässig schlank und sehr gut in Form. Sie konnte ungeheure Mengen schleppen. Im Garten arbeitete sie wie ein Kuli. Unendlich ausdauernd. Wenn ich sie fragte, warum sie denn so tollwütig rabotte, antwortete sie, dass es ihr Garten sei und ihre Altersversorgung. Hier wolle sie einmal ihren Lebensabend verbringen.

Und nun liess sie uns hier wohnen. Ich fand sie einfach bewundernswert. Sie hätte mit einem Schlag alles verlieren können, wenn man uns auf ihrem Grundstück erwischt hätte. Mit einer fast sorglosen Selbstverständlichkeit brachte sie uns in Sicherheit und liess das Naziregime als eine Art finstere Naturgewalt über sich ergehen. «Die Eiszeit wurde schliesslich auch überstanden. Und der Erde hat das scheinbar nichts ausgemacht», sagte sie einmal zu Mutter, als die lamentierte. «Man muss bloss klüger bleiben als die und immer vorsichtig.»

Und als Mutter zustimmte, wandte sie sich an mich und warnte scherzhaft: «Aber nicht zu vorsichtig!»

Wenige Tage später brachte sie mir eine komplette HJ-Uniform mit. Sogar die Lederriemen mit Originalkoppelschloss fehlten nicht. Käthe nähte die Hose etwas enger, während Mutter Schnitzel briet und Kigel vorbereitete.

Sie schmierte eine runde Küchenform mit Fett aus, tat dann eine Menge frischer, roh geschabter Kartoffeln hinein, so dass die Form bis zum oberen Rand gefüllt war, salzte und pfefferte, gab dann, glaube ich, noch ein bisschen Hefe dazu und schob das Ganze in den Ofen. Dort wurde es so lange gebacken, bis sich eine tiefbraune Kruste bildete. Dazu servierte Mutter entweder Braten und goss die Bratensosse über den Kigel, oder wir assen den Kigel trocken mit panierten Schweineschnitzeln. Letztere schmeckten Käthe Niehoff ganz besonders gut. Sie wünschte sie sich immer und schleppte die Zutaten gleich in Unmengen an. Es gab fast nichts, was sie nicht besorgen konnte.

Auch von der Nudelsuppe mit gekochtem Rindfleisch und Meerrettich und den trockenen, mehligten Kartoffeln konnte sie nicht genug bekommen. Sie verdrückte Unmengen und seufzte dazu immer: «Mensch, könnt ihr kochen. Wenn das der Hitler wüsste, aber der ist ja Vegetarier.»

Sie forderte Mutter auf, Freunde, zum Beispiel Lona, einzuladen. Oder auch Hotze, von dem Mutter ihr erzählt hatte. Sie meinte, sie müsse den Nachbarn sowieso irgend etwas über uns sagen, und schlug vor, weiterhin die Ausgebombten-Tour zu fahren. Das wäre immer einleuchtend. Wir sollten uns nur auf eine ganz bestimmte Adresse des ausgebombten Hauses verständigen. Das müsse dann nämlich auch wirklich platt sein. Man wisse ja schliesslich nie, in welche Gegenden sich die Nachbarn so verirrtten.

Ich sagte spontan, dass ich eine solche Strasse im Tiergartenviertel kenne, und wir einigten uns auf die Lessing-

Strasse, durch die ich auf meinem Weg zum Bahnhof Bellevue gekommen war. Ansonsten solle Mutter alle Freunde empfangen und sie über unsere Verabredung informieren.

In diesen Wochen bis zum Frühsommer 1944 setzte Mutter zusehends Fett an. Sie wuchs richtig in die Breite, und Käthe beruhigte sie, so eine kleine tragbare Speisekammer könne noch sehr nützlich werden.

Doch dann kam die Furunkulose über uns. Die ungewohnt fette und einseitige Ernährung liess die Dinger geradezu spriessen. Am Po, unter den Achseln und in der Kniebeuge. Da taten sie besonders weh. Ich wusste nicht mehr, wie ich nachts liegen sollte. Sogar auf der Stirn wuchs mir ein eitriges Horn.

Hotze, der sich schon ein paarmal hatte blicken lassen, half uns, so gut es ging, wusch die Dinger mit Alkohol ab, drückte mir das besonders eitriges am Hintern aus und fragte Mutter mit medizinischer Sachlichkeit, ob sie auch eins an ähnlicher Stelle zu beklagen hätte. Wenn das der Fall wäre, müsse sie das Ding wohl selbst übernehmen, sie hätte ihm ja bei meiner Behandlung auf die Finger geschaut.

Er könne aber auch dafür sorgen, dass wir ein bisschen mehr Gemüse bekämen. Er besässe ja eine Gärtnerei und könne sicher ab und zu ein paar Kohlköpfe oder Karotten überwachsen lassen. Das würde ihn schon nicht gleich in die roten Zahlen bringen.

Käthe sagte, sie hätte leider keine Möglichkeit, Gemüse zu beschaffen. Im Sommer und Herbst wäre das kein Problem, dann könne sie uns mit Obst und Gemüse aus dem Garten hier verpflegen. Aber die letzte Ernte habe sie voll und ganz ihrer Schwester überlassen, die damit eine Menge Kinder versorgt hätte. Hotze versprach, für eine Gemüselieferung zu sorgen, und liess sich eine Woche lang nicht mehr blicken.

Währenddessen rieb uns Käthe in ihrer Freizeit die Hintern mit Sliwowitz ab, weil sich die Beulen immer wieder an den gleichen Stellen festsetzten, und bedauerte jeden Tropfen, den sie dafür verschwenden musste.

Seltsamerweise half die Behandlung mit dem Sliwowitz. Wir stanken zwar wie die alten Säufer, aber dafür konnten wir in der Nacht wieder schlafen, wenn uns die Amerikaner in Ruhe liessen.

Schliesslich brachte Hotze doch noch eine Fuhre Weisskohl und ein paar Tüten Mohrrüben, und wir assen erst einmal nur Eintopf.

«Lieber Blähungen als diese scheusslichen Beulen», sagte Käthe. «Blähungen kann man übrigens auch mit Sliwowitz bekämpfen. Zur inneren Anwendung!»

Nur ich durfte nicht an den Alkohol und rannte permanent ins Freie. Die Frauen schlugen sich auf die Schenkel und meinten, ich solle draussen nicht so einen Lärm veranstalten. Die Nachbarn wären bei ihren Mittagsschläfchen schon reihenweise aus den Betten gefallen.

Ich war beleidigt und glaubte auch nicht so recht, dass der Sliwowitz die Blähungen tatsächlich verhindern könne. Als ich einmal heimlich einen Testschluck nahm, wurde mir nur übel, und ich hatte doppelten Ärger. Hotze brachte ständig neuen Weisskohl, und als Mutter ihn fragte, ob er nicht wenigstens mal eine andere Kohlsorte besorgen könne, bekamen wir beim nächsten Mal Wirsingkohl. Obendrauf legte er zwei Tomaten. Er blieb zum Abendessen und ass eine der Tomaten selber. Wir konnten schon sehr über ihn lachen.

Eines Tages überraschte uns Lona mit der Nachricht, dass meine Tante Regina in Zehlendorf aufgetaucht sei. Lona hätte sie angesprochen, und Tante Regina sei vor Schreck

fast ohnmächtig geworden. Sie habe jetzt eine Bleibe in der Nähe des Cottbusser Tors gefunden, zusammen mit einer anderen Jüdin, die aber die Wohnung nicht verlassen könne, da sie so jüdisch aussehe, dass sie den Stürmerkarikaturen gliche. Also müsse Regina raus, und das bekäme ihr gar nicht gut. Schliesslich hätte sie statt Lona ja auch ein Spitzel erkennen können.

Wichtig sei, hatte sie jedenfalls Lona erzählt, dass auch Hans Kochmann noch nicht abgeschoben worden war. Er lebe zwar in ganz miesen Verhältnissen und erhalte nur die niedrigste Lebensmittelration, käme aber damit so gut aus, dass er auch noch heimlich Frau Platz durchfüttern könne. Frau Platz, eine Bekannte meiner Mutter und meiner Tante, sei ziemlich komfortabel untergebracht worden. Keiner ausser Hans Kochmann kenne ihre Unterkunft, aber sie treffe sich hin und wieder mit Tante Regina und tausche Sorgen aus.

Lona erzählte, Regina klage darüber, dass sie schon ihren ganzen Schmuck verscherbelt hätte und bald nicht mehr wisse, wovon sie ihre Unterkunft und das wenige Essen, das sie zum Überleben brauche, bezahlen solle. Mutter winkte ab. «Reginas Klagen sind immer nur dazu dagewesen, ihre wahre finanzielle Lage zu verbergen. Aber sie ist diejenige von uns Geschwistern, die sich mit einem Minimum an finanziellem Aufwand ein Maximum an Lebensqualität schaffen kann. Nimm das alles nicht so tragisch, Lona. Du kannst sicher sein, dass es Regina besser geht als vielen von uns.»

Trotzdem brachte Lona Tante Regina eines Tages mit.

Meine Tante, wenn auch nicht gerade mit sprudelnder Intelligenz ausgestattet, wick mich mit todsicherem Instinkt allem aus, was ihr gefährlich werden konnte. Sie war auf irgendeine Weise zu einem gültigen Lichtbildausweis ge-

kommen, hiess jetzt Elsbeth Meseritz und konnte sich mit Hilfe dieses Ausweises freier bewegen als die meisten von uns.

Sie verstand es, mit Käthe Niehoff einen einträglichen Kontakt aufzubauen, indem sie sie in ihrem Tschechenlager aufsuchte, hinter ihrem Rücken Verbindung mit den tschechischen Angestellten in der Lagerküche aufnahm und eimerweise Butterschmalz und Speckseiten weg-schleppte. Obwohl Käthe Niehoff sich köstlich über sie amüsierte, warf sie Regina dann doch eines Tages raus und verbot ihr, sie je wieder im Lager aufzusuchen.

Tante Regina war das jüngste von acht Geschwistern. Als vierjähriges Mädchen hatte sie von einer herunterfallenden Glaspuppe einen winzigen Splitter ins Auge bekommen, der zu spät bemerkt wurde, obwohl sie dauernd über starke Schmerzen klagte. Sie verlor das Auge. Aber der Arzt hatte meiner Grossmutter versichert, dass ihr noch viel Schlimmeres hätte drohen können, wenn der Splitter weitergewandert wäre. Seitdem musste Tante Regina ein Glasauge tragen und verlor später auch noch die Zähne. Auf ihrem Nachttisch konnten wir das Glasauge, fein säuberlich auf einem Wattebausch liegend, und den Zahnersatz in einem Wasserglas bewundern. Mein Bruder hatte sich früher in der Schule immer damit gebrüstet, dass er eine fast auseinandernehmbare Tante besass. Sie war eine ziemliche Berühmtheit in seiner Klasse.

Wenn Mutter ihn nach der Schule abholte, fragten ihn seine Kameraden, ob das vielleicht seine Tante wäre und wenn ja, ob sie nicht mal das Auge rausnehmen könne. Mutter, als sie das mitbekam, muss ihm wohl ganz schön eine geknallt haben, aber wenn sie später davon erzählte, konnte man das versteckte Kichern in ihrer Stimme hören.

Für mich war Tante Regina die interessanteste Ver-

wandte mütterlicherseits. Sie wurde immer exzentrischer, verliebte sich in meinen Vater und konnte sich nicht satt hören an seinen Geschichten.

Laut Familienbericht meiner Mutter hätte Regina das schönste der acht Kinder werden können, wenn das mit dem Splitter nicht passiert wäre. Es sei auch gar kein Unfall gewesen. Ihre älteste Schwester, der es noch geglückt war, mit ihrer Familie nach England auszuwandern, hatte mit der Puppe nach ihr geworfen. Regina hätte sich gerade in dem Moment umgedreht und dabei den Splitter ins Auge bekommen.

Als Lona sie in Zehlendorf traf, kam sie gerade von einem Besuch bei einem Millionär. Der Mann war zwar mit einer Arierin verheiratet, musste aber doch untertauchen. Besitz und Geschäft übernahm seine Frau, liess sich schnell von ihm scheiden und konnte so besser für ihn sorgen. Er hatte jede Menge Geld, um auch die gierigsten Abzocker zu befriedigen, und hielt sich meine Tante während dieser Zeit als Geliebte. Er war eine ziemlich miese Ratte, aber sie hing an ihm.

«Ich bin ja geschieden, und wenn wir den ganzen Schlammassel gesund überstanden haben, können wir heiraten.»

Ausgerechnet meine misstrauische Tante glaubte ihm alles. Wir nannten ihn nur «der Millionär». Seltsamerweise hatte er sich keinen Ausweis beschaffen können. Trotz Geld und seiner nach wie vor treu für ihn sorgenden Exgattin. Deshalb schickte er meine Tante durch die Gegend. Ständig musste sie Verbindungen zu irgendwelchen früheren Geschäftspartnern aufrechterhalten, war unentwegt zu Besorgungen unterwegs und machte sogar die Botengänge zu seiner Exfrau. Abends verliess sie dann seine sehr komfortable Unterkunft in Zehlendorf und fuhr todmüde in ihr Quartier am Cottbusser Tor. Mutter hasste ihn. Aber

er konnte ziemliche Mengen an Zigaretten besorgen, die Käthe Niehoff oder auch Hotze gegen Lebensmittel und Obst eintauschten.

Wir sahen gesünder und gesünder aus, wurden von den Bombenangriffen nicht allzu stark mitgenommen, und ich bekam sogar einmal pro Woche regelrechten Schulunterricht. Hans Kochmann, unser verbotener Assessor und Schulpauker, besuchte uns meistens am Wochenende. Spät am Abend schlich er sich zu uns rein, unterrichtete mich in sämtlichen Fächern, die er für wichtig hielt und zu denen er gerade Lust hatte, und stopfte sich anschliessend die Manteltaschen mit kleinen Speckstücken und in Butterbrotpapiergewickelten Margarinestückchen voll. In der Aktentasche trug er nur alte Schulschwarten und Literatur.

«Leibesvisiten machen sie selten», sagte er, «aber die Aktentasche lassen sie sich schon mal öffnen.»

Dieser überängstliche, überkorrekte Mann wagte es nicht, seinen Fressalienkram in der Aktentasche zu tragen, aber es kam vor, dass er seinen geliebten Thomas Mann, mit einem Umschlag aus Zeitungspapier getarnt, nicht nur mit sich herumtrug, sondern ihn ganz offen auf seinen langen S-Bahn-Fahrten las. Wenn Mutter ihn darauf ansprach, antwortete er: «Wer von den Kontrollbeamten kennt schon Thomas Mann. Und wenn ihn einer kennt, wer könnte was gegen gute deutsche Literatur haben.»

Er hat sehr viel Glück gehabt. Im Ernstfall hätte ich ihm doch eine Scheibe Instinkt meiner Tante Regina gewünscht.

Auf jeden Fall war er mir sehr willkommen. An den Deutschunterricht schloss sich meistens eine gemeinsame Lesung an. Wir lasen mit verteilten Rollen. Jeder musste eine ganze Anzahl der Figuren übernehmen. Das machte grossen Spass. Manchmal machte sogar Käthe Niehoff mit,

und wir lasen bis in den frühen Morgen hinein, bis sie wieder in ihr Lager knatterte. Natürlich schleppte Hans Kochmann auch dramatische Literatur an. Vor allen Dingen Gerhart Hauptmann. Mutter zuliebe.

Mutter liebte Gerhart Hauptmann. Beim «Biberpelz» jauchzte sie. Und wenn ich an die Reihe kam und «Jesus sprach zu seine Jünger, wer keen Löffel hat, isst mit de Finger» aufsagte, kriegte sie sich nicht mehr ein.

Mutter verschlang alles. «Die Weber», «Rose Bernd», «Fuhrmann Henschel». Hans Kochmann intonierte immer wieder das Lied des Mitteldorf aus dem «Biberpelz»: «Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.» Er sang das mit seiner nasalen Krähstimme so unsentimental und traurig, dass wir alle betroffen waren. Käthe schüttelte sich und meinte: «Nu is jenuch, nu is jenuch, Herr Kochmann. Nu fahr'n se mal nach Hause, sonst wer'n se mir noch krank.»

Hans Kochmann starrte sie an und sagte ganz verblüfft: «Sie sind ja eine komplette Hauptmannfigur. Als würden Sie aus dem Stück gestiegen sein.»

Eigentlich machte ich mir nicht soviel aus der dramatischen Literatur. Ich fand das Lesen komisch und war froh, dass Mutter wieder glücklich aussah, aber ich war mehr für Geschichtsbücher.

Ich bat Kochmann immer wieder, mir welche mitzubringen. Egal, was. Mir wäre alles recht gewesen. Durch Zufall hatte ich einmal einen Band von Zimmermann über die Bauernkriege in die Hand bekommen und war fasziniert. Ich konnte es nicht zu Ende lesen, hatte es irgendwo liegenlassen müssen, aber ich war ganz wild drauf. Aus einem mir bis heute unbekanntem Grund verweigerte er mir diesen Stoff, obwohl ich hartnäckig immer wieder von neuem danach fragte. Er sei Literaturliebhaber und kein Hi-

storiker, liess er mich einmal abblitzen. Ich war sicher, dass er derlei Bücher besass, aber auf diesem Ohr blieb er taub.

Stattdessen steckte er mir Erich Kästner zu. «Emil und die Detektive» und «Das fliegende Klassenzimmer». «Das musst du unter der Bettdecke lesen. Die Bücher sind verboten!»

«Wenn sie mich erst mal erwischen, spielen die Bücher, die ich lese, auch keine Rolle mehr», antwortete ich trocken.

Ich las sie trotzdem und fand sie so fremdartig und unwirklich. Solche Schulkameraden hatte es für mich nie gegeben. Solche Schulen und solche Klassen auch nicht. Ich las sie zu Ende. Was sollte ich auch anderes machen? Ich hatte ja sowieso nichts Besseres vor.

Im Frühjahr 1944 lernte ich meinen späteren Freund Rolf Redlich kennen. Ich bewegte mich ganz ungeniert auf den nahezu verkehrslosen Wegen in Waldesruh, spielte mit den Kindern der Nachbarn, wenn sie nicht gerade Dienst hatten, betete unzählige Male mein Ausgebombtdasein herunter und dass ich jetzt in Köpenick zur Schule ginge und dort auch meinen HJ-Dienst ableiste. Das wäre bequemer für mich als Mahlsdorf, denn Käthe könne mich ja immer nach Köpenick mitnehmen. Und wenn ich auch ein bisschen früher aufstehen müsse, das Fahren auf Käthe Niehoffs Soziussitz würde mich dafür entschädigen.

Gegen Rolf spielte ich Fussball. Er klotzte wie ein Panzer. Meine Beine sahen elend aus, denn auf mich hatte er es besonders abgesehen. Einmal betrachtete er sich meine Schienbeine und meinte, meine Vereinsfarben wären wohl blaugelb, aber dass ich sie so direkt auf den Knochen trüge, wäre eine echte Erfindung. Das war zu viel. Meine Schienbeine taten höllisch weh, und ich klebte ihm eine.

Er blieb ganz ruhig: «Wenn ich jetzt Uniform trüge, wärst du ganz schön im Eimer.»

«Dann hätte ich dir auch nicht in die Fresse gehauen», gab ich zurück.

«Du mieser Wilmersdorfer Pinkel. Dich nehme ich doch auseinander. Mir sind ja bloss meine Knöchel zu schade.»

Er schlug unvermutet einen Haken nach meinem Kinn, und ich wich zur Seite aus.

«Karl Arsch aus Erkner macht auf Max Schmeling», schrie ich.

«Los, jetzt gibt's Keile!»

Er lachte kurz auf und schlug erneut zu. Diesmal traf er mich an der Schulter. Es war nicht gerade ein Schmiedehammerschlag, aber es tat ganz schön weh. Mein Bruder hatte mir einmal eingebleut: «Wenn du angegriffen wirst, nicht erst lange mit Körperschlägen aufhalten. Sofort versuchen, den Kopf zu treffen. Das macht deinen Gegner unsicher, und dir gibt's Mut.»

Mit dieser Strategie hatte ich schon oft Furore gemacht, wenn Jungs meines Alters mich belästigten oder eine Judensau nannten. Einmal, etwa 1938, wir wohnten noch in der Elberfelder Strasse, schoss einer von der gegenüberliegenden Strassenseite mit einem Luftgewehr nach mir. Der Bolzen zischte dicht an meinem Kopf vorbei.

«Los», sagte mein Bruder, «nimm ihn dir vor! Ich werd' schon zusehen, dass sich keiner einmischt.»

Mein Bruder war für sein Alter ein überlanger Kerl. Er hätte mir also nicht helfen dürfen.

Ich ging auf die andere Strassenseite hinüber, und der schiesswütige kleine Nazi kam mir gleich entgegen, nachdem er seinen Kameraden das Gewehr in die Hand gedrückt hatte. Ich fackelte nicht lange und schlug sofort zu. Der Junge schrie auf und hielt sich das Auge. Ich hatte voll

hingelangt. Die beiden anderen machten, dass sie wegkamen, und mein Bruder rief: «Siehste, es hat geklappt!»

Am nächsten Tag lauerten sie mir dann mit Verstärkung auf. Sogar mit Schäferhund. Nachdem sie mir den Weg verstellt hatten, löste sich einer aus der Gruppe und kam auf mich zu. «Los, Kleener, nu' klopp mir mal aufs Auge!»

Wieder versuchte ich's mit dem Überraschungstrick. Ich trat ihm ans Schienbein, erwischte ihn wohl nicht ganz, aber als er sich nach vorn beugte, traf ich ihn voll ins Gesicht. Dabei sah ich nach dem Hund. Der stand ganz ruhig. Aber mein Gegner nicht. Meine Lippe platzte auf. Mit der anderen Faust traf er meinen Magen. Ich dachte nur: «Gleich kotze ich!»

Ich ging erst mal ein paar Schritte zurück, und er kam sofort nach. Schlug ununterbrochen zu. Er war ein ganz anderes Kaliber als der vom Vortag.

«Wenn ich jetzt wegrenne», dachte ich, «schicken sie den Hund hinter mir her. Ich muss da durch. Verteidigen und auf eine Gelegenheit warten.»

Die kam. Er dachte, ich hätte genug, umfasste mich und wollte mich auf die Strasse schleudern, aber ich zog mit aller Kraft das Knie hoch. Er wimmerte wie ein kleines Kind. Dann drosch ich in irrer Wut auf ihn ein. «Immer auf den Kopf. Immer auf den Kopf. Jetzt bloss nicht nachlassen!» Ich merkte gar nicht, dass ich ihn an ein Brückengeländer gedrückt hatte. Ich schlug nur immer weiter zu. Er wehrte sich nicht mehr.

«Deine dreckige Judensau hat dich jetzt am Arsch!» schrie ich.

Und er sagte mit ganz ruhiger Stimme: «Ist ja gut. Jetzt nimm mal die Beine in die Hand. Wenn die Verstärkung holen, hast du ausgepiffen.»

Er grinste mich an. Sein Gesicht war blutverschmiert und sein braunes Hemd völlig eingesaut.

«Du siehst auch nicht viel besser aus», meinte er und tippte mir an die Brust. «Zieh Leine!»

Ich streckte ihm plötzlich die Hand hin. Er nahm sie kurz und drehte sich weg. Ich glaube, er übergab sich, nachdem er seinen Leuten noch zugerufen hatte, mich in Frieden zu lassen.

Ich fühlte nur die Wut und erinnerte mich nicht an den Händedruck, als ich jetzt auf Rolf losging. Er boxte klassisch. Ich konnte machen, was ich wollte, er hatte immer die totale Deckung vor seinem Gesicht. Er tänzelte, ich schlug, durchbrach dann doch einmal seine Deckung und traf ihn am Kinn.

«Mann», sagte er, «du hast ja 'ne Meise. Du bist ja ein ganz jähzorniges Arschloch.»

Er setzte sich auf den Boden und überprüfte seine Kauwerkzeuge.

«Gib nicht so an, so doll habe ich doch überhaupt nicht zugeschlagen», sagte ich.

«Ich kann dir ja auch mal eine reinhauen, dann können wir vergleichen.»

«Erst mal treffen!»

«Hätt' ich können. Du warst offen wie ein Scheunentor.»

«Warum hast du dann nicht zugehauen?»

«Ich bin Kameradschaftsführer, du blöder Hund! Was meinst du, was mir passiert wäre, wenn ich dir eine geklebt hätte!»

«Aber die Schienbeine kannst du mir gelb und blau treten!»

«Das ist Sport.» Er feixte und rieb sich immer noch das Kinn. «Warte mal, wenn der Krieg vorbei ist und wir alle

Zivil tragen, dann trägst du deine Vereinsfarben im Gesicht.»

«Wenn der Krieg vorbei ist», meinte ich, «laufen wir alle nur noch in Uniformen rum.»

Er sah mich prüfend an. «Bist du sicher?» fragte er. «Todsicher.»

«Hundertprozentiger, was? Dein Vater war bestimmt Oberbonze in Wilmersdorf?»

«SS-Unterscharführer in der Prinz-Albrecht-Strasse. Gestapohauptquartier», fügte ich hinzu.

«Warum nicht gleich Führerhauptquartier?»

«Da war schon alles besetzt. Kein Zimmer mehr frei.»

Er stand auf. An der nächsten Ecke blieb er stehen.

«Bist du morgen wieder hier?» fragte er.

«Selbe Zeit?» fragte ich zurück.

«Selbe Zeit», bestätigte er und verschwand.

Wir wurden unzertrennlich. Und ich wurde immer sorgloser. Als wir einmal von einem HJ-Führer nach unseren Ausweisen gefragt wurden, konnte er mich kaum anschauen.

«Er hat ihn vergessen, der Blödkopf», wandte sich Rolf an den HJ-Führer.

Der sah mich an. «Welche Ortsgruppe?» fragte er, während ich in meinen Taschen wühlte und so tat, als hörte ich gar nicht zu.

«Ortsgruppe Köpenick», antwortete Rolf statt meiner.

«Und warum kann er nicht selber reden?»

«Weil er immer noch in seinen Taschen herumwühlt, der Heini.»

Rolf gab mir einen Stoss vor die Brust: «He, kannst du nicht antworten, wenn man mit dir redet?»

«Entschuldigung.»

«Welche Ortsgruppe, hat man dich gefragt.»

«Ach so, ja, Ortsgruppe Köpenick-Nord.»

Ich nahm Haltung an.

«Ortsgruppe Köpenick-Nord, Scharführer, heisst das!»

Rolf wurde richtig wütend.

«Ortsgruppe Köpenick-Nord, Scharführer», wiederholte ich sofort und schlug sogar die Hacken zusammen.

«Prima Schuhe», dachte ich dabei, «Käthe ist nicht zu bezahlen.»

«Mann, ist das ein Spinner», hörte ich Rolf sagen und dann den HJ-Führer: «Beim nächsten Mal ist er dran, der Dussell»

Er entfernte sich ohne Gruss und setzte sich mit dem Rücken zu uns hin.

«Manieren sind das», flüsterte Rolf, «wir waren doch ganz freundlich zu ihm.»

In Wuhlheide sahen wir uns dann noch einen kleinen Wanderzirkus an, der dort gerade gastierte, aber der Abend war versaut. Zu allem Unglück gab es noch Fliegeralarm, und ich sass zum ersten Mal in einem richtigen Bunker. Alles blieb ruhig, und nach etwa einer Stunde konnten wir uns wieder in die S-Bahn setzen.

Von Köpenick aus liefen wir durch den Wald bis nach Waldesruh und sprachen fast kein Wort. Ich bin sicher, er hat etwas geahnt.

«Der ist bestimmt nicht koscher», wird er sich gedacht haben, während wir stumm nebeneinanderher liefen.

«Kommst du noch mit zu uns rein?» fragte er unvermutet und sah mich an. «Mein Vater macht uns sicher was zu essen, und wir können noch eine Weile Radio hören.»

«Das kann ich meiner Mutter nicht antun. Zumindest muss ich ihr vorher Bescheid sagen.»

«Na gut, dann ein andermal.»

Er hatte aus irgendeinem Grund keine Lust, die Erlaubnis meiner Mutter abzuwarten.

Das nächste Mal kam bald. Wir waren in den Wald gegangen, um nach Granatsplittern zu suchen, die nach den Bombenangriffen dort immer herumlagen und unter uns Jungens sehr begehrt waren. Man konnte damit gute Tauschgeschäfte machen.

Es gab sogar fanatische Sammler. Wer von uns zuerst nach einem Angriff die Gärten und den Wald abgraste, konnte eine ganz schöne Ausbeute heimbringen. Man musste nur aufpassen, dass man die noch heißen Eisenstücke nicht in die blossen Finger nahm.

Wir trafen uns also nach einem dieser Tagesangriffe, so schnell es ging, am Waldesrand. Waren fast zeitgleich mit der Entwarnung losgespurtet und suchten mit alten, nassen Wollhandschuhen über den Fingern nach diesen Eisensplittern.

«Hast du die Flak gehört?» fragte Rolf. «Da sollen ganz neue Batterien bei Wuhlheide in Stellung gegangen sein. Und dann kommt ganz schön was runter. Schade, dass die Amis ihre Bomben nicht hier in den Wald abwerfen. Das würde niemanden das Leben kosten, und wir kämen endlich an die Bombensplitter ran. Es gibt Kumpels bei uns im Zug, die zahlen sogar mit Lebensmittelmarken, die sie zu Hause geklaut haben.»

Dieses Mal fanden wir eine ganze Menge deutscher Flakgranatsplitter und machten uns dann auf den Heimweg. Als Rolf die Haustür aufschloss und wir noch im Flur standen, hörten wir schon durch die geschlossene Tür den Sender. Rolf stand einen Augenblick wie gelähmt. Das berühmte Klopfen der BBC vor Beginn der Nachrichtensendungen war ganz deutlich zu erkennen.

«Vati, bist du zu Hause?» schrie Rolf und tat so, als wol-

le er eine Treppe zum ersten Stock hinaufzulaufen. Es war sofort still, und dann wurde direkt vor mir eine Tür aufgerissen. Ein Mann in einem dicken Wollunterhemd und einer alten Drillichhose starrte mich an. Langsam und hörbar liess er die Luft raus und hielt sich an seinen Hosenträgern fest.

«Wie lange seid ihr schon hier?» fragte er und liess kein Auge von mir.

«Eben erst reingekommen.» Rolf sprang sofort wieder die Treppe herunter und kam auf seinen Vater zu.

«Wie lange stehst du schon vor der Tür?» Er griff mir in die Haare und zog meinen Kopf nach unten.

«He, he, Vater! Was ist denn los? Das ist mein Freund. Er wohnt hier gleich um die Ecke in dem Holzhaus bei Frau Niehoff. Das sind, glaube ich, Verwandte oder Freunde von ihr. Die sind ausgebombt und aus der Stadt hier rausgezogen.»

Er sprach wie ein Schnellfeuergewehr und versuchte, die Hand seines Vaters aus meinen Haaren zu entfernen.

«Rein mit euch!» Er liess endlich meine Haare los und stiess uns durch die Zimmertür.

Ich stand in einem Raum, von dem ich nicht viel erkennen konnte. Die Verdunkelungsrollen waren heruntergezogen, und hätte nicht eine kleine Lampe neben dem Radio gebrannt, es wäre stockdunkel gewesen. Rolfs Vater schlug die Tür hinter uns zu und schaltete das Radio aus. «Aufs Sofa!»

Er zeigte auf ein Sofa mit einer riesigen Rückenlehne. Der Stoff war abgewetzt, und die Sprungfedern drückten sich schon durch. Rolf schien immer mehr Angst zu bekommen. Wir setzten uns brav hin, und jetzt erst, bei vollem Licht, konnte ich erkennen, was für ein mächtiger Kerl sein Vater war.

Er sah ziemlich abgearbeitet aus, aber ich wollte dennoch keine von ihm gescheuert kriegen.

«Wie lange habt ihr im Flur gestanden?» fragte er drohend und sah vor allen Dingen mich wieder an.

Rolf quasselte wild drauflos. «Wir haben im Wald nach Granatsplittern gesucht.»

Er hob die Hand mit dem alten Geschirrtuch, in das wir die Splitter gewickelt hatten. «Jetzt gerade sind wir nach Hause gekommen. Nach dem Angriff bin ich sofort aus dem Bunker losmarschiert, und kurz vor dem Wald habe ich Max getroffen. Der hat dasselbe vorgehabt. Und dann sind wir in den Wald rein und haben 'ne ganze Menge gefunden.»

«Bist du auch im Bunker gewesen?» unterbrach ihn sein Vater und sah mich an.

«Ja.»

«Ich habe dich aber dort nicht gesehen.»

«Ich Sie auch nicht!»

Ich konnte richtig sehen, wie er über meine Frechheit nachdachte und überlegte, wie er darauf am besten reagieren sollte.

«Warum seid ihr dann nicht zusammen aus dem Bunker verschwunden?»

«Weil ich schneller gestartet bin.»

Ich stiess Rolf meinen Ellenbogen in die Rippen. Der schien aber gar keine Lust zu haben, das Verhör auf diese Weise zu Ende zu bringen. Sein Vater kam auf mich zu und schlug mich leicht ins Gesicht. Es konnte ein Mittel Ding zwischen Streicheln und Schlagen sein, aber ich sprang doch auf. Er drückte mich wieder runter und sagte ziemlich ruhig: «Ich will jetzt von dir wissen, was du im Flur gehört hast.»

«Was kann schon passieren?» dachte ich. Er hatte den

Feindsender eingeschaltet, und wenn ich so tat, als sei das für mich nichts Neues, konnte ich ihn vielleicht beruhigen. «Sie haben den englischen Sender gehört», behauptete ich.

Jetzt sprang Rolf auf und wurde auch heruntergedrückt.

«Das ist nicht wahr, der Kerl spinnt. Er kann doch so was gar nicht gehört haben», sagte er leise.

«Woher weisst du, dass es der englische Sender war?» fragte sein Vater.

Ich antwortete nicht und sah ihm nicht in die Augen.

«Woher?» Sein Ton wurde wieder bedrohlicher.

«Woher schon.»

Er wartete.

«Wollen Sie, dass ich jemanden verrate?» fragte ich ihn, «würden Sie das gut finden?»

Ich wandte mich an Rolf: «Würdest du deinen Vater verraten?»

Rolf sah seinen Vater an. Sein Vater sah mich an. Keiner sagte etwas.

«Habt ihr schon was gegessen?» fragte er nach einer ganzen Weile.

«Wann denn?» fragte Rolf zurück.

«Gut, dann mache ich euch jetzt ein paar Stullen.»

Er wandte sich zur Tür, und Rolf bat: «Dürfen wir ein bisschen Musik hören?»

Der Alte fuhr herum wie von der Tarantel gestochen und sah ihn voller Wut an. Dann verliess er wortlos das Zimmer. Ich hatte den Eindruck, dass dieses Verhör uns erst zu echten Freunden gemacht hatte.

Wir hingen wie die Kletten zusammen. Kein Tag verging, ohne dass wir uns sahen. Wenn ich nicht zu ihm nach Hause ging, fragte sein Vater sofort nach mir. Ob er wohl

Angst hatte, ich könnte ihn doch noch anzeigen? Ich habe ihn nie danach gefragt.

Er war bei der Bahn angestellt und hatte wohl viel gesehen. Mehr, als er vertragen konnte. Rolfs Mutter hatte ihn verlassen, und Rolf hatte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, ihr zu folgen. Er hing an seinem Vater und war noch nicht einmal dazu zu bringen, seine Mutter in Berlin West zu besuchen. Er blieb oft allein zu Hause, kam aber ganz gut zurecht.

Sein Vater hatte ihm ein bisschen Kochen beigebracht. Ausserdem hatte Rolf ja keine grosse Auswahl: Weisskohl, Wirsing, Kohlrüben und Kartoffeln. Und wenn der Fleischer was anzubieten hatte, schnitt er noch Würstchen in winzig kleinen Stückchen hinein. Mich hat er einmal zu Kohlrüben eingeladen, als er wieder mal alleine und Vater auf Montage war, wie er das nannte. Ich kriegte das Zeug nicht runter, und er liess auch traurig den Löffel fallen.

Während einer späteren Montage lud er mich wieder ein. Ich ging hin und sass vor einem Kohlrübenseller.

«Mensch», sagte er nur, «iss!»

Ich schüttelte den Kopf: «Das ist doch Schweinefrass», sagte ich, «das kann man doch gar nicht kauen. Das schmeckt ja wie Baumrinde.»

«Iss!» beharrte er und begann zu futtern.

Ich nahm vorsichtig einen halben Löffel in den Mund. Auf alle Fälle schmeckten die Rüben diesmal nicht mehr so holzig. Ein bisschen scharf und cremig.

«Hast du da Bier reingetan?» fragte ich.

«Mehlschwitze und einen Schuss Cognac. Vater bringt öfter welchen aus Polen mit.»

«Und ich komme besoffen nach Hause», meinte ich.

Er war ganz stolz auf seine Kochkünste. Besonders auf die Mehlschwitze.

«Haben die Polen denn noch Cognac?»

«Die verschieben noch ihr ganzes Land, wenn sie können. Die kriegen doch das meiste von den Juden.»

«Die Juden haben schon lange nichts mehr», murmelte ich.

««Denen fällt noch was aus der Tasche, wenn sie schon längst am Baum hängen», sagt mein Alter immer. Auf denen hätten wir nie so rumkloppen dürfen, dann hätten wir vielleicht die Chance gehabt, den Krieg zu gewinnen.»

Ich war einfach sprachlos. Wir löffelten unsere Kohlrüben, und mir wurde immer übler. Nach einer Weile sagte ich: «Du hast doch nicht alle Tassen im Spind. Das kann doch einfach nicht dein Ernst sein.»

«Jetzt sag nicht gleich wieder «Heil Hitler» Hast du gar nicht mitbekommen, wie wir dauernd vermöbelt werden? Die Russen sollen schon kurz vor der polnischen Grenze stehen, die Amis und Tommys schmeissen die Häuser kaputt, und du glaubst noch an den Endsieg. Du hast sie ja nicht alle. Was glaubst du, wer hinter den Amis steht? Die Juden, du Sack! Die Juden schleppen das grosse Geld an, und die Amis bauen damit ihre Riesenbomber. Währenddessen rotten wir die Juden im Osten aus. Meinst du, das vergessen die uns? Die sind doch international verklammert. Die zahlen uns das zurück. Mensch, wenn wir deren Moneten auf unserer Seite gehabt hätten! Nicht ausdenken, wo wir heute schon stünden. Da könnten wir in der Behringstrasse schwimmen und in Sibirien Ski fahren.»

«Kann mir was Besseres vorstellen», meinte ich.

«Wenn wir dort wären, könnten wir da Luxus sportstätten hinpflanzen. Mit dem Judengeld und unserer Energie wären wir nicht zu schlagen.»

Ich stand auf. «Bis demnächst wieder mal.»

«Nee, nee, du bleibst noch ein bisschen. Ist doch noch gar nicht so spät.»

«Für mich schon.» Ich wurde immer nervöser.

«Jetzt mach kein Theater. Deine Mutter ist doch froh, wenn sie manchmal eine Sorge los ist.»

Er wartete, und ich sagte nichts. Stand bloss da.

«Ich habe noch 'n Schlag Rüben für dich. Mit Cognac. Oder ist es Wodka? Die Flaschen haben ja alle kein Etikett.» Er schien ganz versunken in den Anblick der Flasche zu sein. «Warum hat euch denn der Führer so auf'm Kieker?» fragte er ganz nebenbei.

«Mann», dachte ich, «wie komme ich bloss hier raus und weg?»

Wie lange wusste der Miesnick das schon? Ich starrte auf den Boden und war nicht fähig, einen Schritt zu tun. Was hätte es auch genutzt abzuhauen. Er wusste, wo ich wohnte, kannte die Niehoff, wusste, wie Mutter aussah und hätte uns alle ans Messer liefern können. Schöne Scheisse!

Rolf sah auf: «Ihr müsst dem doch furchtbar auf die Latschen gestiegen sein. Weisst du, was der mit euch machen lässt?»

Ich hütete mich, auch nur irgendeinen Ton von mir zu geben

«Der lässt deine Leute Tag und Nacht nach Polen rollen, und dort werden sie wie die Wanzen vergast. Die haben da eine ganze Industrie aufgebaut. Eine Menschenverarbeitungsindustrie. Was sagst du dazu?»

«Du spinnst!»

«Dann hör dir mal meinen Vater an, wenn er von so einem Transport zurückkommt. Wie der in die Kissen heult.»

«Das hat er dir erzählt?» fragte ich ganz leise.

«Vielleicht hofft er ja im Stillen, ich zeige ihn an, dann ist er weg vom Fenster und muss das alles nicht mehr mit an-

sehen. In das Lager selbst darf er ja nicht rein, aber ihm reicht's schon, wenn nach der Ankunft die Waggontüren geöffnet werden. Die fallen da nur noch raus. Auch die Leichen. So eingepfercht sind sie da drinnen. Die ersten paar Male ist mein Vater immer hinter die Lok und hat gekotzt. Jetzt kotzt er nicht mehr, aber sie haben ihm Schlafmittel verschrieben. Die nimmt er zu Hause und schreit manchmal die ganze Nacht durch, wenn ich ihn nicht wachrüttle. Und dann kann er gar nicht anders. Er erzählt und erzählt. Ich bin ja der einzige, bei dem er sich's von der Seele reden kann. Und was meinst du, was das für einen Spass macht. Darum macht er alles dicht, wenn er zurück ist, und hört den Engländer. Der will nicht wissen, wo wir wieder was auf die Mütze bekommen haben, den interessiert nur, was die Tommys über die Transporte wissen. Und wenn er dann hört, wie viel sie schon darüber erfahren haben, kriegt er jedesmal einen Weinkrampf. Ich komme mir schon vor wie eine Krankenschwester. Manchmal brülle ich ihn richtig an: «Warum haust du nicht einfach in den Sack und machst krank? Mach auf Schlappschwanz, und sage, deine Nerven machen das nicht mehr mit.' Er sagt dann nur immer: «Das geht nicht, das geht doch nicht. Dann macht's ein anderer. Der wird dann auch so ein Wrack wie ich. Verhindern kann man's nicht. Also muss es der tun, an dem es hängenbleibt.»

Rolf senkte den Kopf: «Mein Vater war mal ein toller Kerl.»

«Das sieht man heute noch.»

Er sah hoch. «Nichts sieht man. Ein Gespenst ist er.» Er sah wieder weg. «Na, wenigstens schreit er nicht mehr bei jeder Gelegenheit ‚Heil Hitler!‘, wenn er zeigen will, dass er ein strammer Nazi ist.»

«Und du?»

«Ich bin ein strammer Nazi. Ich bin der strammste Nazi in ganz Waldesruh.»

Er grünte. «Und was bist du?»

«Ich bin auch ein strammer Nazi. Von mir kannst du noch was lernen.»

Er stand auf. «Willst du jetzt noch was oder nicht?»

«Ich gehe jetzt zu Mutter, und du kannst ja inzwischen Meldung machen. Bei deinem Sparführer!»

«Wenn schon, dann Scharführer, du Itzig!»

Wir sahen uns stumm an, dann kam er auf mich zu und legte mir den Arm um die Schulter. «Das war für den Sparführer. Jetzt hau ab, und bau keinen Scheiss. Von mir erfährt keiner was. Für mich bist du ein hochnäsiger, ausgebombter Westberliner.»

An der Haustür drehte ich mich noch einmal um. «Wann kommt dein Vater zurück?»

«Heute Nacht.»

«Muss er dann gleich wieder weg?»

«Nein, er bleibt ein paar Tage zu Hause. So viele Juden gibt's ja hier auch nicht mehr.»

Wir sahen uns eine ganze Woche nicht. Ich war froh. Meiner Mutter erzählte ich nichts von unserer Unterhaltung. Sie wäre ausgerastet und hätte Waldesruh sofort verlassen.

Aber eine Woche später stand Rolf dann vor der Gartentür. Käthe bat ihn reinzukommen. Er gab allen brav die Hand, machte sogar einen Diener vor meiner Mutter und machte auf die beiden Frauen einen sehr wohlherzogenen Eindruck.

«Fast wie aus Dahlem», dachte ich. «Nur das Hackenzusammenknallen fällt ein bisschen aus der Reihe. Was für ein Heuchler! Rolf Unredlich sollte er heißen.» Mir war so gar nicht klar, was er hier wollte. Vor unserer langen Un-

terhaltung hatte er immer Besuche bei uns vermieden. Ich konnte keine Minute ruhig auf meinem Stuhl sitzen bleiben.

«Wollen wir nicht ein bisschen rausgehen?» fragte ich ihn, als Käthe uns gerade eine Kunstlimonade hinstellte.

«Warum?»

Mutter schien den Jungen ganz gern zu mögen, der da zum ersten Mal vor ihr stand.

«Lass ihn doch erst in Ruhe seine Limonade trinken. Der Nachmittag ist noch lang.»

Ich hätte ihn sonstwohin wünschen können.

«Wenn er uns verpfeifen will, dann soll er nicht so lange warten.»

Ich sprang förmlich von meinem Stuhl hoch, doch ehe ich noch was sagen konnte, teilte er speziell meiner Mutter mit, dass er uns eine Einladung seines Vaters überbringen wolle. Selbstverständlich sei Frau Niehoff auch eingeladen. Es gäbe selbstgebackenen Kuchen und Blümchenkaffee. Ob es den Damen recht wäre.

Die Damen waren entzückt, er trank seine Limonade aus und stand auf.

Nach einer fabelhaft hingeleigten Verabschiedung begleitete ich ihn hinaus. «Du bist der grösste Heuchler, der mir je über den Weg gelaufen ist», begann ich auf der Strasse.

«Es war nicht meine Idee. Mein Vater besteht darauf, deine Mutter kennenzulernen.»

«Und warum glaubst du, dass wir «Itzigs' sind?» Ich benutzte bewusst seinen Ausdruck.

Er winkte ab. «Sei doch nicht so empfindlich. Kleiner Scherz wird doch wohl noch erlaubt sein.»

Ich blieb stehen.

«Ja, ja, es war Scheisse, taktlos und so weiter.»

«Warum glaubst du, dass wir «Itzigs' sind?» beharrte ich.
«Mein Vater hat's mir gesagt.»

Er wurde wütend: «Soll ich dir sagen, was er gesagt hat? «Wen hast du da ins Haus gebracht? Das ist ein Judenjunge, das sehe ich auf den ersten Blick.' Erst habe ich gedacht, er spinnt, aber er blieb stur. Was glaubst du, wen ich da immer nach Polen transportiert habe? Deren Gesichter kenne ich in allen Schattierungen. Aus kleinen, aus grossen Verhältnissen. Irgendwie sehen die sich alle ähnlich. Wenn wir den Zug stoppen mussten, wegen Fliegeralarm oder kaputter Gleise, habe ich denen, unter Umgehung der Begleitmannschaft, oft Wasserflaschen und Schmalzbrote durch die Luftschlitze geschmissen. Und wenn ich ihre Stimmen hörte, wie sie sich bedankten oder sich von innen hochhievt, habe ich fast kotzen müssen. Ich weiss genau, wie die aussehen, sage ich dir. Mir ist zwar nicht klar, wie sie es geschafft haben, hier abzutauchen, aber der Kleene ist Jude. Und die Niehoff müsste wissen, dass ein paar Häuser weiter unser Blockwart sitzt, und der ist ein Obemazi.»

«Ich will wissen, warum er meine Mutter einlädt.» Ich rührte mich immer noch nicht vom Fleck.

«Er will Klartext mit euch reden. Der Oberbonze hat irgendwann bei einem Bierabend eine Bemerkung über die Niehoff fallenlassen. Mein Alter verpfeift euch nicht. Der will euch warnen.»

«Was hat denn der Blockwart gegen die Niehoff?»

«Weiss ich nicht. Mein Vater wird euch das schon verraten.»

Herr Redlich hatte sich feingemacht. Er trug Anzug und Krawatte, bat die beiden Frauen ins Wohnzimmer und stellte gleich einen Riesensandkuchen auf den Tisch. Jetzt

erst konnte ich das Wohnzimmer richtig sehen. Ein geräumiger Raum, sehr hell, mit ziemlich abgenutzten, zusammengewürfelten Möbelstücken. Nichts passte, aber es machte einen blankgeputzten, gemütlichen Eindruck. Dazu kam ein wundervoller, spätwinterlicher Sonnentag, der uns alle in eine fröhliche Stimmung versetzte. Der Tisch war schon gedeckt, und der alte Redlich kam mit einer grossen blechernen Kaffeekanne aus der Küche.

«Möchten die Damen einen kleinen Magenrülpsen, oder geht's gleich ans Gebackene?»

Käthe und Mutter sahen sich an. Dann fingen sie beide an zu lachen. «Kleiner Rülpsen wäre nicht schlecht», antwortete Käthe, «dann ist nachher mehr Platz für Ihren schönen Kuchen.»

«Das ist ja Wodka!» sagte sie, als sie ihr Glas mit einem Schluck geleert hatte, «da hätten Sie uns aber doch warnen müssen, will ich mal meinen.»

Redlich grünte meine Mutter an: «Na, nu trinken Sie ruhig. Das ist kein Gift, das ist polnischer Wodka.»

«Und der hat es in sich», sagte Mutter, als sie genippt und das Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte, «so was trinke ich eigentlich nur, wenn ich was mit dem Magen habe.»

«Wer hat denn heute schon was mit dem Magen? Das bisschen Fett von der Zuteilung macht uns bestimmt keine Sorgen.»

«Na, dann brauchst du auch nicht zu trinken», sagte Käthe und ergriff das Glas meiner Mutter. Wir konnten gar nicht so schnell hingucken, wie der Wodka verschwunden war.

«Donnerwetter, haben Sie einen Zug!» meinte Rolf und sah sie bewundernd an.

Käthe klopfte ihm auf den Rücken. «Ach, weisst du,

wenn du erst mal in meinem Alter bist, hast du auch schon ein paar Schlückchen mehr nötig.» Sie wandte sich an den alten Redlich. «Sie sind doch bei der Bahn, nicht wahr?»

«Ja.»

«Wie kommen Sie denn an diesen fabelhaften Wodka ran?»

«Noch einen Schluck?» fragte Redlich, während er ihr eingoss. «Das ist der letzte Rest vom Schützenfest. Aber auf der nächsten Tour kommt vielleicht wieder was rein.»

«Fahren Sie denn oft in die Richtung?» wollte Mutter wissen.

«Fast nur», erwiderte Redlich und drehte sich jetzt voll meiner Mutter zu. «Fast nur», wiederholte er und sah sie aufmerksam an.

«Wo geht's denn da immer hin?» mischte sich Käthe wieder ein.

«Manchmal bis nach Warschau runter. Da krieg' ich dann auch den Wodka her. Die polnischen Schieber sind ziemlich zuverlässig, aber es werden auch immer weniger.»

«Davon kann ich ein Lied singen», sagte Käthe, «was bei uns im Laden alles geklaut wird. Da lösen sich manchmal ganze LKW-Ladungen in Luft auf.»

«Ja, ja, bei den Polen bleibt auch kein Nagel in der Wand, wenn man denen nicht ständig auf die Finger haut.»

«Hauen Sie mal nicht zu stark, denn den Wodka haben Sie doch auch von denen», sagte Käthe trocken.

«Sie arbeiten doch im Tschechenlager? In Köpenick drüben.»

«Als Köchin.»

«Haben Sie die ganze Küche unter sich?»

«Die ganze Küche.»

«Klauen die auch Lebensmittel?»

«Fast ausschliesslich.»

«Und sie kommen nicht dahinter, wer das sein könnte?»

«Die Tschechen am wenigsten. Die würde man sofort alle machen.»

«Wer dann?»

«Raten Sie mal.»

«Das Wachpersonal?»

«Neugieriger geht's nicht mehr, wie?»

Käthe wurde immer unfreundlicher und Redlich immer eifriger.

«Mir brauchen Sie doch nichts zu erzählen. In Russland lassen die Unseren keinen Stein auf dem anderen. Was nicht mitkann, wird verbrannt. In Polen wird auch jeder Fettfleck ernst genommen.»

«Nun seien Sie mal vorsichtig, Sie wissen ja gar nicht, mit wem Sie reden», warnte Käthe, «Sie wollen doch Ihren netten Jungen nicht zur Waise machen?»

«Ich weiss sehr gut, mit wem ich rede. Ich bin Menschenkenner.»

Der riesige Kerl wurde immer lockerer. Er goss den Frauen Kaffee nach und schüttete sich selbst den letzten Rest aus der Wodkaflasche ein. Tat so, als wolle er die Flasche aus wringen.

Wir wurden auch immer vergnügter. Rolf schien seinen Vater lange nicht mehr so aufgeräumt gesehen zu haben. Er sah ihn ganz glücklich an. Und ich musste über ihn lachen. Nur Mutter blieb ernst. Sie verzog keine Miene, aber sie war hellwach.

«Wir von der Reichsbahn wissen doch, wo man noch hinkann. Früher bin ich bis nach Charkow runter. Heute ist hinter der polnisch-russischen Grenze schon Schluss.»

Er trank seinen Wodka sehr vorsichtig und schien ihn immer noch etwas im Munde umzuwälzen.

«In jedem Krieg geht's mal vorwärts und mal rückwärts. Nun geht's eben mal 'ne Weile rückwärts. Deshalb muss man doch nicht gleich den Mut verlieren. So dürfen wir Deutsche doch nicht denken», sagte Käthe.

Redlich starrte die beiden Frauen mit seinen müden Augen an. «Die Russen sind doch stärker, als wir ursprünglich angenommen hatten. Die haben Menschenmaterial ohne Ende», sagte er in seiner trägen Art. «Mit dem Reservoir können die noch zwanzig Jahre Krieg führen. Wir nicht.»

«Naja», unterbrach ihn Käthe, «irgendwann bluten die auch aus. Trinken Sie nicht soviel, dann sehen Sie auch nicht ganz so schwarz.»

Der alte Redlich schaute immer finsterer und hatte meine Mutter im Visier. «Irgendwer siegt immer», sagte er langsam. «Heute ich, morgen du. Solange die die Juden auf ihrer Seite behalten, sind wir doch am Ende immer in den Arsch gekniffen.»

Plötzlich schwiegen wir alle. Nach einer Weile fuhr Redlich fort: «Ihre Tschechen sollen da ganz schön mit Lebensmitteln rumschieben, und man hört auch, dass die das gar nicht könnten, wenn von deutscher Seite nicht ein Auge zgedrückt würde.»

Käthe blieb fröhlich: «Wenn Ihnen so was zu Ohren kommt, sollten Sie das aber lieber anzeigen, statt es mir zu erzählen. Ich bin da ja so etwas wie der Küchenchef.»

«Ich zeige keine Leute an! Ich habe noch nie jemanden angezeigt. Aber ich kann das ja mal weitergeben.»

«Machen Sie damit, was Sie wollen. Haben Sie uns eingeladen, weil Sie uns warnen wollen?»

«Vielleicht.»

Käthe stand auf. «Dann danke ich Ihnen aber sehr. Zu Ihrer Beruhigung möchte ich Ihnen aber doch sagen, dass

in meiner Küche nichts verschoben wird. Und wenn ich mal ein Auge zudrücke, weil ein notleidender Mensch gerade einmal mehr braucht als die anderen, dann zweige ich das ab. Bei mir kommt keiner zu kurz. Kein Tscheche und kein Deutscher. Zerschneiden Sie sich nicht meinen Kopf. Ich lade Sie gerne mal zu mir ins Lager ein, da können Sie dann mit den wachhabenden SS-Leuten darüber diskutieren, die sind bestens unterrichtet, was im Lager so alles los ist. Eine Tasse Kaffee gibt's übrigens auch immer bei mir. Und Kuchen. Von meinen Tschechen. Selbstgebacken. Erstklassige Konditoren, sage ich Ihnen. Da fühlen Sie sich wie in Friedenszeiten. Sie können ja Ihren Sohn losschicken, wenn Sie Lust darauf haben.»

Damit war der Besuch beendet.

Rolf liess sich nicht mehr sehen. Wann immer ich auf die Strasse ging, traf ich alle möglichen Kinder, aber nie war Rolf darunter. Einmal stand ich sogar vor seinem Haus. Es sah ganz verlassen aus.

«Die sind verreist», dachte ich. «Die wollten von den Bomben weg», erzählte ich dann auch den Frauen.

Aber die liessen sich nicht beruhigen. Als Hotze bei seinem nächsten Besuch von der Unterredung erfuhr, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht. Er liess sich die Unterhaltung drei-, viermal wiederholen, fragte nach Einzelheiten, nach dem Gesichtsausdruck des alten Redlich, erkundigte sich auch immer wieder, ob er bei bestimmten Sätzen Mutter besonders fixiert hätte, und sprach am Ende den Verdacht aus, dass er im Grunde nur Mutter gemeint haben könnte. Die Unregelmässigkeiten im Tschechenlager werde er wohl nur vorgeschoben haben, die Einladung habe sicher nur Mutter und mir gegolten.

«Das war eine Warnung durch die Blume. Ich weiss zwar

nicht, woher der seine Weisheiten nimmt, aber man sollte sie ernst nehmen, Frau Niehoff. Und wenn man Sie auf dem Kieker hat, interessiert man sich logischerweise auch für Ihre Umgebung.»

Käthe liess sich nicht nervös machen. Im Gegenteil, sie arrangierte eine grosse Kaffeetafel in ihrer Küchenbaracke. Anlass war ihr Geburtstag, und Erna kam extra angereist. Aus Paris, glaube ich. Sie brachte eine ganze Ladung französischen Cognac mit und schmückte damit den Geburtstagstisch.

Der Lagerleiter, ein ziemlich hoher SS-Bonze, hatte das Kopfende des Tisches eingenommen, stand kerzengerade, mit dem Cognac in der Hand, und brachte einen Toast auf die Niehoff-Schwestern aus. Redlich und Rolf, die auch eingeladen und seltsamerweise sogar erschienen waren, sahen dem Ganzen fasziniert zu.

«Liebe Käthe Niehoff, Sie sind ein As in der Küchenbranche. Die Ortsgruppe Köpenick hat bereits vorgeschlagen, hier im Lager eine Kantine für verdiente Parteigenossen einzurichten und die Arbeit der Fremdarbeiter zu übernehmen.»

Käthe lachte. «Das könnte denen so passen. Da ginge doch kein Stück Holz mehr über die Sägebänke.»

Der SS-Offizier liess sich nicht irritieren. Er nahm einen Schluck aus seinem Glas und sprach weiter: «Im Ernst, Käthe, wir sind wirklich daran interessiert, Sie in unser Ausbildungslager nach Guben zu versetzen. Unsere Jungen werden dort weitaus schlechter verköstigt als diese Fremdarbeiter hier. Und ich denke doch, dass sie ein besseres Los verdient haben. Schliesslich werden sie die neue Generation sein, die unser Vaterland gegen die russische Dampfwalze verteidigen und mithelfen wird, unseren schwererkämpften Endsieg zu erringen. Also Käthe, den-

ken Sie darüber nach, und lassen Sie uns nicht zu lange auf Ihre Entscheidung warten!» Dann wandte er sich an Erna. «Und Sie, als Parteigenossin und NSV-Mitglied, bitte ich in unser aller Interesse, auf Ihre Schwester einzuwirken. Möge sie ihre Koch- und Organisationstalente lohnender einsetzen als bisher. Ich trinke auf das Wohl des Geburtstagskindes.» Damit setzte er sich.

Alle führten ihre Gläser zum Mund, und unser Redner verwickelte meine Mutter sofort in ein Gespräch. Sie sass an der einen Seite des Tisches, Käthe an der anderen Seite, und damit hatten sie den Offizier zwischen sich. Neben Käthe sass ihre Schwester Erna, und ich wiederum sass an Mutters Seite. Ich linste zu Rolf hinüber, der ziemlich weit hinten, fast am anderen Ende des Tisches, neben seinem Vater sass, aber er starrte nur vor sich auf den Tisch und würdigte mich keines Blickes.

«Wenn die beiden jetzt ausflippen, dann gibt das einen Riesenaufruhr», dachte ich.

Der alte Redlich hatte sich richtig rausgeputzt. Mit Sonntagsanzug und angeklatschten Haaren sah er fast schneie aus, und Rolf, in voller HJ-Uniform, konnte einem beinahe Respekt einflößen.

«Was sagen Sie denn dazu?» hörte ich den Offizier meine Mutter fragen.

«Wozu?» fragte meine Mutter scheinbar ahnungslos zurück.

«Käthe könnte die Mutter einer Elitetruppe werden, mit allem Drum und Dran. Hier bekocht sie doch nur unsere potentiellen Feinde. Was meinen Sie, was die mit uns machen würden, wenn die könnten, wie sie wollten?»

«O ja, das kann ich mir sehr gut vorstellen.»

«Sehen Sie, und für dieses Gesocks soll unsere Perle sich abschinden. Denen liefern wir ihre Kohlköpfe und Kartoff-

fein, und dann sollen sie aus ihren eigenen Reihen einen Koch rekrutieren.»

«Na, ein bisschen Schweinernes könnte hin und wieder auch dabei sein, finden Sie nicht?»

«Aus der Tschechei angeliefert. Klar! Warum nicht?» Er lachte und prostete meiner Mutter zu. Nahm gar nicht mehr wahr, dass Mutter ihr Glas stehenliess.

Ich beobachtete die Schwestern Niehoff. Sie sassenzengerade auf ihren Stühlen und starrten meine Mutter an.

«Käthe», wandte er sich jetzt den Schwestern zu, «Ihre Freundin ist ganz meiner Meinung. Geben Sie sich einen Ruck, und lassen Sie das Ganze hier sausen. Früher oder später ziehen wir hier ja doch das deutsche Personal ab, und dann gibt's von unserer Seite nur noch die Wachmannschaften.»

«Die müssen aber auch verköstigt werden», mischte sich Mutter wieder ein, «denen werden Sie doch nicht irgend so einen tschechischen Dilettanten vor die Nase setzen!»

«Die Tschechen sind bekannt für ihre gute Küche», sagte Erna, «fast jeder Tscheche kann kochen.»

«Auch Holzarbeiter?» fragte Mutter. Was hatte sie bloss auf einmal? Ihre Augen schienen vor Bosheit richtig zu glitzern. Konnte sie Erna immer noch nicht ausstehen?

«Na, wenn das so ist, dann gibt's doch überhaupt nichts mehr, was Sie hier noch hält, Käthe», versuchte der Bonze zu schlichten. «Die Tschechen können sich selbst versorgen, Sie sind nicht mehr unabhkömmlich und können sich in Ruhe unseren Jungs widmen.»

Erna verbiss sich immer mehr. «Die Tschechen können zwar kochen, aber organisieren kann nur Käthe. Sie schafft es immer wieder, die Arbeiter so zu ernähren, dass sie bei Kräften bleiben und ihre schwere Arbeit leisten können.»

«Und Sie meinen, unsre Jungens von der Waffen-SS brauchen diese Art Versorgung nicht?» Der Bonze war ziemlich laut geworden, und alle Leutseligkeit war wie weggeblasen.

«Ich meine, dass diese Arbeiter ja schliesslich für uns arbeiten. Sonst hätten wir sie ja nicht hierhergeholt. Und dass diese Arbeit kein Zuckerschlecken ist, werden Sie ja wohl auch wissen. Ohne eine einigermaßen anständige Ernährung könnten wir sie uns wirklich sparen.»

«Damit Sie in ihrer Tschechei rumsitzen und Partisanenorganisationen gegen uns aufbauen? Haben Sie den Fall Heydrich schon vergessen, Frau Parteigenossin?» Seine plötzliche miese Laune liess ihn immer lauter werden.

Längst hatten alle Gäste aufgehört zu essen oder sich zu unterhalten. Rolf schaute mich voll an und deutete mit dem Kopf zu Erna hin, als wolle er fragen: «Wer ist denn die?»

Mutter legte dem Bonzen die Hand auf den Arm: «Es ist doch klar, wem hier die Priorität zukommt, und das weiss Erna doch auch. Sie will ja bloss, dass die Heimatfront nicht zu kurz kommt und dass die Wehrmacht draussen sich keine Sorgen zu machen braucht. Was die Tschechen hier treiben, ist ja ausschliesslich Männerarbeit. Oder meinen Sie, Frauen könnten so was auch? Schwere Holzstämme tragen, Bretter zurechtschneiden? Ich habe einmal zugesehen, wie vier Männer so einen Stamm auf die Sägebank hievt. Die haben vielleicht gekeucht! Das hätten Sie hören müssen.» Ihre Hand lag immer noch auf seinem Arm. «Sehen Sie sich meine Hand an. Glauben Sie, ich könnte das auch?» Mutter hatte wieder einmal eine ihrer grossen Stunden, und der Bonze knickte richtig ein.

«Aber die sollen ja Weiterarbeiten», sagte er. «Ich will ja nur, dass die Käthe Niehoff ihre Talente nicht weiter für

diese Kanaken vergeudet. Und dass die hier arbeiten, und zwar mit Volldampf, das lassen Sie sich gesagt sein.»

«Das ist aber auch kein Pappenstiel, was Sie hier so täglich am Hut haben, oder?»

«Kann man sagen.»

«Und da wollen Sie trotzdem auf Käthe verzichten und sie nach Guben schicken? Das finde ich ja geradezu heldenhaft!» Mutter hatte immer noch ihre Hand auf seinem Arm: «Oder haben Sie eine Frau zu Hause und sind auf Käthes Kochkünste gar nicht angewiesen?»

«Ich bin nicht verheiratet», protestierte der Bonze und liess kein Auge von meiner Mutter.

«Vielleicht schmeckt ihm mein Futter ja gar nicht, und er will mich nur loswerden», mischte jetzt auch noch Käthe mit.

«Habe ich Ihnen nicht immer wieder versichert, wie unerreicht Ihr Eintopf ist? Und Ihre Koteletts? Und die Bratkartoffeln? Und der Kaffee? Das Rezept für die Bratkartoffeln wollten Sie mir übrigens immer mal aufschreiben.»

«Mach' ich», antwortete Käthe, «Sie kriegen das Rezept, und dafür lassen Sie mich hier in meiner Küche sitzen. Sehen Sie mal, mit meinem Motorrad bin ich in einer knappen Viertelstunde in meiner Hütte und kann die Beine lang machen. Das braucht 'ne olle Frau wie ich nun mal. Da gibt's doch Leute, die kochen wie die Weltmeister und haben sogar Fronterfahrung. Und wenn Sie 'ne echte Mutter wollen, da kenne ich aber Dutzende, die sich die Finger nach diesem Job ablecken würden.»

Mutter hatte immer noch ihre Hand auf seinem Arm.

«Ich wusste gar nicht, dass Sie so gerne hier sind.» Er klang schon viel unaufgeregter. Dann wandte er sich an Mutter: «Sie können doch sicher auch kochen?»

«Den Frass würde ich nicht mal meinem schlimmsten Feind zumuten, und Ihnen schon gar nicht.»

«Wer ist denn Ihr schlimmster Feind?»

«Das wissen Sie doch.»

«Nein, das weiss ich nicht.»

«Na, mit wem schlagen wir uns denn seit Jahren rum?»

«Mit allen», sagte der Bonze und fing an zu lachen.

«Für mich sind es die Anglo-Amerikaner», sagte Mutter.

«Wieso denn die?»

Er schien wirklich verblüfft zu sein.

«Weil die unsere Städte kaputttschmeissen. Weil wir fast keine Nacht mehr Ruhe haben. Und jetzt kommen sie sogar schon am Tag!»

«Ich will Ihnen mal was sagen», er tätschelte Mutters Hand, «die Schlimmsten sind die Roten. Die Anglo-Amerikaner sind immerhin germanischer Abstammung. Das sind echte Verwandte von uns, wissen Sie. Feindliche Brüder. Das kriegt der Führer schon hin. Wenn wir mit den Roten erst mal fertig sind, beruhigt der sich schon wieder. Und hinterher gibt's 'ne riesige Friedensfeier mit denen, weil wir sie ja vor der bolschewistischen Pest bewahrt haben.»

«Vor der jüdisch-bolschewistischen Pest», verbesserte Erna Niehoff und sah Mutter an.

«Vor der jüdisch-bolschewistischen Pest, richtig», wiederholte der Bonze. «Wenn wir die geknackt haben, brauchen wir uns um alles andere keine Sorgen mehr zu machen. Und wir werden sie knacken, darauf können Sie sich verlassen.»

«Wir werden sie knacken», wiederholte meine Mutter und schob ihren Unterkiefer vor, «wir werden sie knacken.»

Der Bonze war ganz begeistert von ihr: «Es ist schön, dass Sie so bedingungslos an unseren Sieg glauben», sagte er.

«Ja.» Mutter schien fast zu träumen. «Ich glaube an unseren Sieg. Bedingungslos.»

«Mit solchen Frauen im Rücken kann uns ja gar nichts passieren.»

Er stand auf und hob sein Glas. «Auf unseren Endsieg!» rief er.

Mutter stand neben ihm, hatte ebenfalls ihr Glas in der Hand und schrie fast: «Auf unseren Endsieg!» Sie goss den ganzen Cognac in sich hinein, und ich dachte: «Gleich fängt sie an zu husten. Gleich kriegt sie einen ihrer berüchtigten Hustenanfälle und fängt zwischendrin furchtbar an zu lachen.» Aber sie schluckte, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann knallte sie ihr Glas auf den Tisch und setzte sich wieder hin.

Alle hatten sie angestarrt. Der alte Redlich war aufgesprungen, hielt auch ein Glas in der Hand, stand noch eine Weile, trank nicht, sagte nichts und setzte sich langsam wieder hin.

«Fabelhaft», dachte ich, «Mutter ist die Grösste!»

Ich sah mich um und sah in das verblüffte Gesicht von Erna, sah die pure Bewunderung in den Augen von Käthe und suchte Rolfs Blick. Er hing an meiner Mutter, liess kein Auge von ihr. Selbst als die Hälfte der Tischgesellschaft schon verschwunden war, sass er immer noch da und starrte meine Mutter an. Er sah fast dämlich aus in seiner Anbetung.

Käthe musste von dem Tag an damit rechnen, einberufen zu werden. Mutter, Käthe und Erna sprachen noch in derselben Nacht darüber. Erna war sich fast sicher, dass es

schon bald geschehen würde. Aber seltsamerweise pasierte erst einmal nichts.

Erna und Mutter waren sich immer noch nicht grün, aber sie hatten seit dieser Geburtstagsfeier grossen Respekt voreinander. Käthe versuchte Mutter davon zu überzeugen, dass sie auch dann in Waldesruh bleiben könne, wenn sie nach Guben müsste, aber Mutter hatte ihre Zweifel und Hotze, nachdem er davon erfahren hatte, auch.

Aus irgendeinem Grund, an den ich mich heute nicht mehr erinnern kann, hatte er, für uns völlig unerwartet, seine Vorbehalte aufgegeben, uns in seinem Haus unterzubringen. Fühlte er sich sicherer? Unbeobachteter? Oder hatten ihn die immer näher kommenden Russen ermutigt? Jedenfalls drängte er uns, Waldesruh zu verlassen, und hatte es immer eiliger, uns zu sich zu holen. «Diese Mau-schelei mit Lebensmitteln gefällt mir nicht. Die Niehoff landet eines Tages noch im Knast, wenn ihr nicht sogar Schlimmeres bevorsteht. Und wenn der ganze Spuk vorbei ist, können die befreiten Tschechen sie noch für diese Schieberei verantwortlich machen. Denn das sind doch ohne Zweifel Nahrungsmittel, die für die Lagerinsassen bereitgestellt wurden. Und damit sah es ja ohnehin nicht sehr dicke aus. Also, packt euer Zeug zusammen, und lasst uns nicht zu lange warten. Meine Frau und meine Schwägerin freuen sich schon auf euch. Ausserdem kann es durchaus sein, dass wir alle mit hineingezogen werden, wenn die Niehoff auffliegt. Nicht nur ihr!»

Ich dachte an das viele Butterschmalz, das er manchmal gleich eimerweise abgeschleppt hatte. Immer wieder hatte er Käthe um das Fett gebeten. Auch um echten Bohnenkaffee, den Käthe auf dem schwarzen Markt gegen Butterschmalz und Margarine eingetauscht hatte.

«Erst abzocken und dann verschwinden, wenn es

brenzlich wird», dachte ich, «das ist vielleicht 'ne Nummer, dieser Hotzel!»

Trotzdem hatte ich ihn gern. Seine aufgeplusterte Sprechweise und sein Pfarrerston sollten vielleicht deutlich machen, wie überlegen er sich fühlte. Mutter konnte sich heimlich ausschütten, während sie ihm zuhörte. Manchmal zwinkerten wir uns zu, wenn er sich gerade wieder um eine besonders anspruchsvolle Formulierung bemühte. Lachen konnten wir aber erst nachher, wenn wir allein waren. Käthe war verliebt in ihn. Für sie war er Gottvater. Es fehlte nur noch, dass sie mit gefalteten Händen dasass, wenn er erzählte. Wenn sie gewusst hätte, wie er über sie dachte und sprach!

An irgendeinem Wochenende kam Käthe nicht nach Hause. Das war noch nie passiert. Mutter wurde immer ruheloser, schlief zwei Nächte lang nicht, obwohl es keinen Alarm gegeben hatte, zog mich plötzlich an, nachdem sie sich strassenfertig gemacht hatte, und wollte mitten in der Nacht «Spazierengehen».

In der nächsten Nacht, der Nacht von Sonntag auf Montag, näherten wir uns dem Haus erst wieder gegen Morgengrauen, schauten uns vorsichtig um, inspizierten dann die Gartentür, die nur angelehnt sein durfte, und verschwanden dann im Haus.

Wir müssen bis zum späten Nachmittag durchgeschlafen haben. Käthe hatte meine Mutter aufgeweckt, und ich wurde wach, als ich die beiden Frauen miteinander flüstern hörte. Ich sass auf meinem Bett, war hellwach, und die Frauen starrten mich an.

Käthe hatte ganz eingefallene Wangen. Hatte ich das bisher nie bemerkt? Jetzt sah sie wirklich aus wie ihre eigene Oma. Ihre Augen waren ganz durchsichtig. «Gleich kann ich ihr ins Gehirn sehen», dachte ich.

«Wir müssen unsere Sachen packen», sagte Mutter ganz ruhig und legte einen Arm um Käthes Schultern. Käthe liefen jetzt die Tränen runter, und sie versuchte, sie an Mutters Ärmel abzuwischen, drehte sich dann weg und schüttelte sich.

Ich hatte noch nie ein stummes Weinen mit einer solchen Lautstärke gehört. Mutter drückte Käthe ganz fest an sich, und wir blieben einfach so. Eine ganze Weile. Als sich Käthe aufrichtete, war sie wieder ganz die alte. Nur ihre Augen hatten noch diese gläserne Durchsichtigkeit.

«Wir müssen Hotze informieren. Ihr solltet zu ihm nach Kaulsdorf. Ich lasse ihn gerade durch meinen tschechischen Küchenjungen verständigen. Bei mir darf er sich nicht mehr blicken lassen. Vielleicht könnt ihr mit der Bahn bis Kaulsdorf fahren, und dort kann euch seine Frau oder seine Schwägerin abholen.»

Ich traute mich nicht zu fragen, was passiert war, tat es dann aber doch.

«Erna ist verhaftet worden. Irgendwo in Ostpreussen, bei Gumbinnen. Eine Kollegin hat mir die Nachricht zukommen lassen. Man hat sie richtig wegschleppen müssen, und sie scheint dabei furchtbar Keile bezogen zu haben.»

Mir war gleich kotzübel. Ich stellte mir Erna mit eingeschlagener Nase und blutigen Lippen vor. Das Bild war schon da, während Käthe noch erzählte.

«Wenn ich jetzt weinen könnte», dachte ich, «wenn ich jetzt weinen könnte!» – «Was hat sie denn verbochen?» fragte ich stattdessen.

Käthe sah mich lange an. «Was sie verbochen hat? Das gleiche wahrscheinlich, was sie euret wegen verbochen hat.»

Ihre Stimme fing wieder an zu kippen: «Vielleicht woll-

te sie ja nur irgendwen oder irgendwas rausschmuggeln und war wieder mal so unvorsichtig wie mit euch.»

Ich verstand nicht, und sie zog mich zu sich heran.

«Ihr hättet ja zum Beispiel auch Gestapoagenten sein können. Dann wäre ich auch mit dran gewesen.»

«Aber ich kam doch von der Schwedischen Botschaft», protestierte ich. «Sie hat mich verhört wie einer von der Gestapo. Sie hat mich wirklich zum Heulen gebracht. Sie war überhaupt nicht unvorsichtig, glaub mir. Die muss einer angezeigt haben. Irgend so ein altes, gemeines, widerliches Arschloch, das sie bestimmt schon eine ganze Weile auf dem Kieker hatte.»

«He, he, nun beruhige dich mal.»

Sie stand auf und umarmte mich. Ich zitterte vor Wut und war anscheinend immer lauter geworden, je mehr mir bewusst wurde, wie hilflos ich war.

Käthe klopfte mir auf den Rücken. «Weisst du», sagte sie, «wir leben hier schon seit Jahren in einer verkehrten Welt. Wenn man ein Verbrecher sein will, braucht man nur gut christlich zu denken, schon landet man im KZ. Und wenn man gar so handelt, wie meine Schwester es getan hat, geschieht ganz sicher was Schlimmeres mit einem. Sofern man sich erwischen lässt. Jetzt muss ich erst mal rausbekommen, wo sie hingebracht worden ist, und dazu brauche ich einen freien Rücken. Verstehst du das? Ihr müsst also erst mal von hier verschwinden», fügte sie grob hinzu und stiess mich fast weg. Dann wandte sie sich an Mutter: «Packt eure Sachen zusammen, und dann marschiert ihr nach Mahlsdorf-Süd. Dort steigt ihr in die S-Bahn und fahrt eine Station Richtung Stadt. Bis zur Station Kaulsdorf. Und wenn ihr Glück habt, erwartet euch jemand von der Hotzefamilie.»

Es war ein ziemlich herber Abschied und ein verdammt

langer Marsch zum Bahnhof Mahlsdorf mit unseren Taschen. Käthe hatte uns noch allerhand Lebensmittel hineingestopft, und ich wünschte, sie hätte es nicht getan.

Ich fühlte meine Arme gar nicht mehr, als wir endlich am Bahnhof ankamen. Als ich in meine Jackentasche griff, hatte ich ein kleines Päckchen Geldscheine in der Hand und zeigte es meiner Mutter.

«Eine fabelhafte Person», sagte sie, «ein Mensch.»

In Kaulsdorf kam sofort Martchen auf uns zu. Sie war Hotzes Schwägerin und hiess mit vollem Namen Martha Schewe.

«Fein, dass ihr da seid», begrüßte sie uns wie ganz alte Freunde. Und dabei sah sie uns mit strahlenden blauen Augen an.

«Mein Gott, hat die eine lange Nase», dachte ich.

«Vielleicht lebt sie deshalb bei ihrem Schwager», habe ich mir später überlegt, «wer will schon sein Leben zusammen mit einer solchen Riesennase verbringen?»

Und noch ein bisschen später wusste ich, dass kein Mann eine bessere Frau hätte finden können.

Wir liefen den langen Weg vom Bahnhof Kaulsdorf nach Kaulsdorf-Süd und kamen in einen typischen Ostberliner Vorort. Kleine Wochenendhäuser in Holzbauweise wechselten mit Steinbauten, die fast schon nach Villen aussahen. Auch hier war, wie in Waldesruh, noch keine einzige Bombe gefallen. Es schien alles ganz friedlich zu sein.

Martchen, die mir zum Schluss die Tasche abgenommen hatte, öffnete uns eine hölzerne Gartentür, und wir betraten ein grosses Grundstück. Das Haus war ein ziemlich niedriger, mit einem oberen Stockwerk versehener Steinbau.

Wir traten an seiner linken Seite durch eine fast schäbige dicke Holztür ein. Frau Hotze, die ihrer Schwester ganz unähnlich war, kam uns sofort entgegengeläufen.

Der Flur war so dunkel, dass man gar nicht wahrnehmen konnte, woher sie so schnell auftauchte. Sie umarmte uns ganz locker und führte uns in eine grosse Wohnküche, nachdem wir unser Gepäck abgestellt hatten. Der Boden in der Küche, ganz mit Linoleum ausgelegt, hatte in der Mitte ein ausgeschnittenes Viereck, das mit einem eingelegten Griff ausgestattet war.

«Du kannst ruhig drüberlaufen», sagte Frau Hotze zu mir, «da bricht nichts ein. Da drunter ist unser Vorratskeller. Kommt, setzt euch. Es gibt gleich was zu essen. Du magst doch dicke Bohnen und Kartoffeln?» fragte sie mich.

Sie hatte die gleichen blauen Augen wie ihre Schwester, aber nicht so strahlend. Und ihre Nase hatte auch nicht diese fabelhafte Überlänge. Sie war einfach die Normalausgabe. Hotze hat sie sicher für hübscher gehalten.

Selten hat mir ein Essen so gut geschmeckt wie diese dicken Bohnen mit den Kartoffeln, die wir zusätzlich salzten und mit einem Stück Butter assen. Wahrscheinlich aus dem Vorrat, den Hotze von Käthe ergattert hatte. Ich hätte mir zu gern nach dem Essen den Garten angeschaut. Auf den ersten Blick sah er wie ein riesiger Gemüsegarten aus, aber Frau Hotze machte mir sofort klar, dass die Besichtigung von Garten und Haus erst am Abend stattfinden könne, da die Führung (sie sagte wirklich Führung!) ausschliesslich ihrem Mann Karl vorbehalten sei und er auch die nötigen Instruktionen geben könne, wie man sich hier im Haus zu verhalten habe.

Manchen Schewe unterbrach ihre Schwester und bedeutete uns, dass wir das nicht so ernst nehmen sollten.

Schliesslich hätten wir genügend Zeit gehabt, uns an unsere Ausnahmesituation zu gewöhnen. Dann schaute sie ihre Schwester mit einem begütigenden Lächeln an. Frau Hotze biss sich auf die Lippen und fragte, ob jemand eine Tasse Bohnenkaffee wolle. Sie jedenfalls würde sich jetzt einen kochen.

Und dann kam Hotze nach Hause. Wie immer setzte er sein wichtiges Gesicht auf und startete fast schon im Hereinkommen die Führung durch Haus und Garten. Bei starker Dämmerung zeigte er uns die verschiedenen Gemüsesorten, die er eigenhändig angepflanzt hatte. Immer wieder betonte er, welch mühevollen Arbeit dahintersteckte, und bat uns im gleichen Atemzug, nichts davon selbständig auszurupfen. Er würde das fachmännisch organisieren, so dass immer wieder frisches Gemüse zur Verfügung stünde.

Dann begann er seine Hausführung. Fing noch einmal mit der Küche an, öffnete die Kellerklappe und liess uns alle die steile Stiege hinuntersteigen. «Das ist das Reich meiner Frau», erklärte er. «Was hier herumsteht, unterliegt ihrem Kommando.»

Er lächelte ernst und liess uns die langen Reihen Marmeladengläser betrachten. Die eingeweckten Obst- und Gemüsegläser, die Kartoffelsäcke. Weisskohl und Kohlrüben waren säuberlich auf untergelegten Säcken am Boden ausgebreitet. Nur Nudeln sah ich nicht. Ich ass so gern Nudeln, aber ich konnte einfach keine sehen.

Hotze, der oben geblieben war, bat uns, wieder hinaufzuklettern, und führte uns, die wir bisher nur die Küche kannten, ins Wohnzimmer. Ein grosser Raum, der völlig mit Möbeln zugebaut war. Überall hingen Häkeldeckchen herunter. Es gab auch einen runden Tisch, ein samtüberzogenes Kanapee, dazu Stühle ähnlicher Bauweise, eine

sehr lange Kredenz, auf der ein grosses Radio stand, und an der Stirnseite des Raumes noch ein riesiges Sofa, zwei kleine Tischchen, einen Ohrensessel und einen Hocker. Alles war in tiefbraunem Holz und hellbraunem Samt gehalten. Man musste sich durchwinden, um an die jeweils angestrebten Möbel zu gelangen.

Das Haus war grösser, als man von aussen vermutet hätte. Im Erdgeschoss gab es noch drei Zimmer, die wir aber nie zu sehen bekamen, und ein Badezimmer mit Toilette.

«Hier wirst du jede Woche einmal geschrubbt», wandte er sich in seiner fröhlichen Art an mich, «oben gibt es nämlich nur ein Badezimmer mit Toilette und Waschbecken.» Er sah meine Mutter an, aber die schien alles gemütlich zu finden, was sie auch sagte, als wir wieder im Wohnzimmer angelangt waren.

Vorher zeigte uns Hotze aber noch das Dachgeschoss. Wir stiegen eine schmale Treppe hoch und standen direkt mitten in einem kleinen Zimmer. Von diesem ging eine Tür ins nächste, etwas grössere Zimmer mit anschliessender Toilette. Beide Zimmer hatten Fenster, die auf das Nachbargrundstück sahen.

«Hier müssen wir vorsichtig sein», sagte Hotze und zog mich, der ich neugierig zum Fenster lief, sofort zurück. «Der Nachbar ist ein Nazi. Wir haben zwar keinen Kontakt, aber ich glaube, dass er meine Vergangenheit kennt. Wie auch immer, er darf euch nur so wenig wie möglich sehen. Am besten gar nicht. Es gibt hier Verdunkelungsrollen. Die dürft ihr aber erst gegen Abend herunterziehen. Am Tage müssen sie oben bleiben. Es fällt sofort auf, wenn die Verdunkelung den ganzen Tag herunterhängt.»

«Aber jetzt könnte er uns doch auch sehen», sagte ich.

«Nur, wenn du nahe ans Fenster kommst. Und selbst wenn er uns jetzt beobachtet, ich darf doch Besuch haben.»

Ich schaute zum anderen Haus hinüber. Dort waren die Gardinen zugezogen, und es schien sich nichts zu bewegen.

«Am besten haltet ihr euch im Zimmer der Mama auf. Dort ist der Einsichtswinkel ungünstiger für die da drüben. Ausserdem gibt es ja auch bei uns Gardinen. Die müssen nach dem Lüften immer zugezogen bleiben.» Er sah seine Frau an und legte seinen Arm um ihre Schultern.

«Ich hab's vergessen. Tut mir leid», sagte sie. Rasch machte sie sich los und zog die Gardinen zu.

«Im vorderen Zimmer wirst ja wohl du schlafen. Als Kavalier überlässt man natürlich das mit der Waschgelegenheit der Dame.» Hotze betrachtete mich amüsiert, und ich hätte ihm eine langen wollen. Die Räume waren im Gegensatz zu unten ganz hell und sparsam eingerichtet. Es gab Bett, Tisch, Stuhl, Schrank – Mutter hatte zwei Stühle und alles wirkte wie selbstgezimmert. Dann war alles weiss angestrichen worden. Auch an den teilweise sichtbaren, verhärteten Farbtropfen konnte man den Eigenbau vermuten. Ich mochte die Zimmer.

«Ja», sagte Hotze und bat damit wieder um Aufmerksamkeit, «wenn ihr also den Raum durchqueren müsst, wäre es angebracht, es nicht zu nahe am Fenster zu tun oder, wenn es sich nicht vermeiden lässt, gebückt, also unter dem Fenstersims, durchzugehen. Vielleicht wäre es praktisch, sich das von vornherein anzugewöhnen. Ich kann die Neugier unserer Nachbarn nicht genau einschätzen, und gegen einen Feldstecher sind selbst die Gardinen kein verlässlicher Schutz. Ausserdem ist das Abtauchen auch gleichzeitig eine sportliche Betätigung, nicht wahr?» Er tätschelte meinen Kopf. «Auf die Strasse wirst du nicht dürfen. Hier liegt alles so eng beieinander. Man weiss nie, wen die Nachbarn so alles bei sich haben, und sie selbst

scheinen ja auch nicht alle ganz «koscher» zu sein. So sagt ihr doch dazu, nicht wahr?»

Mutter nickte und zog ebenfalls ein fröhliches Gesicht. «Wir werden in der Nacht bei offenem Fenster im Dunkeln Kniebeugen machen, und am Tag üben wir das Kriechen unter dem Fensterbrett.»

Hotze wusste nicht genau, ob er jetzt veräppelt wurde, blieb aber sachlich und meinte nur noch abschliessend, dass das Öffnen und Schliessen der Fenster entweder seiner Frau oder Martchen vorbehalten bleiben müsse.

Manchmal spüre ich heute noch einen Zwang, unter einem Fenster durchzutauchen, wenn es ein besonders heller und freundlicher Raum ist.

Martchen beruhigte uns später ein bisschen und sagte, dass alles nicht so heiss gegessen wie gekocht würde, aber wir bekamen doch mit der Zeit einen ziemlich krummen Rücken. Mutter noch mehr als ich. Ich war kleiner. Aus Vorsicht gingen wir auch krumm, wenn wir nicht am Fenster vorbeimussten.

Mutter versuchte diese Gehweise mit Bodenturnen auszugleichen und hielt mich auch dazu an, aber ihre Schmerzen schienen trotzdem ziemlich stark zu sein. Ich merkte es ihr besonders an, wenn sie vom Stuhl aufstand.

Martchen nahm uns oft mit ins Wohnzimmer hinunter. Dort gab es dicke Gardinen und Sonnenstores, die man zuziehen konnte, ohne dass es von draussen besonders auffiel.

Frau Hotze machte es eine ungewöhnliche Freude, mit Mutter über Politik zu diskutieren. Fast jeden Abend holte sie uns in die gute Stube. Mir kredenzte sie selbstgemachte Limonade, und Mutter bekam ein kleines Glas vom ebenfalls selbstgemachten Eierlikör.

Frau Hotze fragte sie, ob sie denn nie politisch organisiert gewesen sei, und Mutter antwortete vorsichtig, während sie an ihrem Likör nippte, dass sie dazu ja gar keine Zeit gehabt hätte: «Wenn man einen kranken Mann und zwei Söhne hat, bleibt einem nicht viel Zeit für diese Dinge.»

«Aber die wären doch lebenswichtig gewesen.»

«Ja schon, aber mein Mann war lungenkrank, hatte TBC und konnte nicht arbeiten. Im Gegenteil, ich musste nicht nur Geld für die Familie verdienen, sondern hatte auch seine jährlichen Kuren in Meran zu bezahlen. In seinem Beruf hätte er ja sowieso nicht Weiterarbeiten können. Was blieb mir also anderes übrig, als auf dem Markt zu stehen. Das durften Juden gerade noch, wenn sie einen arischen Teilhaber hatten. Wenigstens bis 1938. Lona Furkert und ich standen also auf dem Markt und verkauften Strümpfe und Trikotagen, die ich in Chemnitz eingekauft hatte. Ich stellte mich ziemlich blöd an, und Lona, die darin mehr Erfahrung hatte, meinte immer: «Du bist viel zu vornehm. Du musst die Leute anlocken. Du brauchst ein paar gute Sprüchen «He, Sie, junge Frau mit altem Kopp’, rief sie etwa, und die Leute lachten, kamen an den Stand, und Lona machte ihnen klar, wie billig sie bei uns Qualitätsware ergattern konnten. Sie hatte viele solcher Sprüche drauf. Später lernte ich ihre Sprüche auswendig und verwendete sie. Aber bei mir kam das nie so richtig an. Lona dagegen hatte das im Blut. So hatte ich sie ja kennengelernt, war auch mit solchen Sprüchen angeredet worden, und wir kamen ins Gespräch. Eines Tages taten wir uns dann zusammen. Ich vertrat sie, wenn sie zu Furkert aufs Kriminalgericht ging, und wenn ich die Kinder abfüttern musste, war sie immer zur Stelle. Erst viel später, so ab 1938, machte sie zusammen mit meinem Mann einen rich-

tigen Laden in der Kaiser-Wilhelm-Strasse auf. Da ging es ihm schon wieder besser. Aber sehr tüchtig war er nicht als Geschäftsmann. Es kam vor, dass er so in seine Bücher vertieft war und die Kunden, die zu ihm ins Geschäft kamen, gar nicht wahrnahm. Lona und ich schmissen also auch noch den Laden. Und obwohl mein Mann immer mal wieder zur Kur fuhr und Lona für Furkert seine Prozesse finanzierte, die er dann doch verlor, machten wir Geld.»

«Es war doch aber Lonas Geschäft», warf Frau Hotze ein.

«Natürlich, Juden durften ja keine Geschäfte mehr führen, aber wir hatten beide unser Geld in einen Topf geworfen, Lona gab ihren Namen her, und so lief das ganz gut. Es läuft ja sogar jetzt noch, sonst hätte ich diese Illegalität überhaupt nicht finanzieren können.»

«Ich weiss. Sie ist eine anständige Frau. Ihr Mann ist der Kriminelle.»

«Aber der kann sehr lustig sein. Seine Schwäche ist eben, dass er seine Finger immer in anderer Leute Sachen krallt.»

Martchen lachte hell auf und wandte sich an ihre Schwester: «Kennst du ihn eigentlich?»

«Karl hat ihn irgendwann angeschleppt, als er mal wieder draussen war.»

«Wo hat Karl ihn denn kennengelernt?» fragte Mutter.

«Als er das erste Mal verhaftet wurde, hat man ihn zu den Kriminellen gesperrt. Die Nazis hofften wohl, dass die ihn zusätzlich zusammenschlagen würden. Das taten die dann auch. Karl wurde ziemlich übel zugerichtet. Aber das Auge haben ihm die Nazis beim ersten Verhör kaputtgeschlagen. Jedenfalls hat sich Furkert vor ihn hingestellt und ihn unter seine Fittiche genommen. Er ist wohl so eine Art Respektsperson unter Gleichgesinnten. Momentan sitzt er gerade wieder. Diesmal in Sachsenhausen, glaube ich.»

Mutter zuckte zusammen. «Sind dort auch Kriminelle inhaftiert?» fragte sie.

«Sicher.»

Als Hotze am selben Abend mit einem halben Kasten Bier nach Hause kam, ging das Gerede erst richtig los. Frau Hotze hatte sich in Hitze geredet und ging auf Mutter los: «Warum war nicht wenigstens Ihr Mann politisch engagiert. Ihr habt doch sehen können, was da für ein Höllenhund auf uns zukam.»

«Wir haben gedacht, er würde bald wieder verschwinden. «So was kann sich doch in einem kultivierten Land nicht haltern, hat mein Mann immer behauptet. Ich glaube, wir haben uns alle geirrt, Sie nicht?»

«Er hat doch sein Programm sehr klar beschrieben und keinen Hehl daraus gemacht, was er speziell mit euch anstellen würde. Ihr habt's nur nicht wahrhaben wollen. Ihr habt geglaubt, ihr könntet eure Geschäfte so unter der Hand weitertreiben.»

«Schwester», unterbrach sie Martchen, «das ist nicht nur ein bisschen taktlos, das ist auch unglaublich dumm, was du da von dir gibst. Jetzt red nur noch von den schachernden Juden, und du kannst dabei gleich den Arm zum Hitlergruss heben.» Martchens Augen waren jetzt tiefblau, und ihre Stimme zitterte nicht im Geringsten.

«Ich will damit nur sagen, dass ihr Juden euch politisch aus allem herausgehalten habt und nicht sehen wolltet, was auf uns zukam. Ihr leidet doch am meisten darunter.»

«Das wird sich erst noch zeigen», sagte Mutter.

Martchen nickte zustimmend. «Ja, das wird sich erst noch zeigen. Ausserdem war Rosa Luxemburg auch Jüdin. Hast du das vergessen, Schwester?»

«Rosa Luxemburg war ihre Abstammung völlig egal», mischte sich jetzt Hotze ein.

«Ein ekelhafter Grosskotz», dachte ich.

Mutter benutzte immer das Wort «süffisant», wenn wir beide allein waren. «Süffisant», das Wort war wie geschaffen für ihn.

«Aber sie war jüdisch», beharrte Martchen, «und sie hat sich politisch engagiert. Für deine Partei. Und erschossen worden ist sie auch dafür.»

«Ich red' doch gar nicht von Rosa Luxemburg. Ich rede von den Juden im Allgemeinen.»

«Und was hat unsere Frau Degen mit den reichen Juden zu tun? Mit den Geschäftemachern, wie du sie nennst? Was haben wir denn mit Krupp zu tun, oder mit Stinnes? Du verallgemeinerst, Schwester! Und das konnte schon immer tödlich sein. Besonders für Minderheiten.»

Hotze hatte sich seine Pfeife angezündet und sah nun ganz besonders süffisant aus. «Wo sie recht hat, hat sie recht», schien er sagen zu wollen. Er sah auf die grosse braune Standuhr neben der Kredenz. «Zeit für die Nachrichten», sagte er und stand auf. Er überzeugte sich davon, dass alle Fenster geschlossen waren, ging hinaus in den Flur und sah nach der Haustür. Dann kam er wieder herein und knipste kurz das Licht an, das er beim Hinausgehen ausgemacht hatte. Martchen ging zum Radio und suchte nach dem Sender.

«Nicht so laut», mahnte Frau Hotze.

«Ich hab' ihn doch noch gar nicht», erwiderte Martchen und suchte weiter. Plötzlich, nach einer Vielzahl von undefinierbaren Geräuschen und nach einem Durcheinander von Stimmen, kam ganz klar das Erkennungszeichen des englischen Rundfunks, der Anfangstakt von Beethovens Fünfter Sinfonie, wie mir später Martchen erklärte.

«Hier ist England, hier ist England, hier ist England», tönte es aus dem Radio.

Noch viel später, als ich schon glaubte, mich daran gewöhnt zu haben, bekam ich wieder eine Gänsehaut, wenn ich das Klopfen und die Stimme hörte. «Mann», dachte ich oft, «wenn ich jetzt drüben wäre, würde ich mir ganz sicher nicht Radio Deutschland oder «Hier ist Deutschland, hier ist Deutschland, hier ist Deutschland' anhören.»

Ob die Leute um mich herum auch so dachten? Mutter ganz gewiss. Aber Hotze, Frau Hotze, Martchen?

Erst einmal kamen die Meldungen von der italienischen Front. Dann wurde über den Vormarsch der Roten Armee berichtet, und ich sah, wie Hotze die Pfeife aus dem Mund nahm und auf den Tisch legte. Danach berichteten sie über Auschwitz. Zum ersten Mal nahm ich bewusst diesen Namen auf. Mutter fing fassungslos an zu weinen, und Martchen setzte sich schnell neben sie, streichelte immerfort ihren Arm und flüsterte ihr zu, sie solle doch einfach weghören.

Mutter schüttelte den Kopf. «Ich kann nicht», sagte sie und legte, wie sie es immer tat, den Kopf auf den Tisch.

Alle versuchten gefasst auszusehen, aber ich sah ihnen an, wie sie mit sich kämpften. Als sie berichteten, man würde Gase aus laufenden Dieselmotoren in die mit Menschen vollgestopften Lkw leiten, um die effektiv schnellste und billigste Todesart für die Gefangenen herauszufinden, fing Frau Hotze an zu husten und konnte fast nicht mehr die Küche erreichen, bevor sie sich übergab.

«Das machen sie nur mit uns», flüsterte meine Mutter, und Martchen legte ihren Kopf auf Mutters Rücken.

Ich fühlte gar nichts. Ich dachte an die Gesichter in Lastkraftwagen, wie sie nach Luft schnappten, wie sie blau wurden. Und allmählich wurden diese Gesichter immer bekannter. Ich sah meine Tante Cilli, Onkel Arnold, meine Kusinen, dann meinen Vater.

Ich sagte mir immer wieder: «Bleib ruhig. Du musst Ruhe bewahren», aber ich konnte die Bilder nicht loswerden. Ich fing an zu schreien, und Hotze hielt mir sofort den Mund zu. Sie übertrugen eine Rede von Thomas Mann, und ich hing völlig apathisch im Arm des eisernen Hotze.

Im Frühsommer 44 wurde der Bombenregen immer dichter. Jetzt blieben auch die Aussenbezirke nicht mehr verschont. Und weil wir keine Bunker aufsuchen durften, konnten wir nur in Hotzes Splittergraben Zuflucht suchen.

Zwischen einer Anzahl von Obstbäumen hatte er sich einen Graben ausgehoben, ihn innen mit Mauern aus Ziegelsteinen verkleidet und sogar eine dünne Betondecke mit einigen Stahlstreben darauf montiert. Das Ganze wurde mit einem grossen Sandhaufen zugedeckt. Als Ausgang hatte er zusätzlich eine dicke Holztür mit einem eisernen Riegel eingebaut, gegen den Druck der Luftminen, wie er später behauptete, und fertig war Karls Privatbunker.

In ihm sassen wir nun fast jede Nacht. Wenn ich Hotze die Stiegen hinaufkommen hörte, um uns zu wecken, wusste ich, dass die Anglo-Amerikaner schon Nauen überflogen hatten. Meistens dauerte es dann nicht mehr lange, und das erste Flakfeuer hallte zu uns herüber. Danach folgten die Einschläge.

Hotze hatte seine beiden Frauen in den öffentlichen Bunker gebracht, ehe er uns geweckt hatte, und hielt mit uns in seinem Unterstand aus. Im Splitterbunker hörte man den Lärm doppelt so stark wie zum Beispiel in der ersten Wohnung der Dimitrieff. Hotze versuchte uns abzulenken, indem er uns die verschiedenen Bombenkaliber erklärte.

Heute glaube ich, dass er keine Ahnung hatte und auch seine eigene Angst mit diesen nüchternen Referaten weg-

drücken wollte. Uns ging er jedenfalls damit fürchterlich auf die Nerven. Aber wie auch immer, er schaffte es tatsächlich, uns in eine Diskussion über «Explosivkörper» zu verwickeln, und immer öfter liessen wir uns auf Wetten mit ihm ein. Besonders ich.

Wenn er von einer «Zwanzig-Kilo-Bombe» sprach, hörte ich nur 8,8 Flak. Und das Pfeifen von «Luftminen» kam in Wirklichkeit von den Stabbrandbomben, die oft in die Gräben flogen und die Bäume wie Fackeln brennen liessen.

«Eine echte Luftmine hört man entweder gar nicht, und dann hört man nie wieder etwas, oder das Ding pfeift wie ein abgeschossener Flieger. Die Explosion findet kurz über dem Boden statt, und wenn sie nah genug einschlägt, hebt sie einen aus den Socken.»

«Woher weisst du denn das?» fragte Hotze ganz verblüfft.

«In der letzten Wohnung der Dimitrieff konnte man das richtig studieren», sagte ich grossspurig. «Im vierten Stock wackelten die Wände wie Pudding. Aber jeder Explosivkörper verursachte ein anderes Wackeln.»

Mutter trat mir auf den Fuss und beugte sich nach unten, als müsse sie ihren Schuh noch einmal festschnüren. Hotze schien alles zu glauben und sah mich ernst an: «Vielleicht wirst du Sprengmeister nach dem Krieg. Da werden noch lange diese Blindgänger herumliegen. Wird sicher gut bezahlt werden.»

«Das fehlte noch», sagte Mutter, aber ich ahnte, dass er mich durchschaut hatte.

Fast jeden Tag sass er mit uns im Splitterbunker, und als er merkte, dass unsere Angst nicht so gross war, liess er uns in Ruhe. Meist streckte er sich auf einer der beiden Bänke aus und schlief sofort ein. Sein Gleichmut imponierte mir, und Mutter schaute neiderfüllt auf ihn herunter. «Wenn

ich seinen Schlaf hätte», seufzte sie leise, «ich würde alles viel besser verkraften.»

In dieser Splitterbunker-Periode fiel mir auf, dass Mutter anfing, die Einschlüge zu zählen. Nach jedem einzelnen schien sie innerlich zu jubeln: «Gebt's ihnen, zeigt's ihnen», murmelte sie sogar einmal. Ich erschrak vor ihrem hassverzogenen, verzweifelten Gesicht. Obwohl ich sie sehr gut verstand, erinnerte ich sie daran, dass auch wir getroffen werden konnten.

«Krieg ist Krieg», antwortete sie. «Ausserdem kann es uns gar nicht treffen. Ich habe dir doch versprochen, dass wir durchkommen. Fühlst du nicht, wie jemand die Hand über uns hält?»

Ich nickte, obwohl ich keinerlei Hände über mir fühlte. Ich glaubte ihr einfach.

Eines Tages kam Hotze früher nach Hause, holte uns aus dem Dachstuhl herunter und setzte sich mit uns ins Wohnzimmer. «Mein Freund Radny», eröffnete er uns, «braucht Arbeitskräfte. Er hat eine Geflügelfarm in der Nähe von Köpenick, und man hat ihm fast das ganze Personal eingezogen. So ein Junge wie du könnte ihm ganz gut zur Hand gehen.»

«Ich habe doch noch nie ein Huhn in der Hand gehabt», log ich.

«Man kann alles lernen. Du hast doch noch deine HJ-Uniform. Die werden wir etwas vervollständigen, und dann kannst du Küken verkaufen.»

«An wen verkauft er denn die Küken?» wollte Mutter wissen.

«An alle Bonzen in und um Berlin herum.»

«Der Normalverbraucher hat da wohl gar keinen Zutritt?»

«Sperrgebiet. Betreten dürfen es nur das Personal und die Kunden.»

«Was sind das für Kunden, Herr Hotze?» fragte ich jetzt.

«Alles, was SS-Runen auf den Spiegeln trägt. Vom Obersturmbannführer bis zum SS-Schützen Arsch aus Erkner. Und nenn mich nicht immer Herr Hotze, ich heisse Karl, und wir kennen uns doch nun lange genug. Ich duze dich ja auch.»

«Wie soll ich denn mit denen reden in ihren widerlichen Uniformen?»

«Wie mit jedem anderen auch. Lass dich bloss nicht einschüchtern. Von den Goldfasanen wirst du da auch eine ganze Menge lernen.»

«Was sind Goldfasane?»

«Die Herren von der SA mit ihren goldenen Parteiabzeichen. Kennst du den Ausdruck nicht?»

«Er hat sich nie in diesen Kreisen bewegt», sagte meine Mutter.

«Das ist dann auch schon egal. Die Hosen werde ich sowieso voll haben. Muss das denn sein?»

«Günter wird dir sehr gefallen, mein Junge. Er ist ein feiner Kerl und mit allen Hunden gehetzt. Ein halber Kommunist. Zum Ganzen hat es nicht mehr gereicht. Er ist in der SPD steckengeblieben. Macht aber nichts. Er ist ein Kumpel. Und je ungezwungener wir uns bewegen, desto besser werden wir über den ganzen Schlamassel kommen.»

«Und warum kriechen wir dann immer unter dem Fenster herum?» fragte ich.

«Weil da drüben einer mit dem Fernglas steht. Der kennt meine Vergangenheit. Der weiss genau, wann und wo ich gegessen habe. Dem dürfen wir keine zusätzliche Munition liefern. Das verstehst du doch?»

«Ja, das verstehe ich. Aber wenn er mich jetzt jeden Morgen aus dem Haus gehen sieht, weiss er doch auch, dass ich hier wohne.»

«Mit deiner Uniform und immer zur gleichen Zeit kann er sich denken, dass du eine feste Beschäftigung hast. Und wir haben ja verabredet, dass wir dieselbe Auskunft geben wie in Waldesruh. Ausgebombte Zehlendorfer.» Er grinste leicht.

«Wir haben nie in Zehlendorf gewohnt. Das hätten wir uns gar nicht leisten können», sagte Mutter.

«Aber ihr seht so aus.» Sein Grinsen wurde stärker.

«Eigentlich ist er ja noch ein Schulkind», Mutter liess nicht nach, und Hotze blickte verblüfft.

«Das habe ich völlig verdrängt», sagte er, «du machst einen so erwachsenen Eindruck.»

Er versuchte seinen durchdringenden Blick, und ich musste lachen. Er auch. «Ja, da müssen wir uns was überlegen. Wir sollten uns erkundigen, wo hier in der Umgebung eine Schule ist. Kannst du radfahren?»

Ich nickte.

«Fein. Dann besorge ich dir eins aus unserer Gärtnerei. Vielleicht ein Damenfahrrad. Da kommst du leichter auf die Pedale runter.»

«Ich werde noch wachsen. Und bis dahin macht ein Damenfahrrad nichts aus.»

«Du bist wirklich ein durchtriebenes Bürschchen.»

Am nächsten Abend tauchte er mit einem ziemlich verrosteten Damenrad auf, und über seiner Schulter hing ein Schulranzen. Martchen griff sich sofort das Rad und drehte ein paar Proberunden.

«Du solltest die Kette säubern und ölen. Dem Ding ein gepflegteres Aussehen geben. Das fällt sonst auf den Jungen zurück.»

Er nahm ihr das Rad ab und machte sich ohne Widerspruch an die Arbeit. Martchen kam ins Haus und legte ihren Arm um meine Schulter. «Jetzt machen wir uns eine Limonade aus reinem Himbeersirup. Und dazu gib't 'ne Stulle. Ganz dick mit Butter. Ich habe Butter. Rat mal, von wem?»

«Von Käthe?»

«Nicht schlecht», sagte sie, und drückte mich in ihrer Küche auf einen Stuhl.

«Wo hast du sie getroffen?»

«Ich bin mit dem Rad nach Waldesruh und habe nach ihr geschaut.»

«Und wie geht es ihr?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Hat sie was von Erna erfahren?»

«Erna ist tot, mein Junge.»

Ich konnte gar nichts mehr sagen. Sie stellte die Limonade auf den Tisch, schnitt Brotscheiben ab und bestrich sie mit Butter.

«Sie hat eine Lungenentzündung bekommen, und in so einem Lager hat man ja nicht die nötige Pflege.» Sie setzte sich zu mir. Ich starrte zum Fenster hinaus und sah Hotze bei der Arbeit am Rad zu. «Hast du sie denn überhaupt gekannt?»

«Sie haben sie totgeschlagen. Sie haben sie schon zusammengeslagen, als sie verhaftet wurde», sagte ich leise.

Martchen schob mir die Butterbrote zu. «Hast du sie so gut gekannt?»

«Sie war mein bester Kumpel.»

Hotze machte sich später über die Butterbrote her, und am nächsten Morgen begann mein erster Arbeitstag. Wir hatten sehr früh dazusein, und Hotze begleitete mich. Als wir

vor der Einfahrt von den Rädern stiegen, erwartete uns schon sein Freund, der Hühnerchef. Hotze ging noch mit bis zu seinem Büro und verabschiedete sich davor. Radny, ein grosser, semmelblonder Mann, führte mich in sein sehr einfach eingerichtetes Büro und fragte mich sofort, wie alt ich sei. Nachdem er es erfahren hatte, griff er mir ans Kinn und sagte, dass er wisse, wer ich sei, mich aber bitte, nur meinen Decknamen zu benutzen.

«Du wirst bei den Küken arbeiten. Wir haben da zwei Baracken, in denen nur die kleinen Dinger herumwimmeln. Die laufen da frei umher, und du brauchst nur aufzupassen, dass sie dir nicht weglaufen, wenn du durch das Holzgatter gehst. Später wirst du auch Küken verkaufen. Es gibt viele Kunden, die sich ihre eigenen Legehennen aufziehen wollen. Und ihre Brathühner. Du wirst zwischen Hennen und Hähnchen unterscheiden müssen.»

«Kann ich jetzt schon», unterbrach ich.

«Auch bei Küken?»

«Nein.»

«Das bringe ich dir schon bei. Du wirst also dafür sorgen, dass immer was zum Schnabulieren da ist für die kleinen Dinger. Und du musst aufpassen, dass sie genug Wasser haben. Wenn die Sägespäne nicht mehr sauber sind, wirst du sie zusammenkehren und in einer Schubkarre hinausfahren. Ich zeige dir dann noch, wo du sie ablädst. Die Säcke mit neuen Sägespänen findest du in den Abseiten der Baracken.»

«Und was mache ich in der Zeit mit den Küken?»

«Gute Frage! Es gibt einen grossen Holzschieber, den kannst du rausziehen, dann scheuchst du die Tiere in den hinteren Teil der Baracke und ziehst den Schieber wieder ganz zu. Dann säuberst du den vorderen Teil, streust Sägespäne hin, füllst Körner und Wasser auf, schiebst den

Schieber wieder zurück, lässt die Küken hinein und machst den hinteren Teil. An beiden Enden der Baracke sind Türen, durch die du mit der Schubkarre hinaus kannst. Kapiert?»

«Kapiert.»

«Meine Frau wird gleich kommen und dir dein Frühstückspaket bringen.»

«Ich habe schon gefrühstückt.»

«Prima, dann frühstückst du eben noch einmal. In der ersten Zeit werde ich die Kunden bedienen, und du kannst ein bisschen zuschauen, wie ich das mache. Später erledigst du das selber. Und keine Angst vor denen. Das sind alles ganz nette Leute. Wenn du dir die Uniformen denkst, haben sie auch nur einen Hintern und einen Pimmel. Du kannst ihnen das Blaue vom Himmel runterlügen, wenn sie nach deiner Vergangenheit fragen. Stoss nur nicht aus Versehen an deine echte an. Wie heisst du?»

«Max Gemberg.»

«Fabelhaft.»

«Ich bin aus Zehlendorf, ausgebombt und in der Nähe meiner Mutter untergebracht.»

«Wo denn aus Zehlendorf?»

«Mexikoplatz. Veronikasteig 11», kam es von mir wie aus der Pistole geschossen.

«Du bist aber fabelhaft präpariert.»

«Warum lässt er sich bloss die Haare so kurz schneiden, dass man die Kopfhaut sieht?» dachte ich währenddessen. «Und wenn sie mich nach der HJ fragen? Ich kann sagen, dass ich in die Ortsgruppe Köpenick eingegliedert worden bin.»

«Das lässt du lieber. Ich habe hier eine ganze Menge Kunden aus Köpenick, und wenn sich von denen einer sehr gut auskennt, könnte das Probleme geben. Nein, du

sagst, dass du hier aushilfst, wenn sie dich danach fragen, und dass du immer noch zu deiner Ortsgruppe in Zehendorf gehörst und von dort auch nicht wegwillst. Das klingt treu, ehrlich und ein bisschen hochnäsiger. Genau die Mischung, die die Bonzen hier hören wollen. Und wie gesagt, es sind meist ganz harmlose Leute!» Er sah mich an. «Ihren Blutausch haben die lange hinter sich. Sie sehen bloss zu, dass die in der Heimat bleiben können und keinen Pulverdampf riechen müssen. Also Maxe, gleich geht's rund, und vergiss bei den Kunden nie «Heil Hitlerh zu sagen.»

Frau Radny kam herein und drückte mir ein Stullenpaket in die Hand. «Ich heisse Sigrid, und mein Mann heisst Günter. Wir kannten uns schon, als du noch in der Wiege lagst. Denk immer daran, dass du uns duzen musst.»

Sie goss mir aus einer Thermoskanne eine Tasse heisse Brühe ein. Ich zögerte, und sie sagte: «Los, runter damit. Das gibt Kraft!»

Dann war sie auch schon wieder verschwunden, und ich stand da mit meiner dampfenden Suppe.

Sigrid trug richtig gelbe Zöpfe. Ich hatte noch nie so dicke Haare gesehen. Langsam trank ich meine Suppe aus, und Günter hatte Zeit, mich zu studieren.

«Ein bisschen italienisch siehst du aus.»

«Als Wikinger gehe ich bestimmt nicht durch.»

Er stand auf. «Genau so, genau die freche Schnauze musst du einsetzen bei den Kunden.» Er nahm mir den Becher ab, hakte mich unter, und wir marschierten zu den Kükenhäusern. Ein riesiges Gewusel von gelben Wollbällchen bedeckte den Boden der Baracke.

«Wie soll ich denn da überhaupt durchkommen?»

«Keine Angst, die machen schon Platz.»

Nachdem er mir noch einmal mit praktischen Handgriffen gezeigt, was er mir in seinem Büro schon erzählt

hatte, liess er mich allein, allerdings nicht ohne noch zu erwähnen, dass heute Ausmisten dran sei.

Mit meinem Stullenpaket in der Hand sah ich auf das Gewusel herunter.

«Das schaffe ich nie», dachte ich und öffnete vorsichtig die kleine Holztür im niedrigen Bretterzaun. Die kleinen Viecher wichen wirklich zurück, ich schloss schnell die Tür und sah über den Zaun nach, ob nicht vielleicht doch eins entwischt war. Dann ging ich vorsichtig mitten ins Gewühl, und um mich herum hüpfen diese Wollknäuel, sprangen sogar auf meine Schuhe und liessen sich von mir weitertransportieren.

Ich zog den Schieber zur Hälfte heraus und trieb die Küken in die hintere Hälfte. Dann schob ich den Schieber wieder ganz zu. Zwei der Winzlinge liessen sich nicht überreden. Ich fing sie ein und betrachtete sie aus der Nähe. Sie fühlten sich ganz warm und zittrig an. Ich liess sie behutsam zu den anderen hinunter und begann mit dem Ausmisten. Sklavenarbeit! Den Muskelkater werde ich nie vergessen.

Nach ein paar Wochen konnte ich schon die verschiedenen Hühnersorten unterscheiden und benennen. Günter paukte mir die Namen und Merkmale anhand der ausgewachsenen Tiere ein und liess mich, nachdem ich auch noch ein bisschen mit Enten und Gänsen herumgespielt hatte, auf die Küken los.

«Kennst du dich hier aus?» fragte mich als erstes gleich ein Goldfasan.

«Klar!»

«Kommst du mal mit nach draussen?»

«Sofort.»

«Sind das Legehennen?»

Er zeigte auf ein paar herumlaufende Viecher im Gelände.

«Das sind Hühnergänse», sagte ich.

«Ja, Hühner oder Gänse?»

«Beides», antwortete ich. Aus den Augenwinkeln sah ich hinter mir Günter auftauchen. Und wurde frech. «Wenn man Hühner und Gänse ein paar Tage allein lässt, gibt's Ärger, und am Ende kommt so was dabei heraus.»

Günter stellte sich neben mich und schien mir sehr interessiert zuzuhören.

«Das gibt's doch nicht», sagte der Goldfasan.

«Doch, das gibt's. Das ist so ähnlich wie Rassenschande. Aber Gott sei Dank sind die ja keine Juden oder Zigeuner.»

Der Bonze sah erst Günter und dann wieder mich an. «Redet der Quatsch?» fragte er Günter.

«Na, nein doch. Er schmückt es nur ein bisschen aus, aber die Richtung stimmt.»

Später begleitete er mich wieder in die Kükenbaracke und machte mir Vorwürfe. «Wir hatten doch verabredet, nicht deine Vergangenheit oder Herkunft zu erwähnen.»

«Hab' doch kein Wort davon gesagt.»

«Hör auf, von Juden zu sprechen. Kann sein, du triffst mal auf keinen Bescheuerten, und dann fängt der an zu fragen.»

«Ich hab' ihm aber einen ganzen Schock Küken verkauft. Alles künftige Legehennen.»

«Die kommen her, um zu kaufen. Auf Teufel komm raus. Heutzutage ist nicht der Kunde König, sondern der Verkäufer. Halte die Baracke sauber und die Kunden ein bisschen bei Laune. Dann stimmt's schon.»

Es machte mir Spass, mich mit diesen Leuten zu unterhalten und so zu tun, als gehöre ich dazu. Manchmal hatte

ich Alpträume, glaubte, mich versprochen zu haben, und sah, wie eine ganze Reihe von Goldfasanen ihre Revolver auf mich richteten. Aber das verdrängte ich schnell wieder, und meine Arbeit machte mir immer mehr Spass.

Ich bekam oft Geschenke. Einmal verehrte mir einer sogar eine Armbanduhr, und ich trug sie ganz stolz, bis sie mir später gestohlen wurde.

Aus Günters Büro konnte ich mir Fachbücher mit nach Hause nehmen und erfuhr, dass es 260 Arten von Hühnervögeln gibt: Grossfusshühner, Schopfhühner, Hokkohühner, fasanenartige Hühner, dazu gehörten auch unsere Haushühner und Hühnerflöhe. Die sasssen meist in den Schulterfedern.

Günter muss sich geschüttelt haben, wenn ich den Kunden von den Flöhen berichtete und die dann eifrig nach Flöhen suchten. Ich suchte mit, und wir fanden heraus, dass die Hühner auf dem Hof sehr gut gepflegt waren. Bei meinen Stammkunden war die Flohsuche schon zur Routine geworden, und wenn Hotze zu Besuch kam oder mich abholen wollte, liess ihn Günter unauffällig zusehen.

Manche Kunden zogen kleine Kämmen aus ihren Uniformentaschen, um die Federn fachgerecht hochzuziehen. Das machte dann wieder grossen Eindruck auf die anderen Kunden, und Günter überlegte, ob es sich nicht lohnen würde, kleine Holzkämme herzustellen und sie dann auf dem Gelände zu verkaufen.

Einmal wurde ich sogar von einem Gruppen- oder Obergruppenführer eingeladen, ihm seine Einkäufe tragen zu helfen. Ich durfte in seinen V170-Mercedes einsteigen und fuhr mit ihm bis nach Erkner. Seine Frau nötigte mich, bis zum Mittagessen zu bleiben, und ich sah mich in der Höhle des Löwen um.

Ein grosses Haus, überhaupt nicht bewacht und, soweit

ich vom Wohnzimmer aus auf die anderen Räume schließen konnte, vollgestopft mit einer Unmenge alter Möbel. Nichts passte zueinander. Aber alles musste sehr teuer gewesen sein. Plötzlich wusste ich, woran mich das Ganze erinnerte, an Hotzes Wohnzimmer.

Ich wurde ziemlich lange allein gelassen. Dann erschien ein Dienstmädchen, das aber gar nicht wie ein Dienstmädchen aussah, und deckte den Tisch. Sie schien mich überhaupt nicht wahrzunehmen. Beugte sich sogar von hinten über mich, um ein Gedeck vor mich hinzulegen, und verschwand dann wieder. In ihrem schwarzen Dirndl und den blonden, aufgesteckten Haaren sah sie aus, als sei sie einer Illustrierten entsprungen.

Es gab Eierkuchen. Ein riesiger Berg wurde vom Dienstmädchen vor uns hingestellt, und dazu brachte sie ein zweites Tablett mit einer ganzen Batterie von Marmeladengläsern.

«Noch ein Omelette? Noch etwas Konfitüre?» forderte mich die Hausfrau immer wieder auf.

Das war auch das einzige, was bei Tisch gesprochen wurde. Der Gruppenführer schaufelte in sich hinein, und die Hausfrau schaute ihm leicht angeekelt zu, wie er ungeschickt sein Besteck handhabte und dabei mit offenem Mund kaute.

Ich war im Grunde froh, dass ich nicht zu reden brauchte, keine unangenehmen Fragen zu beantworten hatte und, nachdem ich mich bedankt hatte, mit seinem Wagen, den diesmal ein Chauffeur in SS-Uniform lenkte, zum Hof zurückgebracht wurde.

«Ein enorm wichtiges Tier», erklärte mir Günter, «hochintelligent und eine richtige Bestie. Da kannst du dir was drauf einbilden.»

Einen Bonzen hatte ich «besonders» gern. Ein gemüt-

licher, dickbäuchiger Herr, der mich immer wieder aufforderte, ihm die Geschlechtsmerkmale der Küken zu erklären. Dabei nötigte er mich auf einen Schemel, zog sich selbst einen heran und legte wie unabsichtlich eine Hand auf mein Knie, während ich ihm anhand eines grösseren Kükens versuchte, die Merkmale zu zeigen, die ich aber gar nicht immer fand.

Er war schwul und hatte eine sehr witzige Art zu plaudern. Jedes Mal legte ich seine Hand auf sein Knie zurück. Und jedes Mal liess er das, ohne zu klagen, zu.

Er machte mir Komplimente, konnte sich über meine schwarzen Haare vor Bewunderung nicht einkriegen und versicherte mir zum x-ten Male, dass ich sicher römisches Blut in den Adern hätte. «Ich kenne den Führer seit seinen Anfängen. Wir haben damals in München eine ganze Menge zusammen durchgestanden, aber er macht einen Fehler, wenn er uns gegen andere starke und gesunde Rassen so abkapselt.» Dabei legte er wieder ganz unabsichtlich seine Hand auf mein Knie, und ich legte sie ganz selbstverständlich wieder zurück. Er lächelte traurig und sprach weiter. «Wenn wir fortfahren, unsere semmelblonden Jünglinge und Mädchen zu züchten, werden wir eines Tages eine Rasse ohne Saft und Kraft sein. Wir müssen uns ja nicht gerade mit den Juden vermischen, aber so ein Schuss Römerblut könnte uns gar nicht schaden.» Dabei strich er mir über die Haare. «Herrschaftszeiten, hast du dickes Haar!»

«Es gibt doch gar keine Juden hier. Ich habe hier jedenfalls noch keinen gesehen», sagte ich.

«Sei froh. Das sind ganz arme Säue. Und nach dem Krieg wird es überhaupt keine mehr geben. Vielleicht können wir dann ja auch die Gesetze etwas lockern und unsere Herrenrasse 'ne Spur aufstocken. Wäre gar nicht übel.

So schwarze Haare wie die deinen und die blauen Führer-
augen dazu. Der sah früher mal sehr gut aus. Als wir noch
in München die Sau rausliessen. Jetzt hat er immer so
einen martialischen Ausdruck im Gesicht, als wolle er in
jedem Augenblick seine Männlichkeit herauskehren. Ach
ja, das waren noch Zeiten!»

Und schon wieder hatte ich seine Hand auf dem Knie.
Bis auf diese Kleinigkeit war er ein prima Kerl. Oft kam er
auch am Abend, kurz vor Geschäftsschluss, und wir sassen
dann noch lange in Günters Büro zusammen. Oft erzähl-
te er von seiner Kampfzeit im bayerischen Dialekt: «Wir
hatten einen in unserer Abteilung, der war immer ganz
vornan. Wenn wir einen Stall mit Sozis und Kommu-
nisten aushoben, wer marschierte an der Spitze? Unser
Heinz. Ein unglaublicher Rowdy. Er sah fast aus wie Sie,
Radny, vielleicht ein bisschen dunkler. Und hatte ganz
hellbraune Augen. Bildhübscher Junge. Adolf war ganz
hingerissen von ihm. Und für den Jungen war Adolf der
Gott. Irgendwie schaffte er es, immer in seiner Nähe zu
sein. Naja, vielleicht stellte er die Füsse ein klein bisschen
zu weit auswärts. Das liess auf Plattfüsse schliessen. Aber
warum sollte es keinen SA-Mann mit Plattfüssen geben?
Die Leute vom Ballett haben alle Plattfüsse. Und er war ein
exzellenter Sportler. Der beste Leichtathlet in unserer Ab-
teilung. Und dann kam der Hammer. Irgendjemand hatte
herausgefunden, dass er nicht ganz astrein war. Zumindest
Halbjuden. Adolf war erschüttert und stiess ihn sofort aus
der Partei aus. Ich glaube ja, das war nur so eine fette In-
trige. Wahrscheinlich hatte sich eine kleine Tunte aus un-
serer Gruppe bei ihm zurückgesetzt gefühlt. Jedenfalls
fand man ihn eines Tages im Mangfallfluss. Mit einge-
schlagenem Schädel. Ich bin heute noch davon überzeugt,
dass er kein Jude war. So einer wie der konnte kein Jude

sein. Und die Plattfüsse? Mein Gott! Schauen Sie sich doch nur Ihre Kunden an. Da müssten aber einige von denen welche sein. Anderthalbfache. Und sollte er wirklich einer gewesen sein? Na wenschon. Er war ein guter Nationalsozialist.»

Ich hatte mich gut eingewöhnt, freute mich auf jeden neuen Tag, den ich bei Günter und Sigrid verbringen durfte, und war ganz scharf auf Sigrids Brathähnchen. Die beiden waren ein echtes Liebespaar. Hotze nannte sie spöttisch «Tristan und Isolde». Sie konnten keine Sekunde beisamensitzen, ohne sich anzufassen. Ich schaute immer weg, und Sigrid lachte dann oder bewarf mich mit Brathähnchenkeulen. Ich fühlte mich sehr wohl bei ihnen.

Aber das Glück dauerte keine acht Wochen. An einem Sonntagmorgen, in der Nacht hatte es einen schweren Luftangriff gegeben, stand die Gestapo vor unserem Haus in Kaulsdorf-Süd. Martchen kam die Stiege zu mir hinaufgestürzt. Ich war noch gar nicht richtig wach. Sie schüttelte mich und zerrte mich hoch. Über dem Arm hatte sie eine alte Joppe von Karl Hotze. «Du darfst nicht mehr einschlafen. Ich wecke jetzt deine Mutter, und du versprichst mir, dass du dich sofort anziehst», flüsterte sie aufgeregt. Dann ging sie in Mutters Zimmer. Augenblicke später war sie wieder zurück, und hinter ihr erschien Mutter, verschlafen und ungekämmt. Sie war gerade in ihren Rock gestiegen, zog ihn während des Laufens hoch und versuchte, den Bund zu schliessen. Ihr sah ich sofort die Panik an.

«Kannst du springen?» fragte mich Martchen, während ich mich immer noch anzog.

«Ja, aber was ist denn los?»

«Du hast jetzt die Aufgabe, aus diesem Fenster zu sprin-

gen», sagte sie und lächelte gequält, «du kannst das sicher besser als deine Mutter. Und wenn du unten bist, kannst du ihr zeigen, wohin sie springen soll. Der Boden dort unten ist ziemlich weich, und vielleicht könnt ihr nach hinten zum Gartenende laufen. Da ist eine kleine Tür, durch die ihr auf das angrenzende Grundstück kommt. Es gehört zu einem Friseurgeschäft. Um diese Zeit wird sicher noch keiner da sein. Ihr kommt dann auf die Parallelstrasse zu der unseren und müsst vielleicht über den vorderen Zaun klettern.»

Mutter kam wieder aus ihrem Zimmer gelaufen und flüsterte Martchen zu, sie sei noch nie aus einer solchen Höhe aus einem Fenster gesprungen. Ich hätte fast lachen müssen, als ich mir vorstellte, wie Mutter aus dem Fenster hüpfen würde.

Martchen löschte das Licht und zog die Verdunkelung hoch. Draussen war es noch fast dunkel, es musste sehr früh am Tag sein.

«Ihr müsst euch beeilen. Ich weiss nicht, wie lange Karl sie unten noch aufhalten kann», flüsterte sie.

Fast geräuschlos öffneten sie die beiden Fensterflügel. Martchens stumme Panik übertrug sich auf mich. Ich kletterte auf das Fensterbrett und sah hinunter. Die Bodenverhältnisse waren nicht zu erkennen. Hinter mir hörte ich noch, wie Martchen meiner Mutter zuflüsterte, dass sie auf gar keinen Fall schreien dürfe. Ich vertraute ihr einfach und sprang. Schlug ziemlich hart auf und fiel nach vorn. Ich sprang sofort auf die Beine.

Oben sah ich Mutter auf dem Fensterbrett stehen und nach unten gucken. Ich hatte mich schon an das Dunkel gewöhnt und ruderte mit beiden Armen, um sie auf mich und meinen Standort aufmerksam zu machen. Hinter ihr tauchte jetzt Martchen auf und schien ihr wohl noch etwas

ins Ohr geflüstert zu haben, denn plötzlich sprang Mutter. In ihrer Angst muss sie wohl vorher in die Knie gegangen sein und sich abgestossen haben, denn sie kam wie eine Kanonenkugel auf mich zugeschossen. Ich war so verblüfft, dass ich kaum Zeit hatte, ihr auszuweichen. Sie streifte mich und riss mich mit zu Boden. Sie fiel zur Seite und versuchte mühsam aufzustehen.

«Geht's dir gut?» fragte sie leise.

«Ja», sagte ich.

«Dann los.»

Wir liefen auf den hinteren Holzzaun zu, fanden nach einigem Rumtasten auch die kleine Tür, entriegelten sie und liefen über das fremde Grundstück auf den vorderen Eingang zu, nachdem wir die Tür sorgfältig wieder verschlossen hatten.

Als wir zurückschauten, sahen wir, wie in unseren Zimmern plötzlich das Licht anging. Dann wurden sofort die Rollos heruntergezogen, und wir machten, dass wir wegkamen.

Gott sei Dank brauchten wir nicht über den vorderen Zaun zu klettern, denn die Gartentür war nicht verschlossen. Mutter hätte das auch gar nicht mehr geschafft. Erst jetzt merkte ich, dass sie hinkte.

«Was hast du?»

«Schlecht aufgekommen. Aber für meinen ersten Fenstersprung war das doch ganz beachtlich, oder?»

«Olympiareiß», versuchte ich zu scherzen, aber ich sah, wie ihr die Tränen in die Augen schossen, als sie versuchte loszulaufen.

Sie humpelte vor mir her, und mir fiel auf, dass sie einen viel zu langen Mantel trug. Plötzlich merkte ich, dass auch ich Ungewohntes am Leib hatte. Es war Hotzes Joppe. Ich hatte gar nicht mitbekommen, dass Martchen sie mir an-

gezogen hatte. Die Taschen waren dick ausgestopft, und als ich hineinfasste, hatte ich eine Mettwurst in der Hand.

Dann fand ich noch eine alte Kunstlederbrieftasche mit Geld und Lebensmittelmarken und ein altes Brötchen. Martchen hatte wohl ziemlich wahllos alles gegriffen, was ihr gerade in die Hände fiel, damit wir uns eine Weile über Wasser halten konnten.

Während wir weiterhasteten, fragte ich Mutter, warum sie um Gottes willen ihre grosse Tasche bloss da habe hängen lassen, und sie antwortete nur kurz, alles Wichtige habe sie bei sich: «Geld, Schmuck und der blöde Postausweis. Steckt alles hier drin.» Sie klopfte auf ihre Manteltaschen. «Komm jetzt! Bloss weg hier! So weit wie möglich weg hier!»

«Und wohin?»

«Weiss ich noch nicht. Erst mal in die Nähe eines S-Bahnhofs. Vielleicht fällt uns ja dort was ein.» Es wurde immer heller. Dann hielt ein Laster vor uns. Der Fahrer rief uns etwas zu, und Mutter humpelte zu ihm hin.

«Macht, dass ihr von der Strasse runterkommt. Es gibt gleich Alarm.»

Ich war inzwischen auch näher gekommen und sah, dass es ein Uniformierter war.

«Wir müssen nach Mahlsdorf», sagte meine Mutter rasch.

«Nach Mahlsdorf? Wo ist das? Ich bin nicht von hier.»

«Das ist genau die entgegengesetzte Richtung», antwortete Mutter.

«Ich kann euch nach Köpenick mitnehmen, damit ihr von der Strasse wegkommt. Ich muss nach Köpenick.»

«Aber wir müssen nach Mahlsdorf», beharrte Mutter und ging langsam los.

«Ist das noch weit?» fragte er mich.

«Ziemlich», antwortete ich.

«Das schafft ihr nie, die Amis und ihre fliegenden Festungen sind gleich da. Das wird ein flotter Tagesangriff. Da gibt's Zunder.»

Er wartete auf Mutters Antwort, die nicht kam, dann legte er den Gang ein. «Wie ihr wollt», sagte er und gab Gas.

«Wir hätten doch mit ihm nach Köpenick fahren können.»

«Was sollen wir denn in Köpenick?» fragte Mutter.

«Was sollen wir in Mahlsdorf?» fragte ich zurück. «Nach Köpenick hätten wir wenigstens nicht zu laufen brauchen. Und dein Fuss wird auch immer schlimmer, wenn wir weiter so marschieren.»

«Mach dir keine Sorgen um meinen Fuss. Solange der in Bewegung bleibt, funktioniert er. Schlimm wird es erst, wenn er sich ausruhen kann.»

«Soll das heissen, dass wir in den nächsten Tagen nur marschieren werden?»

«Vielleicht.»

«Na, das wird ein Fest.»

Wieder überkam mich diese ohnmächtige Müdigkeit wie damals auf der Suche nach Mutter um den Bahnhof Bellevue herum. Ich hätte mich sofort auf den Boden legen und schlafen können, trotz Kälte und herannahender Amis. Stattdessen stapfte ich weiter und bewunderte Mutters Rücksichtslosigkeit gegenüber ihrem Knöchel. Sie hatte ihr Kinn vorgeschoben und lief immer schneller.

«Ich komme nicht mehr mit», jammerte ich, «wovor läufst du denn weg? Es verfolgt uns doch keiner.»

«Wer schnell geht, hat ein Ziel. Schlendern bedeutet das Gegenteil. Von da bis zu dem Gedanken, dass man kein Zuhause hat, ist es nur ein kleiner Schritt. Hast du alles schon vergessen, was?»

«Aber was sollen wir in Mahlsdorf?» bohrte ich von neuem.

«Wir gehen doch gar nicht bis Mahlsdorf. Vielleicht fällt uns in Kaulsdorf schon ein, was wir unternehmen könnten.»

Die Amis hatten ziemlich lange auf sich warten lassen. Aber nun schrillten die Sirenen und kaum waren sie verstummt, da ballerten schon die ersten Flakgeschütze los. Wir hörten ein tiefes Brummen, das immer stärker wurde, und dann sahen wir sie.

Gegen den morgenroten Himmel hoben sie sich ganz deutlich ab. In wohlgeordneten Pulks zogen sie ruhig ihre Bahn, flogen in Richtung Stadtmitte, und einige liessen schon ihre Bomben ab. Ob sie von der Flak getroffen waren und dämm ihre Bomben so früh ab warfen, konnten wir nicht erkennen.

Nichts explodierte dort oben. Aber unten. Wir warfen uns auf die Strasse und begriffen zuerst überhaupt nicht, dass das schon die Bomben waren, die wir gerade dort oben herunterpurzeln sahen.

Mutter lag dicht neben mir und legte sich plötzlich auf mich. Dabei betete und fluchte sie gleichzeitig. Sie betete auf hebräisch und fluchte auf deutsch.

Ich wagte nicht einmal den Kopf zu heben. Aus Angst vor den immer näher kommenden Einschlägen, aber auch vor dem Gesicht meiner Mutter. Um uns herum war ein einziges Pfeifen, Heulen und Krachen.

«Was gibt es denn hier in Kaulsdorf-Süd so Wichtiges, dass sie es derart beharken müssen», dachte ich. Und dann schlug dicht neben meinem Kopf etwas ein. Ich schrie auf, weil ich dachte, Mutter sei getroffen worden, aber sie drückte mich hemnter.

«Liegenbleiben», sagte sie, «es ist gleich vorbei.»

Ich schaute nach rechts, wo der kleine Einschlag herkam. Etwa zwanzig Zentimeter neben meinem Kopf steckte ein Granatsplitter zwischen den Pflastersteinen. Er sah aus wie eine scharfe Messerklinge und dampfte vor sich hin.

«Hier bleibe ich jetzt liegen, bis der abgekühlt ist», dachte ich, «für den kann ich von Rolf alles haben, was ich will.» Eine Militärstreife stand wie aus dem Boden gewachsen vor uns. «Los, mitkommen, aber fix!»

Sie quetschten uns in den Beiwagen ihres Motorrades, schwangen sich selber auf den Sattel und bretterten los. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Granatsplitter zu greifen. Er war noch ganz heiss. Ich hielt ihn gegen den Fahrtwind und versuchte, ihn und meine Hand damit abzukühlen.

«Was hast du denn da?» fragte mich der Soldat auf dem Soziussitz.

«Granatsplitter.»

«Zeig mal her.»

«Der ist aber noch ganz schön warm, gerade runtergekommen.»

«Keine deutsche Ware. Das ist ein Gruss aus Amiland. Sammelst du das?»

Ich nickte. «Von meinem Freund in Waldesruh kriege ich mindestens drei Flaksplitter dafür.»

«Da kannst mal sehen, wie teuer die schon gehandelt werden.»

«Die Bombensplitter?»

«Nee, die Amis.»

«Die Amis können mich am Arsch lecken», schrie ich gegen den Wind an.

«Das braucht er denen nicht zweimal zu sagen», mischte sich der Fahrer ein, «die Neger sind doch alle schwul.»

Meine Mutter sah ihn an, und wir schwiegen, bis sie uns vor einem Hochbunker absetzten.

«Ist ja ziemlich ruhig geworden. Vielleicht gibt es bald Entwarnung.»

«Das täuscht», erwiderte der Beifahrer. «Die nächste Welle kommt bestimmt. Macht mal, dass ihr da reinkommt.»

Sie stiegen gar nicht erst ab, sondern fuhren sofort weiter. Man schien beobachtet zu haben, wer uns abgesetzt hatte. Die Stahltür öffnete sich augenblicklich, und wir wurden förmlich reingezogen. Einer der Männer stellte sich als Blockwart aus der Umgebung vor. «Ihr habt ja vielleicht Humor. Habt ihr denn die Sirene nicht gehört?»

«Wir wurden völlig überrascht, und ich wollte nicht in den Splitterbunker unserer Bekannten hinein. Da haben uns die freundlichen Herren hierhergebracht.»

«Glück gehabt. Ihr hättet auch platt wie die Briefmarken sein können.»

«Wäre auch beinahe passiert. Hier, dieses Stück Splitter hat sich ganz dicht neben mir in den Fahrdamm gebohrt.» Ich zeigte ihm den Splitter. «Wir lagen platt auf dem Boden, als die ihre Bomben abliessen. Meine Mutter hat sich richtig den Fuss verstaucht, als die beiden uns zu Boden geworfen haben. Sie ist am Motorrad hängengeblieben.»

«Zeigen Sie mal her.»

«Nicht der Rede wert», sagte Mutter und versuchte, den Fuss unter die Bank zu ziehen. Dabei schnitt sie eine Grimasse, und der Blockwart sagte, dass sie einen Arzt hierhätten.

Er zog ihr den Fuss sachte unter der Bank hervor und versuchte, den Schuh aufzuknöpfen. Mutter stöhnte leise auf, und er sagte: «Jetzt legen Sie sich mal da auf die Pritsche, und ich hole den Arzt. Der wird Ihnen sicher helfen

können», beruhigte er meine Mutter, als sie sofort aufstehen wollte.

«Du passt auf deine Mutti auf, damit sie uns nicht wegläuft.» Damit verschwand er die Treppen hoch.

«Jetzt hast du aber was ganz Kluges gemacht, denkst du.»

«Wieso? Du bist doch nicht beschnitten. Schon gar nicht am Fuss.»

Ich weiss nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich das sagte. Jedenfalls schlug sie mit aller Heftigkeit zu. Das war das dritte Mal, dass Mutter so unbeherrscht auf mich eindrosch. Sie hatte mich so unglücklich getroffen, dass mein Ohr anfang, gemein weh zu tun. Fassungslos vor Schmerz und Wut, fing ich zu heulen an. «Ich wollte doch nur, dass du einen Arzt kriegst, der dir helfen kann. Das ist doch die beste Gelegenheit.»

«Hör auf zu heulen. Die müssen gleich hiersein. Nimm dich zusammen!»

«Vielleicht kann er mich gleich mitverarzten», sagte ich und heulte weiter. «Was soll ich ihm sagen, wo ich das her habe? Vielleicht ist meiner Mutter die Hand ausgerutscht, als sie meine Ohren waschen wollte.»

Mein Ohr tat immer mehr weh, und ich fing vor Schmerz an, richtig in mich hineinzuweinen.

Mutter sah nur weg und starrte auf ihren kaputten Fuss. «Du gibst nur an», sagte sie in einem ganz fremden Ton. «Das ist so deine Art, dich für deine Frechheiten zu entschuldigen. Du drehst einfach den Spiess um und spielst das Opfer.»

Der Blockwart kam die Treppe herunter. «Ziehen Sie schon mal den Schuh aus, wenn Sie können, der Arzt kommt gleich.»

Mutter biss die Zähne zusammen und bekam tatsäch-

lich den Knopf durch die Lasche, obwohl der Fuss inzwischen so angeschwollen war, dass der Lederriemen sich bis zum Zerreißen über den Spann dehnte. Vorsichtig legte sie die gesunde Fussspitze an den kranken Hacken und versuchte, den Schuh langsam hinunterzudrücken. Der Blockwart riet ihr: «Machen Sie's mit einem Ruck, dann haben Sie's hinter sich.»

Das tat sie, schrie furchtbar auf, und der Schuh segelte am Kopf des Blockwarts vorbei an die Wand. Mutter stöhnte und versuchte den Schmerz durch Hinundherwiegen des Oberkörpers zu betäuben.

«Wie ein Kantor in der Synagoge», dachte ich.

Dann kam der Arzt mit einer grossen Medikamententasche und hinter ihm ein Offizier der Wehrmacht.

«Was ist denn hier los?» fragte er.

«Die Frau und ihr Sohn sind von einer Militärstreife abgeliefert worden. Sie wurden vom Alarm überrascht, weil sie sich nicht in einem Splitterbunker bei ihren Bekannten aufhalten wollten.»

Der Arzt kniete schon und betastete Mutters Fuss. «Der sieht ja aus wie aufgeblasen. Mein Gott, wie ist denn das passiert?»

«Sie ist am Motorrad hängengeblieben, als wir uns alle auf den Boden geworfen haben. Der Mann von der Streife hat sie noch weitergezerrt, weil er nicht gesehen hat, dass meine Mutti den Fuss noch nicht frei hatte.»

Der Arzt bat Mutter, den Strumpf auszuziehen, betastete vorsichtig den Knöchel und sagte dann: «Eis, Eis und noch mal Eis. Haben wir Eis hier?»

«Im Getränkeschrank oben im Wachzimmer.»

Der Offizier lief ohne weitere Aufforderung nach oben und kam mit einer Handvoll Eiswürfel zu uns zurück. «Sie müssen mit dem Eis ganz sanft über die Beule reiben, und

wenn es zu weh tut, löse ich Sie ab, oder Ihr Sohn tut es. Später machen wir dann einen dicken Stützverband, und dann kann deine Mutter wieder mit dir um die Wette laufen.»

Nach Stunden kam endlich die Entwarnung. Wir hatten die ganze Zeit im Eingangsraum gesessen und gekühlt. Abwechselnd. Sogar der Wehrmachtsoffizier hatte sich angeboten, als unsere Finger klamm wurden. Als die Entwarnung kam, sagte der Arzt, er müsse jetzt los, wolle aber vorher Mutter noch den Verband anlegen. Es waren ziemlich wenig Menschen im Bunker, die alle an uns vorbeimussten und Mutter mitleidig ansahen.

Schliesslich bot der Offizier an, uns nach Hause zu bringen.

«Wir wohnen in Waldesruh», sagte Mutter.

Ich dachte, ich höre nicht richtig.

Er brachte uns mit einem Opel P4 nach Waldesruh. Fast musste erblind fahren, weil die abgedunkelten Scheinwerfer nur wenig Licht hergaben. Dann hielten wir vor Käthes Haus. Meine Mutter bedankte sich, sagte, die kurze Strecke bis zur Haustür könne sie sich auf ihren Sohn stützen, der Offizier legte die Hand an die Mütze und fuhr sofort weiter.

Wir gingen durch den Garten, Käthe verriegelte Gott sei Dank nie ihre Gartentür, und standen vor dem verschlossenen Haus. Wir hatten die Hoffnung, dass unsere etwas sorglose Käthe irgendein Fenster zu schliessen vergessen hatte. Aber nichts dergleichen. Käthe musste schon lange Zeit nicht mehr hiergewesen sein. Sonst standen immer irgendwelche Gartengeräte oder eine Schubkarre draussen herum. Aber diesmal war alles weggeräumt. Und das Hauptmerkmal eines verlassenen Hauses war nicht zu übersehen. Mutter zeigte stumm nach oben: Der Schorn-

stein rauchte nicht. Käthe fror fast immer und griff als erstes zu Streichhölzern und Schürhaken, wenn wir nach Hause kamen.

Wir kauerten die ganze Nacht an der Rückwand des Hauses und sangen Loblieder auf Martchen, die uns bei aller Panik und Hast noch mit dieser dicken Kleidung versorgt hatte. Hin und wieder dösten wir vor Erschöpfung ein, aber von echtem Schlaf konnte keine Rede sein. Wir hatten zu grosse Angst, die Morgendämmerung zu verpassen und uns am hellichten Tag von den Nachbarn bestaunen zu lassen.

«Es gibt zwei Möglichkeiten», flüsterte Mutter vor sich hin, «entweder wir versuchen am Morgen nach Köpenick zu kommen und bei Radny unterzuschlüpfen, oder wir fragen bei Redlich an, ob er uns ein paar Nächte bei sich unterbringen würde.»

«Was für einen Grund sollen wir denn haben, bei ihm unterzukriechen?»

«Wir haben den Schlüssel verloren, den Käthe uns überlassen hat.»

«Und wo waren wir bis jetzt?»

«Bei Verwandten in ... ich weiss nicht, wo.»

Sie legte den Kopf auf ihre Knie und schwieg. Es muss sie schwer mitgenommen haben, bei fremden Menschen um Unterkunft betteln zu müssen. Nicht zu wissen, wo man den Kopf in der nächsten Nacht hinlegen konnte. Nicht zu wissen, wann dieser Krieg endlich zu Ende sein würde.

Völlig übernachtigt und total erschöpft, stolperten wir am nächsten Tag die Landstrasse nach Köpenick entlang und hatten darauf achtzugeben, dass wir wie Spaziergänger aussahen. Zur S-Bahn nach Mahlsdorf war es genauso

weit wie nach Köpenick, wenn nicht noch weiter, und Busse fahren nicht mehr regelmässig, wenn überhaupt noch.

Mutters Fuss schien immer mehr zu schmerzen. Sie hinkte zunehmend und musste sich öfter an einen Baum lehnen. Der Wald zwischen Waldesruh und Köpenick war noch ganz unversehrt, und die Landstrasse, die durch den Wald führte, war nur wenig befahren.

Ich war hier schon oft mit Rolf auf Splittersuche gegangen, aber an diesem Tag sah der Wald ganz anders aus. Er stank förmlich nach modriger Feuchtigkeit und wirkte viel grauer und lebloser als sonst, obwohl die Bäume doch jetzt schon junge Blätter hatten. Das einzig Gute an diesem Marsch war, dass Mutter auf dem weichen Waldboden neben der Strasse laufen konnte.

Das Tor zur Hühnerfarm stand weit offen. Ich nahm Mutter bei der Hand und lief mit ihr auf die Bürobaracke zu. Kunden, die mit ihren Autos vorbeikamen, grüssten mich und riefen mir Freundlichkeiten zu, die ich nicht verstand. Ich hatte den Eindruck, sie lachten über mich und meine hinkende Mutter. Vielleicht machten sie sich lustig über ihren Mantel oder über meine Joppe.

Ich lief immer schneller, und Mutter stöhnte leise vor sich hin, liess aber meine Hand nicht los. Ich hatte den Weg vom Tor zur Baracke nie als so weit empfunden. Als wir ankamen, öffnete ich die Tür und schaute hinein.

Das Büro war leer. Ich zog Mutter hinein und setzte sie auf einen Stuhl. Dann liess ich mich auf dem Boden nieder, lehnte meinen Rücken gegen ihren Stuhl und musste mir Mühe geben, nicht sofort einzuschlafen. «Vielleicht dauert es ja noch ein Weilchen, bis sie auftauchen», dachte ich, «wäre schön, wenn wir noch so ein bisschen dösen könnten.»

Mutter stiess mich mit dem gesunden Fuss an. Ich

schreckte hoch. Neben Radny stand ein Uniformierter. Ich sah sofort, dass es ein ganz hohes Tier war. Er sah erst meine Mutter an, dann mich. Dann sah er Günter an. Und der war sprachlos. Offenbar hatten sie beide Probleme mit unserer Kleidung. Mutter versuchte aufzustehen, aber ich war sofort auf den Beinen und drückte sie wieder auf ihren Stuhl zurück.

«Wir sind ausgebombt», rief ich lauter als nötig, «es ist alles verbrannt. Die Sachen hier hat man uns bei der Auffangstelle gegeben, und meiner Mutter ist der Knöchel kaputtgegangen. Sie ist am Motorrad hängengeblieben.»

Jetzt bloss nicht aufhören zu quasseln. Die dürfen gar nicht zum Denken kommen. Und vielleicht fällt mir ja dann auch was Glaubwürdiges ein. Ich muss aber schon ganz gut gewesen sein, denn das hohe Tier fragte, wie denn das mit dem Motorrad passiert sei.

«Eine Streife hat uns mitgenommen. Und dann hat es wieder gekracht, und der Streifenfahrer hat Mutter so schnell aus dem Beiwagen rausgezerrt, dass er gar nicht merkte, wie sie mit einem Bein hängenblieb. Er wollte ja nur, dass wir uns sofort auf den Boden werfen.»

«Dann hat er es doch aber gut gemeint, nicht wahr?»

«Ja, ja», bestätigte ich.

«Sind Sie denn schon ärztlich versorgt worden?» wandte er sich an Mutter.

Auch sie nickte ganz eifrig, und Radny erklärte, dass wir gute Freunde seien und er von unserer Situation auch erst eben erfahren habe.

«Wenn Sie Hilfe brauchen, wissen Sie ja, wo Sie mich finden. Und pöppeln Sie meinen Osterbraten auf.» Er schüttelte Radny die Hand, ohne uns weiter zu beachten, und verliess den Raum.

Günter lehnte sich an seinen Schreibtisch. «Wo kommt ihr wirklich her?» fragte er ohne Umschweife.

«Aus Waldesruh», sagte ich.

Meine Mutter hielt mir den Mund zu. «Wir sind gestern früh aus Karl Hotzes Haus geflüchtet. Es gab keine andere Möglichkeit, als aus dem Fenster im Obergeschoss zu springen. Dabei habe ich mir den Knöchel verletzt.»

Radny nickte langsam. «Karl ist verhaftet worden. Seine Frau auch.»

«Und was ist mit seiner Schwägerin?»

«Weiss ich nicht. Bis jetzt weiss ich nur, dass er und seine Frau abgeholt wurden.»

Meine Mutter schwieg wieder. Sie brachte es einfach nicht fertig, ihn um ein paar Tage Unterkunft für uns zu bitten. Ich fühlte, dass sie am Ende war, total erschöpft. Und das machte mich immer aggressiver.

«Wir müssen jetzt erst mal schlafen», sagte ich.

Mutter schaute auf ihre Füße, und Radny schwieg.

«Wir haben in Waldesruh auf dem Grundstück einer Bekannten gelegen. Hinter dem Haus. Sie war nicht da. Und wir haben die ganze Nacht im Freien zugebracht.»

«Ich kann euch hier nicht aufnehmen.» Er schüttelte den Kopf.

«Vielleicht haben wir schon morgen eine Idee, wo wir hinkönnen», bettelte ich jetzt ganz offen, «Mutter kann einfach nicht mehr weiter, und ich auch nicht, wenn Sie's genau wissen wollen.»

Mutter zog sich an der Lehne hoch. «Hör auf damit», fuhr sie mich an. «Es tut mir leid», wandte sie sich an Radny, mit dem ganzen Stolz, den sie in ihrem Zustand noch aufbringen konnte. «Es tut mir leid. Für ihn und für Sie. Seien Sie uns nicht böse, und vergessen Sie's.» Sie humpelte zur Tür.

«Ich kann es wirklich nicht, Frau Degen», sagte er leise. «Hotze und ich sind sehr befreundet, und ich bin nicht sicher, ob er diese Verhöre noch einmal übersteht. Ohne zu singen, verstehen Sie? Ich habe ihn immer wieder davor gewarnt, diese Scheissflugblätter zu verteilen. Er kam sich äusserst raffiniert vor, wenn er die Blätter auf Ämtern unter einem Packen Formulare liegenliess, irgendwann sind die Formulare aufgebraucht und dann liegen sie offen da', hat er gesagt. Nach Bombenangriffen hat er sie einfach auf der Strasse in den Wind geschmissen, damit die Gestapo glauben sollte, die Engländer hätten sie abgeworfen. Ich glaube, dass er viel zu intelligent war, um wirklich raffiniert zu sein. Wenn man ihm nur etwas davon nachweisen kann, sehen wir ihn nie wieder. Und er hatte mir so fest versprochen, sich nicht mehr in dieser Richtung zu betätigen. «Ich nehme dir den Jungen ab, damit er sich nicht auf der Strasse rumtreibt, und du gibst mir dein Wort, dass du aufhörst mit dieser riskanten Flugblättere', habe ich ihm gesagt. Er hat mir sein Wort gegeben und weitergemacht. Das war ein Vertrauensbruch, den wir vielleicht alle noch teuer bezahlen werden. Ich habe vor einem Jahr geheiratet und möchte diesen Krieg und diese Verbrecher überleben. Zusammen mit meiner Frau. Wenn ich mir vorstelle, dass meine Frau von so einem sadistischen Verbrecher gequält wird, habe ich einfach keinen Mumm mehr.»

«Ich verstehe Sie sehr gut», sagte Mutter, und dann gingen wir.

Er lief noch eine Weile neben uns her, aber er sagte nichts mehr. Wir auch nicht. Am Tor strich er mir kurz über den Kopf und ging dann zurück.

Die folgenden zwei Tage, bis wir uns entschlossen, die zweite kleine Chance zu ergreifen, waren schlimm. Wir schlichen uns nachts in leerstehende Splitterbunker, und wenn die Eigentümer sie während eines Bombenangriffs aufsuchten, redeten wir uns heraus, dass wir vom Alarm überrascht worden seien. Meistens waren die Leute viel zu müde und apathisch, um uns ernsthafte Vorwürfe zu machen. Als wir aber auch noch unsere Lebensmittelmarken verbraucht hatten und zur Schlaflosigkeit noch der Hunger dazukam, gaben wir auf.

«Mutter», fing ich vorsichtig an, während wir in einem noch nicht ganz fertiggebauten Graben saßen, «das halten wir nicht durch. Wir sollten Kontakt zu Lona aufnehmen. So gut kannte sie Hotze doch gar nicht, dass sie Angst haben müsste.»

«Hast du seinen guten Freund sprechen hören? Sie haben jetzt alle Angst. So kurz vor dem Ende noch aufgehängt zu werden ist wohl das Schlimmste, was einem passieren kann. Ich kann das sehr gut verstehen. Ich wüsste nicht, wie ich mich verhalten würde. Wie würdest du dich verhalten?» Sie grinste mich plötzlich an und rieb ihren Knöchel.

«Ich würde mich wie Karl verhalten», sagte ich verbissen.

«Ja», sie nickte und überlegte, «das ist der mutigste Mann, den ich je kennengelernt habe. Und ich habe ihn so falsch eingeschätzt, weil er so geschwollen dahergeredet hat. Und letzten Endes hat er auch damit rechnen müssen, geschnappt zu werden. Er hat alles ganz präzise geplant. Und das erste, woran er gedacht hat? Er hat uns noch rechtzeitig gewarnt und uns aus dem Fenster springen lassen.»

«Martchen hat uns gewarnt.»

«Ja, ja, dein Martchen», grinste sie immer noch, oder

war es ihr Knöchel, weswegen sie das Gesicht verzog? Sie massierte ihn, wenn wir uns irgendwo ausruhen konnten, und machte mit dem Fuss vorsichtige Kreisbewegungen.

«Wir können Lona auf keinen Fall mit hineinziehen. Weisst du, wir sollten versuchen, sie genauso zu schützen, wie sie uns geschützt hat. Das sind wir ihr schuldig. Genausowenig, wie wir uns bei Martchen sehen lassen dürfen.»

«Und Tante Regina? Wo hält die sich denn auf?»

«Regina hat eine fabelhafte Unterkunft gefunden. Sie lebt mit einem Herrn Karfunkelstein zusammen. Er ist Jude, hat aber eine arische Frau, und die soll alles organisiert haben. Kunststück! Mit dem Geld! Der ist steinreich und hat alles seiner Frau überschrieben. Als sie sich scheiden liessen, hätte sie, hässlich, wie sie war, die schönsten Männer haben können. Mit dem Vermögen. Sie finanziert das Versteck des Herrn Karfunkelstein, der dort mit meiner Schwester seine Zeit verbringt. Ich kenne ihr Versteck nicht. Nur über Lona hatte ich eine Zeitlang Verbindung zu Regina. Und ich glaube, nicht einmal Lona kennt es genau.»

«Entweder wir nehmen jetzt Kontakt zu Regina auf, über Lona, oder ...», ich sprach nicht weiter.

«Oder?» hakte Mutter nach.

Ich versuchte abzulenken. «Wenn Karfunkelstein nicht weiss, wohin mit dem Geld, könnte er uns doch unterstützen. Vielleicht hätte er noch Platz in seiner Unterkunft. Wenn's für zwei reicht, reicht's auch für vier. Regina würde ihn bestimmt überreden.»

«Oder?»

Ich druckste herum. «Oder wir klopfen bei Rolf an und schenken ihm reinen Wein ein.»

«Wer ist Rolf?»

«Rolf Redlich. Der Sohn vom alten Redlich.»

«Deine rotzigen Antworten sind nur noch schwer zu ertragen.»

«Entschuldigung.»

«Was werden sie tun?» fragte sie nach einer Weile. «Zeigen sie uns an, oder kommen wir bei ihnen unter?»

«Rolf würde uns bestimmt unterbringen.»

«Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit», Mutter hatte mir anscheinend gar nicht zugehört, «sie jagen uns einfach weg. Weisst du, was ich im Moment am schwersten ertragen kann? Dass wir davongejagt werden. Das kommt mir schlimmer vor als Anzeige, Verhaftung und Abtransport.»

Sie bewegte fortwährend ihren Fuss. «Ich darf ihn nicht nur im Uhrzeigersinn drehen. Was meinst du? Ich muss ihn doch auch in die andere Richtung bewegen. Wie beim Walzer. Weisst du, wer gut Walzer tanzte? Papi! Er trat mir zwar dauernd auf die Füsse, aber er entwickelte dabei eine grosse Geschwindigkeit. Ich war immer ganz atemlos und er überhaupt nicht. Obwohl er doch damals schon lungenkrank war.»

«Mutter, was machen wir jetzt?» unterbrach ich sie. Ich fing furchtbar an zu frieren und sah ihr an, dass auch sie fror und nur darüber hinwegreden wollte.

«Entscheide du.»

«Warum soll ich das entscheiden?»

«Es sind deine Freunde.»

«Glaubst du, der alte Redlich wird sich auf ein Gespräch mit mir einlassen? Als erstes wird er nach dir fragen.»

«Dann holst du mich.»

«Und wo bleibst du solange?»

«Ich warte auf der Strasse.»

«Mutter, das könnte unsere letzte Chance sein.» Ich fing fast an zu heulen.

«Eben.»

Damit hatte sich's.

Am nächsten Morgen, nicht zu früh, standen wir vor Redlichs Tür. Es war ein besonders heller Morgen. Wie die sonnigen Sonntage damals, als wir noch mit Vater durch Berlin spazierten. «Damals», dachte ich, «jetzt fange ich auch schon an, wie ein Halbtoter zu reden.»

«Warum klingelst du nicht?» fragte Mutter ungeduldig.

«Weil du neben mir stehst. Du wolltest doch auf der Strasse warten. Ausserdem sieht's hier noch wie im tiefsten Frieden aus.»

«Es ist aber kein tiefster Frieden», damit verliess sie das Grundstück und fing an, nervös auf der Strasse auf und ab zu gehen.

«Wie gut sie wieder laufen kann», beruhigte ich mich. Ich sah ihr nach. Wieder kam mir blitzartig die Erkenntnis, wie schlimm ihr zumute sein musste. Sie schien mir richtig zusammengeschrumpft und gealtert zu sein. Meine schöne Mutter!

Mir war zum Heulen. Ich hätte ihr nachlaufen, mich an ihren Hals hängen mögen und sollte stattdessen hier den starken Maxe markieren, der alles im Griff hat. Nichts hatte ich im Griff. Nichts.

Wenn in diesem Augenblick meine Mutter nicht gewesen wäre, mit ihrem erbärmlichen Aussehen, ich hätte alles ins Aus laufen lassen. Würde sie sich jemals davon erholen? Wenn wir überleben sollten, würde sie diese Demütigungen je vergessen? Wieder so aussehen wie früher?

Ich drehte mich zur Tür und klingelte. Nichts rührte

sich. Völlig ausser mir fing ich an, mit der Faust gegen die Tür zu schlagen, und sie wurde fast sofort aufgerissen.

«Hast du 'ne Meise?» fragte der alte Redlich und zog mich in den Flur. Er hatte die Tür hinter mir zugeworfen und sah mich an. «Geht's dir nicht gut?»

Ich wischte mir über das Gesicht. «Doch.»

«Ich wusste ja gar nicht, dass ihr schon wieder zurück seid. Rolf hat oft nach dir gefragt, und als ich mal die Käthe Niehoff auf der Strasse traf, erzählte sie, ihr wärt für eine Weile in die Uckermark zu Verwandten gefahren. Komm ins Wohnzimmer.»

Er ging voraus. Ich dachte an meine Mutter, die auf der Strasse herummarschierte.

«Ich habe nicht lange Zeit, meine Mutter wartet draussen, und ich wollte nur mal hören, wie es dem Rolf geht.»

«Der macht jetzt Karriere und nimmt an der Ausbildung an panzerbrechenden Waffen teil. Er hat schon eine Panzerfaust in der Hand gehabt.»

Der alte Redlich schien ganz begeistert zu sein, und mir rutschte die ganze Courage in die Hose.

«Da soll er mal lieber aufpassen, dass die Dinger nicht nach hinten losgehen», versuchte ich zu witzeln und stand auf. Es hatte gar keinen Sinn, ihn auf unsre Misere anzusprechen. Ich wusste bloss nicht, wie ich das Mutter beibringen sollte.

«Jetzt lass doch deine Mutter nicht länger draussen warten, oder habt ihr es sehr eilig?»

«Nein.»

«Dann holen wir sie doch am besten rein. Los, komm!»

Er öffnete die Haustür und musste bis zur Gartenpforte gehen, um sie zu sehen. Ich war ihm nachgelaufen. Auf sein Winken kam sie etwas zögernd auf uns zu.

«Hat sie sich weh getan?» fragte er mich.

«Sie hatte einen kleinen Unfall während eines Angriffs.»
«Mensch, ihr seid doch nicht schon wieder ausgebombt worden?»

Ich gab keine Antwort.

«Und da hast du dir die Joppe von deinem Vater gegriffen, oder?»

Inzwischen war Mutter herangekommen, und er streckte ihr die Hand hin. Er betrachtete sie ziemlich fassungslos. «Kommen Sie, ich hake Sie unter. Ich habe gehört, Sie haben sich verletzt.»

Er stieg langsam mit ihr die paar Stufen zur Haustür hoch, während Mutter nur «Es geht schon, es geht schon» murmelte, sich aber trotzdem auf seinen Arm stützte. Wir brachten sie ins Wohnzimmer und setzten sie auf das Plüschsofa.

«Sie müssen das Bein hochlegen», sagte Redlich, «und den Schuh ausziehen. Ich habe noch ein paar Löffel Bohnenkaffee. Für uns beide reicht's.»

Er schien ganz aufgekratzt zu sein und wartete Mutters Einverständnis gar nicht erst ab. Nachdem er Wasser aufgesetzt hatte, kam er sofort wieder.

«Wenn Sie wollen, schaue ich mir Ihren Fuss gerne mal an», schlug er vor, «ich habe einen Kurs in Erster Hilfe gemacht. Verstauchungen und Prellungen sind genau mein Fall.»

Er lächelte sie freundlich an, und Mutter schien das unglaublich wohlzutun. Sie streckte einfach ihr Bein aus, und er streifte ihr vorsichtig den Schuh ab. Sie verzog nicht einmal das Gesicht. Zwischendurch lief er in die Küche und brühte den Kaffee auf, kam ganz schnell wieder zurück, mit einer Leichtigkeit, die man dem schweren Kerl gar nicht zugetraut hätte.

Mutter hatte inzwischen ihren Strumpf runtergerollt,

und er zog ihn behutsam an den Zehenspitzen vom Fuss. Dann wickelte er sehr gekonnt den Stützverband herunter. «Das sieht aber gar nicht gut aus», sagte er. «Den tun wir am besten so lange ins Eisfach, bis er abgeschwollen ist.»

Fröhlich verschwand er wieder und kam bald mit einer Kaffeekanne zurück. «Junge, im Küchenschrank sind Kaffeetassen, und auf dem Fensterbrett steht Apfelsaft. Der wäre für dich. In einer der Schubladen sind auch Löffel. Milch gibt es leider keine, aber vielleicht noch ein bisschen Zucker. Die Dose steht da, wo auch die Tassen stehen.»

Damit scheuchte er mich in die Küche, und ich versuchte im Geschwindigkeitsschritt den Tisch zu decken. Plötzlich merkte ich, wie meine Knie anfangen zu wackeln. Ich schaffte es gerade noch, die Tassen hinzustellen, und lehnte mich schnell an die Wand.

Redlich bekam davon nichts mit. Er war ganz mit Mutters Fuss beschäftigt. «Das ist eine Bänderzerrung. Das dauert. Wir müssen es kühlen. Und der Fuss braucht eine kleine Schiene.»

Mutter sah mich an, und der Schreck in ihren Augen machte ihn auf mich aufmerksam. «Jetzt kipp mir bloss nicht um. Du siehst ja ganz grün aus.»

Er legte Mutters Bein vorsichtig auf das Sofa zurück und kam auf mich zu.

«Mir ist nur ein bisschen schlecht», wehrte ich ab.

«Was heisst, dir ist schlecht? Du hast Hunger!»

Er lief wieder in die Küche und kam mit einem ganzen Laib Brot und einem Messer zurück. Im Gehen schnitt er mir eine dicke Scheibe ab. «Erst mal das», sagte er, «und wenn dir besser ist, kannst du die Speisekammer plündern. Ich glaube, Sie essen auch erst mal ein Stück Brot, bevor Sie den Kaffee trinken.»

Damit reichte er ihr auch eine Scheibe und widmete

sich gleich darauf wieder ihrem Fuss, tastete langsam ihren Knöchel auf beiden Seiten ab, offenbar ohne ihr weh zu tun, verschwand in die Küche und kam mit einem altmodischen Eisbeutel zurück. «Da wird der Fuss jetzt ein bisschen Zicken machen, aber das ist das einzige, was hilft.»

Er legte ihr vorsichtig den Beutel auf den Knöchel, und Mutter zuckte zusammen. «Wenn es zu viel wird, müssen wir ein Tuch drumwickeln, aber besser wäre es ohne.» Er stützte den Beutel so mit Kissen ab, dass er dicht am Knöchel blieb, und goss Kaffee ein.

Wir wurden fabelhaft versorgt. In der Speisekammer fand ich eine lange, noch nicht ausgetrocknete Hartwurst, Tomaten und Schmalz und kam damit ins Wohnzimmer.

«Käse ist auch da. Ein ganzer Edamer aus Holland. Ich kriege so was manchmal zugesteckt, wenn ich in diesen Ländern herumfahre. Mit Polen wird's ja nun bald am Ende sein. Und mit der Krakauer auch.»

Er zwinkerte mir zu und war bester Laune. Er war nicht wiederzuerkennen. Mutter trank langsam ihren Kaffee und kaute an ihrer Scheibe Brot herum. Sie war ganz fasziniert von seiner Geschäftigkeit. Er schnitt ihr kleine Scheiben von der Wurst ab und machte ihr noch einmal klar, dass der Fuss geschient werden müsse. Sie brauche gar keinen Arzt dazu. Er könne die Schiene selber herstellen.

«Warum betont er so auffällig, dass sie keinen Arzt braucht?» fragte ich mich.

«Ich bastele Ihnen eine Schiene zusammen, die Sie dann bequem selber anlegen können, wenn Sie bei Frau Niehoff sind. Sie wohnen doch wieder bei Frau Niehoff»

«Wir warten schon den ganzen Morgen auf sie und wollten jetzt nach Köpenick ins Lager. Aber wir waren eigentlich hier verabredet.» Meine Mutter schien sich wieder einigermassen erholt zu haben. Ihre Schwindelei hatte

die alte Selbstverständlichkeit, die so fabelhaft überzeugte.

«Na, dann warten Sie eben hier auf sie. Es wird ihr sicher was Wichtiges dazwischengekommen sein. Und Rolf wird sich nicht mehr einkriegen, wenn er dich hier sieht.»

«Fehlt nur noch, dass sie doch noch nach Guben versetzt worden ist», sagte ich.

«Das hätte sie mich sofort wissen lassen. Sie kannte doch unsere Adresse», winkte Mutter ab.

«Wie denn, wenn es ganz plötzlich ging?»

«Keine Angst, mein Junge. Das Haus ist riesengross. War für eine grosse Familie gedacht. Wenn du satt bist, kannst du dich ja mal oben anschauen.»

Er goss sich den Rest Kaffee ein, als Mutter ab winkte.

«Manchmal muss man einander eben helfen. Wo käme man denn da hin, wenn man sich nicht mehr auf den anderen verlassen könnte.»

Er schien immer noch fröhlicher werden zu können.

«Jetzt lassen wir deine Mutter vielleicht ein bisschen schlafen, und du hilfst mir, die Hölzer für die Schiene zurechtzuschneiden. Oder willst du zuerst nach oben?»

«Ach, das hat Zeit», wandte Mutter ein, «und vielleicht möchte ich ja gar nicht schlafen.»

«Wie Sie wollen. Ich bin jedenfalls in der Garage. Die habe ich mir zur Werkstatt umgebaut.» Er stand langsam auf. «Ach, wenn Sie vorher gehen wollen, sagen Sie wenigstens Bescheid. Ich will doch Ihre Schiene nicht umsonst gebaut haben.»

Als wir die Haustür einschnappen hörten, sagte Mutter: «Der hat uns von Anfang an durchschaut. Ich bin gespannt, wie schnell die Gestapo hier auftaucht.» Mutter gab das mit einer so lässigen Gleichgültigkeit von sich, dass mir angst und bange wurde.

«Du hast versprochen, dass wir durchkommen.»

«Und was man verspricht, muss man halten. Du hast völlig recht. Vielleicht findest du hier irgendwo ein Handtuch oder Geschirrtuch. Dieser Eisbeutel brennt wie Feuer.»

Als ich mit einem Handtuch zurückkam, bat sie mich, ihr noch etwas Wurst abzuschneiden. Sie genoss es richtig, auch einmal bedient zu werden, und ich atmete auf. Gott sei Dank hatte sie es aufgegeben, noch einmal weglaufen zu wollen.

Wir hatten uns den Magen vollgeschlagen, vor allem mit Brot, um ihm seine polnische Wurst nicht vollständig wegzuessen, und warteten. Mutter schlief tatsächlich ein, und ich muss auch weggenickt sein.

Ich hatte den alten Redlich gar nicht hereinkommen hören. Er hatte zwei ziemlich breite und dünne Hölzer in der Hand, die er mit Streifen Segeltuch verbunden hatte.

Ich schaute ihn an, und er flüsterte: «Das braucht sie nur anzulegen, wenn sie sich bewegen will. Wir müssen es ihr aber vorher anpassen. Eventuell muss ich dann noch ein bisschen daran rumbasteln. Das Tuch hält eine ganze Menge aus, und ich habe es mit Nägeln an den Hölzern befestigt. Siehst du, so macht man das. Und die Nägel nicht innen einschlagen. Am besten verkleidet man sie noch einmal mit dem Tuch, damit sich nichts durchdrückt.»

Als Mutter wach wurde, passte er ihr die Schiene an, lief noch ein paarmal hinaus, und endlich schien Mutter zufrieden zu sein. «Das können Sie sich patentieren lassen», meinte sie.

Rolf kam in voller Montur nach Hause. Als er uns in der Stube versammelt sah, dachte ich, er kriegt einen Herzschlag. «Wo kommst du denn her? Ich glaub', mich tritt ein Pferd!»

Dann begrüßte er meine Mutter und machte wieder seine artige Verbeugung. Er deutete auf ihren Fuss: «Wie ist denn das passiert?»

«Bei einem Bombenangriff. Wir waren nicht schnell genug im Bunker.» Ich grinste ihn an.

«Ich verstehe, die Amis haben euch überrascht, bevor du den Colt ziehen konntest.»

Sein Vater blickte ihn voller Stolz an. «Ich mach' uns jetzt allen was zu essen. Frau Niehoff hat die Gembergs versetzt, und jetzt können sie doch nicht draussen vor ihrem Haus auf sie warten. Wer weiss, was ihr dazwischengekommen ist. Kann sein, dass sie wirklich nach Guben versetzt worden ist, wie dein Freund vermutet. Dann müssen wir uns was überlegen.»

«Machst du wirklich mit Panzerfäusten rum?» fragte ich Rolf später, als wir in seinem Zimmer sassen.

«Ich kriege eine richtige Ausbildung. Für den Ernstfall.»

«Sag bloss, du zielst damit auf den T34. Die Scheisspanzerfäuste kommen doch gar nicht durch. Und dann machen die dich platt wie eine Flunder.»

«Dann gehe ich eben zur Marine.»

Wir sassen nebeneinander auf seinem Bett, und er legte einen Arm um meine Schulter.

Ich sah an seiner Uniform herunter. «Sieht man dich jetzt nur noch so?»

«Ja.»

«Schnieke Uniform. Bist du jetzt Leitwolf bei den Pimpfen?»

«Hör auf, so zickig zu sein, du dürrer Hering! Wo hast du eigentlich deine Kluft?»

«Verbrennen lassen. Beim letzten Angriff.»

«Du darfst doch keine Uniform verbrennen lassen. Die muss als erstes in Sicherheit gebracht werden. Hast du das

denn nicht gelernt?» Er grinste mich an, aber ich hatte keine Lust mehr auf dieses blödsinnige Frage-Antwort-Spiel.

«Als erstes bringe ich mich in Sicherheit. Und vor allem meine Mutter.»

«Würde ich doch genauso tun», beruhigte er mich, «aber jetzt hör endlich auf, so zickig zu sein.»

Er boxte mich leicht vor die Brust, und bevor wir wieder hinuntergingen, sagte er: «Wenn du Spass dran hättest, könnte ich dich mal mitnehmen. Das liesse sich vielleicht machen.»

Ich war hellwach. «Der belauert mich», dachte ich, «sobald die eine Uniform anhaben, ist die beste Freundschaft im Eimer.»

«Nee, geht doch nicht. Du hast ja deine Uniform verbrennen lassen.» Er hatte wieder diesen Gestapoblick.

«Mutter könnte mir ja eine neue besorgen», tat ich harmlos, «aber vielleicht brauchen wir sie auch gar nicht mehr.»

Er blieb stehen. «Genau, wahrscheinlich stecken die uns gleich in die Wehrmacht. Da musst du aber vorher noch ein bisschen was ansetzen. So als Strich in der Landschaft bist du kein lohnendes Kanonenfutter.» Er grinste wieder und hielt mir die Tür zum Wohnzimmer auf.

Mutter lag immer noch auf dem Sofa und liess sich Redlichs Reiseerlebnisse erzählen. Mit Polen sei es ja nun vorbei. Die Russen stünden schon vor Warschau. Und wenn sie das erst hätten, wäre es nicht mehr so weit bis nach Posen und Königsberg. «Dann müssen wir uns warm anziehen.»

Rolf und ich schauten uns an. «Vielleicht hast du Glück, und du musst die Wehrmachtsuniform auch nicht mehr anziehen», dachte ich.

«Im Moment holen sie mich wieder zu Fahrten nach

Holland und Dänemark. Dort kann man zwar mehr zu futtern organisieren. Aber der polnische Wodka wird mir fehlen.»

«Vielleicht kann man sich den wieder kaufen, wenn der Krieg vorbei ist», sagte Mutter.

Vater Redlich schüttelte bedenklich den Kopf. «Ob die uns dann noch was verkaufen wollen?»

In dieser Nacht hatten wir wieder Alarm. Redlich deutete auf Mutters Fuss und sagte, dass sie es so nicht bis zum Bunker schaffen könne. Wenn es dicke käme, müssten wir eben alle in den Hauskeller. Der wäre ganz schön stabil. Mit einer Eisentür und vielen Weinflaschen in den Regalen. Da könne man dann picheln, wenn man sich vom Lärm draussen ablenken wolle. Seine Fröhlichkeit machte einem langsam zu schaffen. Ich sah es auch Mutter an. Und selbst Rolf betrachtete seinen Vater, als sehe er ihn so zum ersten Mal.

Es blieb ruhig. Nur die Flak bellte ein paarmal los, aber man hörte keine Bombermotoren, und wir warteten auf die Entwarnung. Aber die kam nicht. Erst lange nach Mitternacht hörten wir sie endlich, und Redlich machte den Vorschlag, wir sollten hier übernachten. Die Niehoff würde jetzt bestimmt nicht mehr auftauchen, und es wären genug Zimmer oben. Fürsorglich bezog er uns sogar noch die Betten.

«Fassen Sie mal an, wie leicht die sind. Die habe ich mir in Polen anfertigen lassen. Aus polnischen Gänsedaunen. So was kriegt man bei uns schon lange nicht mehr. Unsere Grosskotze haben ihre in den Postwagen nach Hause geschickt. Da haben wir welche für uns einfach dazugepackt. Die kosteten ja fast nichts. Und in die Plumeaus haben wir noch die Wodkaflaschen eingewickelt. Die waren allerdings sehr viel teurer.» Er seufzte, und wir gingen alle schlafen.

Käthe Niehoff liess sich natürlich auch in den nächsten Tagen nicht sehen. Mutter begann, für uns alle zu kochen, und Redlich schien das sehr zu geniessen.

«Jetzt fühlt er sich als Familienvater. Das hat ihm lange gefehlt. Als Lokführer wird er nur noch ab und zu gebraucht, wenn irgendwo ein paar Züge in die Luft geflogen sind. Er ist seit einem Jahr krankgeschrieben. So was wie ein Frührentner. Die Nerven machten nicht mehr mit», erzählte Rolf, als sein Vater wieder mal auf Achse war. «Er darf eigentlich nie sagen, wohin er muss, aber er verrät es mir trotzdem immer. Irgendwann kriegt der noch einmal eine auf die Nuss, wegen seines Leichtsinns.»

«Was war denn das mit seinen Nerven?» fragte Mutter.

«Das ging schon lange mit ihm. Seit meine Mutter nicht mehr hier ist. Darum freut er sich ja so, dass Sie jetzt für uns kochen. Er fühlt sich wie zu Hause.»

«Aber er ist doch hier zu Hause.»

«Er war hier nie zu Hause. Das hat er auch immer gesagt», erklärte Rolf. «Ich habe das Haus sehr gern. Wie findet ihr's?»

«Lässt sich leben hier», sagte ich.

Rolf schlug mir auf die Schulter. «Dann hoffe ich, dass sich Frau Niehoff nicht so beeilt.»

«Er ist mein bester Freund», dachte ich, «aber irgend etwas versteckt er vor uns. Er tut so, als ob er alles weiss.»

Ich sprach mit Mutter darüber, und die sagte nur: «Natürlich wissen die, aber solange sie damit nicht zur Gestapo rennen, soll mir das egal sein.»

Wenn Redlich von seinen Fahrten zurückkam, brachte er immer was mit. Wie ein Hamster häufte er Fressalien auf Fressalien. Mutter hatte immer ausreichend Mehl, Zucker und manchmal auch Eier zur Verfügung. Jetzt konnte sie sogar backen und endlich wieder ihre in unserer Familie

berühmten Piroshki zubereiten. Piroggen. Teigtaschen, die mit Kartoffelbrei und gebräunten Zwiebeln gefüllt wurden.

Als Redlich sie zum ersten Mal ass, kriegte er sich nicht wieder ein. «Wo haben Sie das denn gelernt?»

«Von einer russischen Freundin», antwortete Mutter kurz und verbat sich damit jede weitere Frage.

Die Redlichs hatten nur vor einem Angst: dass Käthe Niehoff wieder auftauchen könnte. Auch mir war es sehr recht, dass sie noch nicht aufgetaucht war. Wir hatten einen schönen Sommer. Nach Fliegerangriffen suchten wir in den Wäldern Granatsplitter und fanden einmal sogar Teile von abgeschossenen Flugzeugen. Aber niemals sahen wir einen toten Ami oder Engländer in der Nähe rumliegen. Von mir aus hätte es immer so bleiben können!

Im Herbst 44 *war es* dann vorbei mit der schönen Zeit. Die Anglo-Amerikaner stiessen mit ihren Bombenangriffen immer weiter nach Osten vor. Vielleicht, um den Russen ein bisschen den Weg zu ebnen.

Bei einem Nachtangriff ging das Haus zu Bruch. Mutter und ich sasssen im Keller. Die Redlichs waren zu einer Geburtstagsfeier eingeladen und hatten vorher nicht mehr die Zeit gefunden, nach Hause zu kommen. Die Bomben machten einen Lärm wie nie. Bald war keine Flak mehr zu hören. Dafür aber MG-Feuer und schwere Bomben. Die Einschläge kamen immer näher. Vor allem das widerliche Pfeifen der Luftminen machte uns angst. Als wir glaubten, wir hätten es wieder mal hinter uns, hörten wir ein paar dumpfe kleine Einschläge.

Es hörte sich an, als klopfe jemand an die Eisentür. Dann fing es an zu knistern. Das Geräusch kam vom Garten, und vor dem Kellerfenster wurde es immer heller. Plötzlich gab

es einen riesigen Schlag. Der Kellerboden stand schräg, und ich sass zwischen geplatzten Mehl- und Zuckertüten am Boden. Das Notlicht war weg. Nur am glühendroten Schein, der durch das Kellerfenster kam, konnte ich mich einigermaßen orientieren.

«Mutter!» schrie ich.

Es kam keine Antwort. Ich tastete mich auf dem Boden vorwärts. So gross war der Keller doch gar nicht. Ich schrie immer wieder nach Mutter. Endlich antwortete sie mit einem Stöhnen.

Sie war unter das Fenster geschleudert worden, während ich in den Kellerraum hineingekrochen war. Sie stöhnte weiter, bewegte sich aber ein bisschen.

«Was hast du? Bist du verletzt?»

«Ich glaube nicht. Sei nur leise. Es können jetzt Leute draussen sein.»

«Wo hast du denn was abgekriegt?»

«Mir ist etwas an den Kopf geflogen.»

Ich tastete nach ihr, setzte mich an die Wand und betete ihren Kopf in meinen Schoss. Dann fühlte ich vorsichtig ihr Gesicht ab.

«Da ist nichts», sagte sie, «es muss mir direkt auf den Kopf gefallen sein. Ich nehme an, das war eine von Herrn Redlichs kostbaren Weinflaschen.»

Ihre Haare fühlten sich wie Stroh an. Dann schrie sie leise auf.

«Du hast eine ganz schöne Beule am Hinterkopf. Ich müsste nachsehen, ob du blutest.»

«Fass noch mal hin und versuch, die Finger ans Licht zu halten.»

Es wurde immer heisser im Keller. Ich tastete sie noch einmal ab, sie schrie wieder ein bisschen, und ich stand erst auf, nachdem ich sie vorsichtig zum Sitzen gebracht

hatte. Soviel ich sehen konnte, waren meine Finger nicht blutig.

«Also dann fehlt mir nichts.»

Sie versuchte auf die Beine zu kommen und wäre fast hingefallen.

«Vielleicht hast du eine Gehirnerschütterung?»

«Oder einen Schädelbruch. Hast du noch so was Hübsches auf Lager?»

Mutter klang wütend. Ich atmete auf.

«Du könntest mal die Tür aufmachen. Das ist ja eine quälende Hitze hier.»

Ich versuchte die beiden übereinander angebrachten Hebelgriffe herunterzudrücken. Man konnte sie gerade noch anfassen. Die Tür war schon zu heiss.

«Ich kann sie nicht runterziehen», sagte ich. «Sie rühren sich nicht!»

Mutter stand ächzend neben mir und tastete nach den Griffen. Dann zog sie rasch ihre Hände zurück.

«Das ist ja heiss wie eine Herdplatte. Warum ist denn die Tür so heiss, um Gottes willen!»

«Ich glaube, das Haus über uns brennt.-Und der Garten auch. Wo soll denn das Feuer sonst herkommen?»

Mutter folgte mir zum Fenster. «Los», sagte sie, «steig auf meine Hände und versuche, das Gitter zu bewegen. Vielleicht lässt es sich öffnen.»

Sie war wieder ganz da. Mann, hatte ich eine Mutter! Ich stieg auf ihre Hände und suchte das Gitter nach Scharnieren oder einem Riegel ab. Nichts! Dann versuchte ich, das Gitter mit aller Kraft nach oben zu drücken, obwohl ich mir dabei die Hände verbrannte.

Mutter konnte mich nicht mehr halten. Ich sprang auf den Boden und suchte nach der Bank, auf der wir gesessen hatten.

«Kleinholz», hörte ich meine Mutter sagen, «so schlau war ich auch. Hätte ich dir sonst meine Hände angeboten?»

Die Hitze wurde immer unerträglicher.

«Wenn wir nicht bald hier rauskommen, ersticken wir.»

«Ersticken würde ich nicht sagen», Mutter fing an zu kichern. «Rösten, braten. Das käme eher hin.»

«Kannst du jetzt mal mit deinen Scherzen aufhören? Wir müssen hier raus!»

«Ja, natürlich müssen wir hier raus! Aber es bleiben uns nur zwei Wege. Der durch die Tür und der durch die Luke. Welchen nehmen wir?»

Sie kicherte stärker.

«Herr Redlich ist ein ganz besonderer Handwerker. Die Tür und das Gitter sind bestimmt Handarbeit. Mit deutscher Gründlichkeit hergestellt. Made in Germany.» Jetzt fing sie richtig an zu lachen. «Hitler erwischt uns überall. Jetzt will er uns bestrafen, weil wir uns nicht vergasen lassen wollen.» Ihr Lachen kippte um, und sie schluchzte hilflos vor sich hin.

Ich erinnerte mich an die Ohrfeige, die ich ihr gegeben hatte, als sie kurz vor unserer Flucht die Fassung verlor. Diesmal umarmte ich sie. «Wir müssen versuchen, die Tür aufzukriegen. Vielleicht machen wir mit den Hebeln was falsch, und sie müssen nach oben gedrückt werden.»

Sie antwortete nicht.

«Und irgendwann hört das Feuer auch mal auf. Das brennt ja nicht ewig.»

Ich fühlte mich furchtbar schlapp und atmete immer flacher. Ich hatte mal gehört, dass man in solchen Situationen ganz flach atmen sollte, um so wenig Luft wie möglich zu verbrauchen. «Das Feuer ist stärker als die Luft. Das verbrennt sie ganz einfach», hatte mir irgendwer erzählt, aber mir fiel nicht ein, wer das gesagt hatte.

Die Flaschen in den Regalen zerplatzten wie kleine Splitterbomben, und wir versuchten instinktiv, unsere Köpfe mit Armen und Händen abzudecken. Ich wurde ein paar mal getroffen, aber wo, hätte ich nicht sagen können. Mutter ging es sicher genauso.

Irgendwann hörten wir jemanden von draussen gegen die Tür schlagen, und als ich vorsichtig den Kopf hob, sah ich einen Schatten über dem Lukengitter. Ich hörte Rolfs Stimme. Er rief, glaube ich, dauernd: «Frau Gemberg!», und dann wurde Wasser durch die Luke in den Keller geschüttet.

Immer wieder hörte ich jemanden weglaufen. Dann kamen die Schritte zurück, und wieder strömte Wasser durch die Luke. Jetzt klatschte es auch von draussen gegen die Tür. «Wir müssen die Hitze aus dem Metall kriegen», sagte eine fremde Stimme.

Dann hörte ich Redlich brüllen: «Ich brauche ein Stemmeisen! Hol mir das Stemmeisen aus der Garage!»

«Die Garage ist also heil geblieben», sagte ich mir, «dann kann es ja nicht so schlimm gewesen sein.»

«Frau Gemberg!» rief jetzt Redlich, und ich sah ihn ganz deutlich über dem Lukengitter. «Können Sie sich hinaufziehen, oder ist einer von euch verletzt?»

«Wir sind beide noch ganz gut in Schuss», antwortete Mutter. «Dich fragt man auch», wandte sie sich an mich. Ich sagte gar nichts.

Oben arbeitete Redlich wie ein Berserker und stemmte langsam das Gitter weg. Rolf schob ein Brett zwischen Gitter und Luke, und dann brachen sie mit lautem Krach das Gitter zur Seite.

«Dankel!» rief Redlich nach hinten, «wir kommen jetzt schon alleine zurecht. Ihr könnt euch jetzt um die anderen Häuser kümmern.»

«Max!» rief Rolf, «ich schiebe euch jetzt einen Hocker durch die Luke und noch eine alte Kiste. Die müsst ihr hochkant stellen, falls der Hocker nicht ausreicht.»

Ich nahm gleich die Kiste. Mutter kletterte drauf, und ich hatte Mühe, die Kiste zu halten. Dann verschwand sie rasch nach oben, und schon griffen Redlichs riesige Hände nach mir.

Redlich brachte uns in die Garage und lief gleich wieder zur Ruine zurück. «Ich muss in den Keller hinunter. Vielleicht gibt's da noch was zu retten!» rief er Rolf zu.

Der lief ihm nach. «Das schaffst du nie. Durch die Luke kommst du doch nicht durch. Lass mich runter.»

Rolf liess sich hinunter und verlangte nach einer Taschenlampe. «In der Garage ist eine. Auf dem Regal an der hinteren Wand», rief er mir zu. Ich rannte in die Garage, fand die Lampe und sah Mutter dort auf der Drehbank sitzen. Sie liess die Füsse baumeln und sagte, dass man sicher noch in diesem Haus wohnen könne. Es gäbe bestimmt noch Räume, die man notdürftig wiederherstellen könnte.

Ich hatte ihr nur halb zugehört und war schon wieder auf dem Weg zu den beiden. Ich hörte Herrn Redlich nach unten fragen, ob die Tür immer noch so erhitzt sei und ob Rolf das mal prüfen könne.

«Die Hebel lassen sich noch nicht bewegen», rief Rolf nach einer Weile rauf, «aber die Tür ist schon ziemlich abgekühlt.»

Ich reichte ihm die Stablampe nach unten. «Vielleicht sollten wir es mal von aussen versuchen», sagte ich zu Redlich. Er marschierte sofort los. Ich lief ihm hinterher. Wir kamen durch den Flur, durch den man in Rolfs Zimmer nach oben blicken konnte, stiegen über teilweise noch qualmende Schuttberge und arbeiteten uns die Treppe hinunter.

«Tritt nicht auf irgendwelch glühendes Zeug. Die haben ihre Stabbrandbomben hier abgelassen, und wenn man damit in Berührung kommt, pappt das an einem fest wie Pech und Schwefel. Höllisches Zeug, das!»

Bis auf das Sofa im Wohnzimmer, auf dem Mutter noch vor ein paar Stunden gesessen hatte und das jetzt mit halb abgebrochener Lehne quer über der Treppe lag, war noch alles intakt, aber staubig.

Wir brauchten nur über das Sofa zu klettern und kamen unversehrt die Treppe bis zur Eisentür hinunter. Redlich legte vorsichtig die Hand auf den obersten Griff. Er war anscheinend abgekühlt. Er schlug mit der flachen Hand an die Tür: «Rolf?»

«Ich will euch gerade die Tüten und Flaschen nach oben reichen, und wer ist nicht da? Ihr!» kam es von drinnen.

«Wir versuchen, ganz normal durch die Tür zu kommen», rief Redlich und machte sich an den Hebeln zu schaffen.

«Hier drinnen bewegt sich was», rief Rolf.

«Hier draussen nicht», ächzte Redlich. Er trat zurück.

«Ich glaube, die Hebel stehen wirklich nicht mehr so wie vorher», meinte ich.

«Max?» kam es wieder von drinnen.

«Ja?»

«Meine Uniform kannst du auch wegschmeissen.»

«Jetzt wirst du verhaftet!» gab ich zurück.

Redlich hatte den unteren Hebel ganz nach oben gezogen und machte sich an dem oberen zu schaffen.

«Los, Vati, zieh! Hau ruck!» rief Rolf. «Nicht nachlassen! Der Sieg ist unser!»

«Lass mich erst mal drin sein, dann erkennst du dich nicht wieder!» stöhnte Redlich, und dann hatte er auch

den zweiten Hebel oben. «Komm, zieh mit!» forderte er mich auf. «Und du, drück von innen gegen die Tür!»

Wir schwitzten wie die Affen, aber die Tür kam uns langsam entgegen.

«Wir müssen das heilgebliebene Zeug rausschaffen, bevor uns da noch was auf den Kopf fällt. Deine Keile kannst du dir später abholen», sagte er zu seinem Sohn und umarmte ihn. «An die Arbeit!»

Es war inzwischen hell geworden, und ganze Gartenteile glühten noch immer vor sich hin. Aber bei Tageslicht waren sie nicht mehr so gut zu erkennen.

Wir liefen mit unseren Tüten und Flaschen im Slalom über den Rasen und lieferten sie bei Mutter ab, die alles ordentlich stapelte.

Rolf kam mit der Kiste, die er mir hinuntergereicht hatte, und liess mich hineinsehen: «Vatis eiserne Reserve. Krakauer Hartwurst. Die kannst du auch als Totschläger benutzen.»

Später kam Redlich mit einem höllischen Krach und in einer riesigen Staubwolke aus dem Haus gefegt. Hinter ihm brachen ganze Brocken aus der Wand. Dann budelte er eine Matratze aus dem Schutt. «Da sind noch mehr. Die werden wahrscheinlich mit nach unten gekommen sein.»

«Du bist wohl lebensmüde!» schrie Rolf und half seinem Vater, die Matratzen in Sicherheit zu bringen.

«Wenn wir die anderen auch noch finden, können wir uns erst mal ein Lager in der Garage bauen und sind nicht auf fremde Hilfe angewiesen.»

«Da gehst du nicht mehr rein», sagte Rolf.

«Da muss ich wieder rein, wenn wir vier nicht alle auf einer Matratze schlafen wollen.»

Wir sahen wie die Mehlwürmer aus, als wir endlich die

Matratzen und sogar noch die Decken aus dem Schutt gezogen hatten.

«Die sollten aber erst mal in die Reinigung», sagte Mutter trocken.

Und dann sassen wir auf den ausgelegten Matratzen, Redlich schnitt mit seinem alten Klappmesser Wurstscheiben ab und verteilte sie. «Morgen wird alles wohlicher aussehen. Ich werfe den alten Spirituskocher da oben an, und dann wird gekocht.»

«Das bleibt ja wohl an mir hängen», grummelte Mutter, und Redlich servierte ihr eine Wurstscheibe auf der Messerspitze.

Wir schliefen bis in die Nacht hinein, und wenn uns nicht ein Feuerwehrmann geweckt hätte, würden wir auch noch den nächsten Alarm verschlafen haben.

«Ihr solltet längst im Bunker sein. Die Amis haben schon Nauen überflogen.»

«Das schaffen wir nicht mehr», meinte Redlich.

«Nein, jetzt nicht mehr.»

Der Mann sah sich um: «Gemütlich, gemütlich! Dann seht mal zu, dass ihr heil rauskommt. Kein Licht, keine Taschenlampe. Das Fenster ist auch nicht abgedunkelt.»

«Wird nachgeholt.»

«Haben sich noch mehr von eurer Sorte hier in der Gegend verkrochen?»

«Wir haben uns nicht verkrochen. Das da draussen ist unser Haus!» Rolf stand kerzengerade in seiner verdreckten Uniform.

«Ich meine, ob es hier noch weitere ausgebombte Volksgenossen nicht mehr bis zum Bunker geschafft haben?»

Er sprach fast überdeutlich, und wir waren sicher, dass er Rolf auf die Schippe nahm.

«Das müssen Sie schon selber herausfinden», sagte Redlich.

«Na denn, Heil Hitler! Ich wünsche noch einen gemüthlichen Fliegeralarm!»

Er hatte die Tür wieder hinter sich geschlossen, und wir sassen im Dunkeln.

«Na, das war aber mal ein Fanatiker», sagte Mutter.

In dieser Nacht geschah nichts bei uns. Ganz entfernt krachte es hin und wieder, und nach einer Stunde kam schon die Entwarnung.

«Schade um das schöne Haus», meinte Mutter.

«Ich habe es nie gemocht», erwiderte Redlich, «das Grundstück ist prima, aber das Haus ist ein alter Kasten, mit allen Macken, die ein Haus nur haben kann. Wir glaubten damals, wir hätten einen Riesenreibach gemacht, haben aber immer nur Geld reinstecken müssen. Ich hatte mir vorgenommen, das Haus irgendwann nach dem Krieg einmal abreißen zu lassen. Jetzt haben mir die Amis die Arbeit abgenommen. Und Geld habe ich so auch gespart.»

«Von wem haben Sie denn das Haus gekauft?» fragte Mutter.

Redlich schwieg einen Moment, dann sagte er überlaut, so, als ob er jemanden übertönen wollte: «Vom Gärtner aus Erkner! Nee, nee, Frau Gemberg, das Haus wurde ganz ordentlich von uns erworben. Ein Inspektor von der Reichsbahn hat es mir angedreht, weil er sich in Richtung Wannsee verändern wollte. Nee, nee, nicht was Sie glauben!»

«Was glaube ich denn?»

«Na, dass wir uns den Kasten vielleicht unter den Nagel gerissen haben. Von Juden und so weiter. Hier in der Gegend konnte das gar keiner. Hier haben nämlich keine Juden gewohnt.»

Mutter schwieg.

«Glauben Sie mir vielleicht nicht?»

«Warum soll ich Ihnen denn nicht glauben? Was haben Sie denn nur?»

Wir schliefen bis tief in den nächsten Tag hinein. Ab und zu kamen Nachbarn, die noch ein Dach über dem Kopf hatten und brachten uns alte Kleidungsstücke oder Decken.

Wir hatten drei Kannen heissen Blümchenkaffee stehen, den wir nicht anrührten. Redlich reparierte dauernd im Keller herum und kam mit der Nachricht, dass wir wieder heisses Wasser hätten. Wir könnten uns im Wäschekeller ordentlich säubern.

Mutter liess sich das nicht zweimal sagen. Und als sie «gepudert und geputzt», wie sie zu sagen pflegte, zurückkam, eröffnete er uns, dass wir uns bei der Meldestelle als ausgebombt registrieren lassen müssten, damit wir Anspruch auf neuen Wohnraum hätten.

Mutter und ich blieben stumm. «Mein Gott», dachte ich, «jetzt geht der ganze Scheiss wieder von vorne los!» Ich hatte keine Lust mehr auf NSV-Schwestern und Auffangräume in Schulen oder Amtsgebäuden.

«Ich finde es ganz lustig hier in der Garage. Wir könnten doch eine Weile hier aushalten, bis wir etwas zugewiesen bekommen.»

«Es wird uns vielleicht nichts anderes übrigbleiben, die Meldestelle ist auch kaputtgegangen. Es soll sogar eine Menge Tote gegeben haben. Man kann sie nur nicht identifizieren, weil sie nicht registriert waren.»

Am späten Nachmittag, als ich mit Rolf die Gegend umrunden wollte, kam uns Martchen Schewe auf der Strasse entgegen.

«Ich träume!» dachte ich. «Das ist eine fremde Frau, die ihr nur ähnlich sieht.»

Aber Martchens Nase war unverwechselbar. «Ein Unikat», wie sie selbst immer behauptete.

Wir standen voreinander, und Martchen sah Rolf an. «Guten Tag», sagte sie.

Am liebsten wäre ich auf sie zugelaufen und hätte sie umarmt, aber ich wusste nicht, wie sie in Gegenwart von Rolf darauf reagieren würde.

«Das ist mein Freund Rolf», sagte ich.

«Guten Tag», sagte Martchen noch einmal und sah freundlich an seiner Uniform herunter.

«Ja, ja, die müsste mal wieder gebügelt werden.»

«Wo ist denn die Mami?» fragte Martchen.

«Mami?» dachte ich. «Was hat sie denn?»

«Mutter ist in der Garage», antwortete ich.

«In der Garage?»

«Wir haben hier eine ganze Weile gewohnt, und gestern sind wir alle Mann ausgebombt worden», redete ich weiter.

«Ich würde gern mal mit ihr reden, wenn es ginge. Wir haben heute Morgen schon gehört, dass auf Mahlsdorf und Köpenick Bomben gefallen sind. Da wollte ich mal nachschauen, ob hier auch was runtergekommen ist.»

«Ziemlich heftig», sagte Rolf. Er zeigte auf unsere Ruine. «Sehen Sie, das war mal unser Haus.»

«Und jetzt wohnen wir in der Garage. Wir können uns da ganz gut versorgen», ergänzte ich.

«Spinn nicht rum, das ist auf Dauer keine Bleibel!» fuhr Rolf mich an.

«Das meine ich aber auch», sagte Martchen und liess sich von uns zur Garage führen.

Mutter starrte sie an wie ein Gespenst. Dann sprang sie auf und fiel Martchen um den Hals. «Dass du lebst», stammelte sie immer wieder.

«Ja, wir haben gestern nichts abgekliegt. Mach dir um mich keine Sorgen. Aber hier scheint's ja mächtig eingeschlagen zu haben. Wo wart ihr denn?»

«Im Weinkeller», antwortete ich.

Das war selbst für Martchen zuviel. «Wo wart ihr?»

«In unserem Keller», erklärte Rolf, «mein Vater hat da 'ne Menge Flaschen stehen. Die beiden haben es nicht mehr zum Bunker geschafft.»

Martchen sah ihn lange und freundlich lächelnd an. «Und wo warst du?» fragte sie.

«Bei einer Geburtstagsfeier.»

Ich sah Herrn Redlich auf die Garage zukommen und machte Mutter darauf aufmerksam. Sie liess Redlich gar nicht zu Wort kommen und stellte Martchen gleich vor: «Eine sehr gute Freundin von uns. Sie hat von dem Malheur hier gehört und wollte sich nach uns erkundigen.»

Er schüttelte Martchens Hand. «Vielleicht wissen Sie, wohin Käthe Niehoff verschwunden ist? Ihr Haus steht ja noch, aber Sie sollte sich mal um ihre Freunde kümmern.»

«Deswegen bin ich ja hier», antwortete Martchen. «Sie hat ganz dringend zu ihrer Schwester müssen und konnte euch nicht mehr verständigen.»

Mutter schaute sie ganz entsetzt an, und Martchen schüttelte unmerklich den Kopf. «Ich weiss auch gar nicht, ob sie ihre Schwester noch angetroffen hat. Jedenfalls habe ich euch ganz schön gesucht. Ich nehme euch gleich mit, wenn ihr wollt.»

Mutter schluckte. Sie wollte Redlich nicht weh tun, aber er sah ihr an, wie sehr sie sich das wünschte.

«Da würde ich aber nicht lange fackeln», sagte er.

«Kaulsdorf», antwortete Martchen, «im Notfall müssen wir zur S-Bahn nach Mahlsdorf, wenn noch kein Bus fährt.»

Und von da ist es nicht mehr weit.» Sie lächelte mich an, und ich dachte an den Fussmarsch von Kaulsdorf zum Haus.

«Wollt ihr beide euch denn nicht mehr sehen?» wandte sich Redlich an mich.

Ich sah Martchen an. Sie schwieg. Dann sah ich Mutter an. Sie sagte auch nichts.

«Ihr müsst erst mal sehen, wo ihr unterkommen werdet», versuchte ich die Situation zu retten.

«Damit wissen wir aber noch lange nicht, wo du bist», sagte Rolf.

Ich sah ihm an, dass er wütend war.

Der alte Redlich schloss die Garagentür und riss die Abdunkelung vom Fenster. «Wenn wir nicht wissen sollen, wo Sie wohnen, dann können wir das verstehen. Und vielleicht ist es auch für uns besser, dass wir es nicht wissen. Sicherer ist es auf jeden Fall. Alles Gute, und kommen Sie gut rüber!» Er gab uns allen feierlich die Hand und ging hinaus.

Rolf nahm meinen Arm und zog mich ganz dicht an sich.

«Mensch», dachte ich, «der heult ja!»

Martchen öffnete ihre Tasche und holte etwas zum Schreiben heraus. Dann gab sie Rolf einen Zettel. «Damit kannst du jetzt machen, was du willst. Und wenn du uns besuchst, kannst du dir ja was Unauffälligeres anziehen.»

Rolf rannte raus, und wir machten uns auf den Weg. Wieder war Martchen die lange Fusstrecke nicht anzumerken, als wir bei ihr zu Hause ankamen. Mutter dagegen humpelte wieder, und mir hing die Zunge aus dem Hals.

«Ich habe überall nach euch gesucht, habe Lona gefragt, ob ihr euch bei ihr gemeldet hättet, und habe vor allen

Dingen versucht, mit Käthe Niehoff Verbindung aufzunehmen. Aber sie ist spurlos verschwunden. Um sie mache ich mir grosse Sorgen.»

«Wir sind zu ihr gelaufen, weil wir nicht wollten, dass irgendjemand, der zu euch engeren Kontakt hat, mit hineingezogen wird. Lona war ja fast jede zweite Woche bei euch hier draussen», verteidigte sich Mutter.

«Aber bei den Hühner-Radnys wart ihr doch auch. Ihr müsst ziemlich verzweifelt gewesen sein, sonst hätte euch doch klar sein müssen, dass sie bei denen als erstes hätten auftauchen können. Günter ist ein langjähriger Freund von Karl.»

«Hat er Unannehmlichkeiten gehabt?» fragte Mutter.

«Deswegen nicht. Aber sie haben ihn gestern eingezogen. Zur Waffen-SS. Ausgerechnet ihn, einen Sozi. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie der in dieser Uniform aussieht.»

«Ich schon», sagte Mutter, «gross, blond, blauäugig. Einfach ideal.»

«Er kommt aus Norddeutschland. Da sehen die meisten Menschen so aus.» Martchen setzte ihr sanftes Lächeln auf. «Es gibt auch hellblonde Nazi-Gegner.»

«Wird er erst mal ausgebildet, oder kommt er gleich an die Front», fragte ich.

«Er bekommt die scheusslichste Ausbildung, die es überhaupt gibt. Die Waffen-SS ist doch unsere Elitetruppe.» Martchen schaute mich sehr ernst an. «Vielleicht solltest du froh sein, dass du von denen verfolgt wirst. Wenn wir das überleben, wird es eine gewaltige Abrechnung geben. Die Frage ist, wie Günter Radny glaubhaft machen will, dass er da nicht freiwillig eingetreten ist. Jedenfalls bin ich froh, dass ihr wieder hier seid. Dieses Haus ist der letzte Ort, an dem sie nach Juden suchen werden.»

«Martchen», sagte Mutter, «ich will nicht, dass dir auch noch etwas passiert. Ich hab' ein ganz ungutes Gefühl.»

«Hier seid ihr am sichersten. Ausserdem hatten sie keinerlei Verdacht in der Richtung. Hotze hatte Flugblätter verteilt, und sie wollten wahrscheinlich aus ihm rausquetschen, wer die Zettel gedruckt hat. Unglücklicherweise hat er meine Schwester mit hineingezogen. Ich fürchte, das wird eine sehr schwere Zeit für die beiden.»

Martchen entschuldigte sich und verliess rasch die Küche.

«Wir können ihr das nicht antun. Wir können sie nicht auch noch gefährden.»

«Zurück zu Redlichs?» fragte ich.

Martchen kam wieder herein und hatte rote Augen. Sie setzte sich neben Mutter und sagte, dass sie uns auf keinen Fall fortgehen lassen würde. Sollte uns etwas geschehen, wäre es doch gleichgültig, ob da zwei oder drei Menschen über die Klinge springen müssten.

Dann erzählte sie uns, dass Lona unseretwegen Kontakt zu Tante Regina und Hans Kochmann aufgenommen hätte und alle sehr besorgt um uns gewesen wären. Sie würde Lona spätestens morgen Bescheid geben müssen, dass wir hier seien.

«Sonst machen die noch Dummheiten», erklärte sie. «Hans Kochmann kann immer noch ganz legal leben. Er kriegt zwar als Halbjude reduzierte Lebensmittelkarten, braucht aber wegen seiner deutschen Mutter nicht einmal einen Stern zu tragen. Hitler hat da wirklich bei euch gestohlen. Auch für ihn ist nur die Mutter der massgebende Faktor in der rassistischen Zuordnung. Wir allein tragen den Bazillus der Rassenvergiftung. Immer die Weiber!» Sie lachte und umarmte Mutter. «Kommt, wir gehen ins Wohnzimmer. London sollten wir aber lieber nicht mehr

hören. Wir können Musik machen. Ich habe ein Grammophon.»

Martchen hatte sogar noch Platten von der Dietrich, Rudi Godden und Otto Reutter. Selbst wenn wir die ganze Nacht in Hotzes Splitterbunker verbracht hatten und am Morgen noch nicht schlafen konnten, brachte uns Otto Reutter immer noch zum Lachen. Mutter konnte sich nicht satt hören an dem ziemlich kleinen, rundlichen Mann, wie Martchen ihn beschrieb.

Eines Abends tauchte Hans Kochmann auf und brachte Tante Regina mit. Mutter schimpfte leise vor sich hin. Wie sie nur Kochmann und sich selbst so gefährden könne.

Regina winkte ab. «Die haben jetzt so viel mit Aufräumarbeiten und der Instandsetzung von Verkehrsmitteln zu tun, dass sie für Kontrollen gar keine Leute mehr haben.»

Wir alle lachten, und Martchen meinte, dass die Leute, die kontrollierten, nie zu Aufräumarbeiten herangezogen würden. Kochmann sagte: «In der Stadt herrscht ein ununterbrochenes Chaos. Ist eine Strecke repariert, wird sie spätestens nach zwei Tagen wieder ausser Betrieb gesetzt. Die Amerikaner haben die Berliner Verkehrsmittel nie gemocht. Schon in den dreissiger Jahren, wenn Besuch aus New York kam, schaute der mitleidig auf unsere U-Bahn herunter. «Das soll eine Underground sein? Das ist bestenfalls eine überdachte Strassenbahn.»

Nur meine Tante Regina verteidigte die U-Bahn: «Sie ist immer noch das verlässlichste Verkehrsmittel.» Wir staunten alle, dass sie den ängstlichen Hans Kochmann dazu gebracht hatte, uns aufzusuchen. «Der Junge muss Unterrecht haben», sagte sie, «er soll nicht so blöd aufwachsen wie ich, und für Hans ist es sicher eine Befriedigung, we-

nigstens einen Schüler zu haben und vielleicht einmal in der Woche seinen Beruf ausüben zu können.» Dann wandte sie sich direkt an Kochmann: «Oder lieben Sie die Schinderei und die Rüstungsbetriebe?»

Kochmann wand sich erst ein bisschen, sagte aber dann, dass er es gern wieder übernehmen wolle. Es müsse aber mindestens zweimal pro Woche sein, wenn etwas dabei herauskommen solle. Und dafür hätte er nicht mehr das Fahrgeld zur Verfügung. Sein Hungerlohn würde ihm solche Ausgaben nicht mehr erlauben.

«Karfunkelstein wird das erledigen», sagte Regina bestimmt, «und nicht nur das Fahrgeld, dafür werde ich sorgen.»

«Das hätte ich aber nicht so gern», mischte sich jetzt Mutter ein. Sie konnte Karfunkelstein immer noch nicht leiden. «Der nutzt meine Schwester nur aus», sagte sie einmal zu Martchen. «Sie ist sein Sexualproviant für die dunklen Tage, und nach dem Krieg heiratet er dann wieder seine arische Frau, und Regina steht im Regen.»

So kam es dann ja auch, aber erst mal bekam Hans Kochmann sein Fahrgeld und seinen Lehrerlohn und fuhr zweimal die Woche nach Kaulsdorf. Egal, ob es regnete oder bombte. Manchmal konnte er sich erst in der Frühe wieder mit der ersten S-Bahn auf den Weg nach Hause machen.

Wenn er mich nicht gerade mit Orthographie traktierte, liess er mich Texte auswendig lernen. Beim letzten Mal, als er mich unterrichtete, hatten wir noch mit verteilten Rollen gelesen. Jetzt musste ich den ersten Teil des «Faust» allein bimsen.

Ich keuchte vor Wut und Anstrengung, wenn er mir auftrag, bis zum nächsten Treffen einen ganzen Akt zu lernen. Aber meistens fragte er mich dann gar nicht ab, weil

er die Aufgaben total vergessen hatte oder sich schon wieder eine neue Quälerei für mich ausgedacht hatte. Ich erinnere mich, dass ich den «Faust» bis zum Ende lernte, obwohl er sich schon längst nicht mehr damit abgab.

Er versuchte, mir seinen Liebling nahezubringen: Thomas Mann. Gemeinsam lasen wir die «Buddenbrooks» und vor allem den «Zauberberg». Nicht einmal im Splitterbunker unterbrach er seine Vorträge über die Mannsche Satzstruktur. Ich musste diese endlosen Sätze so lange wiederholen, bis ich den gedanklichen Faden nicht mehr verlor und ihn auch sprachlich zum Ausdruck bringen konnte. Während draussen der Kriegslärm tobte, machte er mich auf die Beschreibung des Klirrens der Glastür aufmerksam, wenn Madame Ghauchat den Speisesaal des Davoser Lungensanatoriums betritt.

Ich wollte viel lieber rechnen. «Mutter, kannst du ihm nicht mal beibringen, dass er mit mir rechnen soll?»

Aber Mathematik war nicht seine Sache, und Mutter schien Spass am Literaturunterricht zu haben. Auf seinen Vorschlag, man könne doch wieder einmal mit verteilten Rollen lesen, ging sie gern ein. Und auch Martchen liess sich nur zu leicht zum Mitmachen überreden.

Eines Tages erhielt Martchen ein lakonisches Schreiben, dass ihre Schwester in Ravensbrück an einer Lungenentzündung verstorben sei. Die Hinterlassenschaften würden ihr zugeschickt werden.

Martchen weinte nicht. Sie erzählte uns auch erst Tage später davon, aber ihr Gesicht und auch ihre Augen hatten eine andere Farbe.

Zur gleichen Zeit liess sich Sigrid Radny bei uns sehen und teilte uns völlig aufgelöst mit, dass ihr Mann in Jugoslawien gefallen sei. «Er sollte im Partisanengebiet eingesetzt

werden und wurde, kaum dass sie die Grenze überquert hatten, mit seinem ganzen Zug in die Luft gesprengt.»

Sigrid machte einen fast irren Eindruck. Dauernd schüttelte sie den Kopf und sagte vor sich hin: «Es kann doch gar nichts von ihnen übriggeblieben sein. Was soll man denn da noch begraben können? Wenn die mir eine Urne oder so was Ähnliches schicken, werden die doch nicht annehmen, dass ich so blöd bin und glaube, dass da mein Mann drin ist.»

Martchen liess sie den ganzen Tag nicht auf ihre Hühnerfarm zurück, obwohl Sigrid ständig jammerte, wie sehr man sie doch brauche, denn ohne sie ginge dort alles drunter und drüber.

Als Sigrid dann endlich in Martchens Zimmer zur Ruhe kam, erzählte uns Martchen vom Tod ihrer Schwester und von ihrer Sorge um Karl Hotze. Sie fürchtete, dass sie über kurz oder lang wieder so eine Nachricht erhalten würde, und ich hatte den Eindruck, das könnte sie nicht mehr ertragen.

Plötzlich stand sie vor dem Radio und suchte den englischen Sender. Mutter und ich schossen nach draussen und kontrollierten, ob die Türen alle verschlossen waren und Sigrid auch wirklich schlief.

«Die Russen stehen immer noch vor Warschau», meldeten die Engländer, «und die Deutschen massakrieren die aufständischen Polen in der Stadt.»

Der Sender meldete weiter, dass alle politischen Gefangenen nach Mauthausen transportiert würden und dass die Rote Armee inzwischen in Ungarn eingedrungen sei. Martchen hoffte, dass, wenn auch Karl Hotze nach Mauthausen verfrachtet worden war, die Russen bald bei ihm sein würden.

Unser Haus wurde immer voller. Tante Regina kam öf-

ter, benutzte immer sorgloser alle öffentlichen Verkehrsmittel, die noch zur Verfügung standen, und Mutter wurde zunehmend unruhiger.

Einmal brachte Regina sogar ihren Herrn Karfunkelstein mit. Statt Blumen verehrte er Martchen ein Kommissbrot und einen mordsmässigen Schinken, den er in einer Papiertüte getragen hatte.

Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen. «Willst du jetzt noch erwischt werden?» fragte sie.

Mutter ignorierte Karfunkelstein derart, dass es uns allen peinlich war. Er war ein ziemlich kleiner Mann mit einem angeberischen Schnurrbart und wachen, sehr hellen Augen. Das Auffallendste an ihm waren seine quittegelben, fast braunen Finger. Wo er ging und stand, zündete er sich eine Zigarette an. Ich sah gar nicht, wie er sie rauchte. Ich sah bloss immer, wie er sie sich anzündete. Das einzige Zeichen seines immensen Reichtums schien sein Feuerzeug zu sein. Ein schwerer goldener Brocken, der immer gleich beim ersten Schnippen funktionierte. Ich durfte sogar damit spielen, als er meine Bewunderung bemerkte. Er schien gleichbleibend freundlich und aufmerksam zu sein. Selten sah er seine Gesprächspartner an. Man konnte nie herausbekommen, was ihn wirklich interessierte.

Kochmann kam nach wie vor zweimal die Woche und hielt seine Lehrstunden ab. Mutter hatte ihm gesagt, dass Mathematik meine Achillesferse sei, aber er lehnte ab. «Ich bin Deutschlehrer, Geschichte und Erdkunde können auch noch mitschwimmen, aber Mathematik? Ich wüsste auch keinen, den ich Ihnen im Augenblick empfehlen könnte», grinste er.

Also mündete jede seiner Unterrichtsstunden unweigerlich in eine Lesung mit verteilten Rollen. Doch bald verweigerten Mutter und Martchen ihre Mitwirkung. Hans

Kochmann ignorierte den Krieg und alles, was damit zusammenhing. Konzentrationslager gab es für ihn nicht. Und Hitler war für ihn eine Verirrung des deutschen Volkes, der man bald wieder ledig sein würde. Als Martchen ihn einmal fragte, wer ihn uns denn vom Halse schaffen sollte, nickte er traurig und sagte: «Die Saukommune. Sie haben völlig recht, wir treiben den Teufel mit dem Beelzebub aus.»

Martchen wurde zum ersten Mal ungehalten. «Das mit der Saukommune muss ich mir verbitten. Mein Schwager sitzt im KZ, und meine Schwester ist gestorben. Alles wegen der «Saukommune», wie Sie das nennen.»

Kochmann entschuldigte sich, wandte aber doch ein, dass man bald wieder seine Meinung sagen dürfe. Man müsse so schnell wie möglich wieder Übung darin bekommen. Er könne aber verstehen, dass es in diesem speziellen Fall besonders schmerzlich für sie wäre, solche krassen Zeichnungen zu ertragen.

Nach dem Krieg erfuhren wir von Käthe Niehoff, dass auch ihre Schwester Erna in Ravensbrück gestorben war. Ein überlebender Häftling hatte ihr berichtet, dass sich die weiblichen Angehörigen der Lagerwache einen Spass daraus machten, ihre dressierten Schäferhunde auf die Genitalien der Häftlinge loszulassen. «Die Frauen sollen unter entsetzlichen Qualen zugrunde gegangen sein.»

Die Front rückte immer näher. Im Frühjahr 45 konnten wir den ununterbrochenen Geschützdonner hören. Unsere Nazinachbarn, vor denen wir aus Gewohnheit immer noch unter dem Fenster durchkrochen, standen mit einemmal bei uns im Haus und sagten aufgeregt, dass die Russen in Küstrin stünden und alles mitgehen liessen, was nicht niet- und nagelfest sei.

«Die vergewaltigen unsere Frauen am laufenden Band. Sogar alte Omas werden nicht verschont. Und den Männern reißen sie den Arsch bis zum Stehkragen auf!»

Nach jedem Alarm, und wenn er die ganze Nacht dauerte, kamen sie und brachten Bohnenkaffee mit. Martchen brühte ihn auf, und wir hörten uns ihr endloses Gejammer an.

Mitte April traten die Russen zum Generalangriff an. Rolf Redlich war plötzlich vorbeigekommen und erzählte von ihrem Haus, in dem sie immer noch wohnten. Die hinteren Zimmer im oberen Stockwerk waren noch ziemlich heil. «Da, wo ihr geschlafen habt. Vater hat eine ganz solide Treppe gebaut und die alte Haustür oben eingesetzt. Sieht picobello aus. Nur die Küche mussten wir in der Garage installieren. Vater hat eine Wasserleitung gelegt. Das musst du dir ansehen, das ist genial. Wenn's kracht, gehen wir einfach in euren Keller. Der hält noch einiges aus.»

«Und du? Übst du immer noch an deinen Panzerfäusten?»

«Vater hat gesagt, ich soll mich drücken. Die wollen uns jetzt noch richtig einsetzen und sagen uns, die Russen drüben verbraten auch nur noch Kinder.»

«Na prost!» sagte ich.

«Wenn ich nicht mitziehe, kriege ich gleich eins über die Rübe. Und mein Vater auch. Der stellt sich das immer so leicht vor.»

Ich wollte unbedingt nach Waldesruh und ihren neuen Bau sehen, wie sie das nannten, aber Mutter kreischte gleich los, und Martchen schlug vor, Rolf solle doch seinen Vater bitten, zu uns zu kommen.

Rolf schüttelte den Kopf. «Der rührt sich nicht vom Haus weg», sagte er.

Er kam aber doch. Am frühen Morgen, kaum war er da, ging es schon los. Die Amis flogen mit Geleitschutz. Die Jäger stürzten sich auf unsere spärliche Flakabwehr. Dann konnten sie in aller Ruhe ihre Bomben ausklinken.

«Das ist sehr günstig für uns», erklärte Redlich. «Wenn die nicht gestört werden, können sie ihre Ziele viel genauer angreifen und brauchen nicht panisch einfach abzuladen.»

Trotzdem wurden wir ganz schön durchgeschüttelt, wenn die grossen Kracher einschlugen, und Redlich bekam allmählich doch Angst. «Wenn sie bloss nicht wieder mein Haus massnehmen», murmelte er.

«Sie haben ja mehr Angst um die Ruine als um ihr ehemaliges Haus», sagte Mutter.

«Jetzt ist es erst wirklich meines. Sie werden es nicht glauben, aber ich habe eine echte Beziehung zu dieser Ruine.»

Sie besuchten uns, sooft sie konnten. Dann wurde Rolf nach Köpenick zum Volkssturm eingezogen, und wir hörten nichts mehr von ihnen. Auch die anderen blieben weg, obwohl die S-Bahn immer noch fuhr. Keine Lesungen, kein Unterricht. Man verkroch sich und wartete auf das Ende.

Am 22. April ging es dann los. Die Katjuschageschosse hagelten zu Tausenden auf Berlin herunter. Wie glühende Pfeile jagten sie über den Himmel. Der Geschosshagel war so dicht, dass er manchmal wie eine dunkelrote Decke über uns lag.

Aber das Schlimmste an dem Beschuss war die Geräuschkulisse. Die Raketengranaten heulten, jaulten und explodierten pausenlos. Wir konnten uns nur noch schreiend verständigen. Eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hämmerten sie auf uns herunter.

Plötzlich brach der ganze Wahnsinn ab.

«Was jetzt?» fragte Martchen. «Es wird ihnen doch nichts passiert sein?»

Keiner von uns lachte. Wir saßen in unserem Splitterbunker und horchten auf die angespannte Stille. Kamen jetzt die Deutschen mit ihrer Gegenkanonade, oder war den Russen der Munitionsvorrat ausgegangen?

Nicht mal ein Gewehrschuss war zu hören. Stunden danach, wir waren gerade eingenickt, hörten wir langsam näher kommendes Motorengeräusch. Erst dachten wir, die Amis mit ihren Flugzeugen wären wieder da. Aber der Lärm, der da näher kam, hatte nichts mit Fliegern zu tun.

«Das sind Dieselmotoren», flüsterte Martchen. «Entweder sind das die Unseren mit einem Gegenangriff, oder die Russen haben alles zusammengeschoßen und rollen nun mit ihren dicken Panzern an.»

Der Lärm wurde zu einem Dröhnen. Die Fahrzeuge schienen sich unserem Haus zu nähern.

Martchen sprang hoch. «Es wird nicht geschossen», flüsterte sie, «wir müssen sehen, was draussen los ist.»

Ich hatte sie noch nie so erregt gesehen. Behutsam öffnete sie die Bunkertür und lauschte. Dann ging sie langsam hinaus, und wir folgten ihr.

Es war ein faszinierender Anblick. In der Morgendämmerung sah alles noch viel gespenstischer aus. Panzer an Panzer rollte an uns vorbei, ganz dicht aufgeschlossen. Aus den Luken schauten Köpfe in fremdartigen Lederkappen heraus, und viele der Panzer hatten hinten Klappen ausgefahren, auf denen Soldaten in khakibraunen Uniformen herumlagen. Auf dicken Federbetten.

«Die haben sie aus den leerstehenden Häusern mitgehen lassen, diese Schlitzohren», flüsterte Martchen und lachte leise. «Wahrscheinlich sind sie den Unseren so

schnell hinterhergelaufen, dass sie ganz ausser Atem gekommen sind.»

Die Panzerkette wollte gar nicht aufhören. Wir schauten vorsichtig über die Gartentür. Plötzlich sahen wir Frau Ritter, unser Gegenüber, die auch am Zaun stand. Sie rief uns leise zu: «Wo haben die denn bloss die ganzen Panzer her? Die pfeifen doch schon seit zwei Monaten auf dem letzten Loch, hat man uns immer erzählt.»

«Seien Sie doch still», zischte Mutter und sah mit leuchtenden Augen auf die Panzer. «Wir haben es überstanden», sagte sie zu Martchen.

Dann packte sie mich und drückte mich wie verrückt an sich. Sie entwickelte eine solche Kraft, dass ich glaubte, meine Rippen würden sich nie wieder davon erholen. Dann griff sie nach Martchen und schien mit ihr tanzen zu wollen. Sie fing laut zu singen an. Einer der Soldaten drehte ihr seinen Kopf zu und beugte sich weit aus seinem Turm heraus. Er schrie Mutter etwas zu, und Mutter lachte, wie ich sie noch nie hatte lachen hören. Mit einem tiefen, fremdartigen Gurgeln in der Kehle.

Martchen erschrak richtig vor ihr und liess sich von ihr herumschwingen.

«Hast du verstanden, was der Soldat gesagt hat?» versuchte sie Mutter abzulenken.

«Ja», Mutter verschluckte sich vor lauter Aufregung und lachte wieder. «Was ganz Gemeines hat er gesagt, was ganz Gemeines. Aber es war die schönste Gemeinheit, die ich je gehört habe!»

Sie liess Martchen nicht los. «Jetzt werden wir leben, Martchen. Jetzt werden wir anfangen zu leben. Wir werden ganz normale Menschen sein. Wie ihr, Martchen!» Sie merkte gar nicht, dass sie anfang zu taumeln, und ich bekam Angst, dass sie überschnappen könnte.

Martchen hielt sie fest und fragte sie ganz ruhig, woher sie denn Russisch verstünde.

Mutter schaute sie an und sagte plötzlich ebenso ruhig: «Ich war eine ganze Zeit auf einem Internat in Prag. Da war Russischunterricht Pflicht.»

Es war inzwischen fast ganz hell geworden, und die Panzer quietschten immer noch an uns vorbei. Wir unterhielten uns jetzt laut, um gegen den Lärm anzukommen.

«Und wo hast du so gut Deutsch gelernt?» fragte Martchen, während wir weiter auf den russischen Vorbeimarsch starren.

«Zu Hause sprachen wir deutsch, polnisch, russisch und jiddisch. Wir gehörten zu Österreich. Mein Vater war Offizier in der österreichischen Armee und ist im Ersten Weltkrieg für Österreich gefallen!»

«Ist ja gut, ist ja gut», Martchen zog sie sehr energisch ins Haus hinein und schloss die Tür hinter ihnen. Mich schien sie ganz vergessen zu haben.

Ich stand immer noch da und schaute auf die fremden Uniformen, auf die unrasierten Gesichter, die mit offenen Mündern auf ihren geklauten Plumeaus schliefen.

«Wenn ich nicht wüsste, dass das Russen sind, würde ich sie für echte Verlierer halten», dachte ich.

Waren das wirklich Russen, oder waren das getarnte SS-Leute? Ich konnte es einfach noch nicht glauben. Mutter hatte gesagt, wir könnten jetzt wieder «wie normale Menschen leben». Was war normal? Ein Leben ohne Dauerflucht konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Für mich war das die Normalität. Aber vielleicht würde sich das ja irgendwann einmal ändern.

Ich konnte meine Augen nicht von den Panzern lassen und wartete geduldig, bis der letzte verschwunden war. Gegen die wollte Rolf seine Panzerfäuste abdrücken? Ich ging langsam ins Haus und sah Mutter und Martchen in der guten Stube sitzen. Martchen drehte am Radio herum, und auf dem Tisch stand Eierlikör «Marke Eigenbau».

«Komm», sagte Mutter zu mir, «heute darfst du mittrinken. Heute feiern wir unsere Wiedergeburt.»

«Wiedergeboren kann man nur werden, wenn man vorher tot war.»

«Stimmt!» rief Mutter und kippte ihr zweites Glas. «Wir waren tot, mausetot!»

Martchen bekam den BBC nicht und fluchte.

«Wozu brauchst du den denn noch?» rief Mutter. «Werden die uns vielleicht berichten, dass die Russen gerade durch Kaulsdorf-Süd marschieren sind? Wir wissen doch hier viel mehr, Martchen. Stell das ab!»

Die Frauen tranken, bis die Flasche leer war. Ich hätte auch gern noch einen Likör gehabt. Das Zeug schmeckte gut und war nur ein bisschen scharf.

«Ich muss Rolf warnen. Der bringt es fertig und geht mit seiner Panzerfaust auf diese russischen Kolosse los!»

«Du kannst ihn nicht warnen», entgegnete Martchen. «Du müsstest ja durch die russischen Linien durch, um zu den Deutschen zu kommen, und das wirst du schön bleiben lassen.»

Wir hatten gar nicht gehört, dass jemand durch unseren Garten gekommen war. Plötzlich schlug es an die Haustür. Eine Stimme schrie etwas auf russisch, und dann wurde mit einem harten Gegenstand gegen die Tür gedonnert.

«Du musst öffnen, Martchen. Sie schreien «aufmachen!»

«Kommst du mit?» fragte Martchen.

Mutter stand auf, und ich wollte auch mit.

«Du bleibst hier!» sagte Mutter.

Dann gingen beide auf den Flur und schlossen die Wohnzimmertür hinter sich. Ich bezog Lauschposten und versuchte mitzukriegen, was draussen vor sich ging. Ich hörte, wie die Haustür aufgeschlossen wurde, und dann ging alles ganz schnell. Die Russen müssen die beiden Frauen sofort von der Tür weggedrängt haben. Ich hörte, wie Mutter auf russisch protestierte, aber das schien ziemlich wirkungslos zu sein. Die Wohnzimmertür wurde krachend aufgestossen, und ich flog beinahe mit dem Kopf gegen die Tischkante. Zwei Russen wurden sichtbar und zogen Mutter und Martchen ins Zimmer hinein. Einer der Russen hob seine unförmige Maschinenpistole und zielte auf Martchen. Mutter sprang ihn an und stiess seine Pistole zur Seite. Sie schrie ihm auf russisch etwas zu und zeigte auf Martchen. Der Russe schaute ziemlich unschlüssig zur Tür herüber, in der jetzt ein dritter Russe auftauchte. Sie sprachen leise miteinander, dann liefen die beiden Russen, die zuerst dagewesen waren, auf Martchen und mich zu und wollten uns hinauszerren.

Martchen liess es fast willenlos mit sich geschehen, aber ich schrie wie am Spiess. Ich versuchte, dem einen in den Magen zu boxen, aber er drehte mir die Arme auf den Rücken und tat mir dabei sehr weh.

«Das sollen unsere Befreier sein?» schrie ich Mutter zu, «die sind ja fast genauso schlimm wie die Nazis!»

«Nur nicht heulen» war das einzige, was ich danach noch denken konnte. Aber es nützte nichts. Mir traten vor Schmerzen die Tränen in die Augen.

Mutter sprach jetzt ganz ruhig auf den dritten Kerl ein. Plötzlich wurde ich losgelassen, und mein Folterknecht verschwand, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte.

«Wir dürfen doch Martchen nicht mit diesem Scheisskerl alleine lassen», heulte ich, «die bringen sie doch um!»

«Ganz ruhig, es wird ihr nichts passieren», antwortete mir der Russe in fast fehlerfreiem Deutsch. «Ich will mich nur ein paar Minuten mit euch allein unterhalten.»

Erst jetzt konnte ich ihn genauer betrachten. «Er sieht aus wie ein Filmstar», dachte ich, «wenn diese blöde russische Uniform nicht wäre, sähe der richtig gut aus.»

Er forderte uns auf, Platz zu nehmen, und setzte sich. Neben mich.

«Bist du ein deutscher Junge?» fragte er mich freundlich.

«Ja», sagte ich.

«Gut.»

Er wandte sich an Mutter. «Du sprichst Russisch?»

«Ja», bestätigte Mutter.

«Woher?»

«Meine Familie ist aus Russisch-Polen. Nach dem Ersten Weltkrieg ist sie nach Deutschland ausgewandert.»

«Ihr seid geflüchtet?»

Mutter nickte.

«Vor der Roten Armee?» bohrte der Russe weiter.

«Das glaube ich nicht», widersprach Mutter schnell, «eher vor den Kugeln und vor den Kosaken.»

«Langsamer, langsamer sprechen!»

Mutter nickte wieder.

«Wo ist dein Mann?»

«Tot», sagte Mutter.

«Wann ist er tot?»

«Vor fünf Jahren.»

«In Deutschland?»

Der Kerl regte mich immer mehr auf. «Was will der von Mutter?» fragte ich mich, «es gibt doch genug deutsche

Frauen hier, die er verhören kann. Warum ausgerechnet meine Mutter?»

«Wo ist er tot?» fragte der Russe jetzt etwas schärfer.

«Im KZ.»

«Mein Gott, sie hat ihn doch noch rausgekriegt», dachte ich, «warum sagt sie ihm das denn nicht?»

«KZ», wiederholte der Russe.

«Das ist die Abkürzung für Konzentrationslager», sagte Mutter langsam.

«Ich weiss, ich weiss, aber du hast sehr lange nachgedacht. Sehr spät hast du das gesagt.»

Plötzlich sah er mich an, hörte ihr aber zu.

«Du hast mir doch befohlen, langsam zu sprechen», sagte Mutter. Sie hatte ihn geduzt, und ihm war das anscheinend gar nicht aufgefallen. Er sah jetzt immer nur mich an.

«Warum war dein Mann im KZ?»

«Er war Jude.»

Der Russe zuckte zusammen und sah kurz zu ihr hin.

«Du bist Deutsche und hast einen Juden geheiratet, nicht wahr?»

Er war wieder mit seinen Augen bei ihr. Mutter wollte antworten, doch er schnitt ihr das Wort ab. «Du hast einen Juden als Mann, sprichst fließend Russisch, bist Deutsche und wohnst in einem Luxushaus.»

«Das ist kein Luxushaus», rief Mutter.

«Gut, gut, das ist kein Luxushaus», bestätigte er scheinbar. «In welchem KZ ist dein Mann tot?»

«In Sachsenhausen.»

«1940?»

Mutter nickte nur.

«Hat man damals im KZ schon Juden getötet?» fragte er.

«Mein Mann war auch kein Deutscher. Er war aus der gleichen Gegend wie ich.»

«Aber du bist Deutscher. Oder sprichst du auch Russisch oder Polnisch?»

«Er ist hier geboren», antwortete Mutter statt meiner, «er spricht weder Polnisch noch Russisch.»

«Ich möchte, dass er mir antwortet. Bist du ein deutscher Junge?»

«Ja.»

«Obwohl dein Vater Jude ist?»

Ich sah Mutter an. «Ich bin Deutscher und Jude», sagte ich.

«Du bist kein Jude. Wenn dein Vater Jude ist, bist du noch lange kein Jude.»

Ich sah wieder Mutter an. Warum half sie mir nicht?

«Wo ist deine Uniform?»

«Was für eine Uniform?» fragte ich verblüfft.

«Deine HJ-Uniform.»

«Ich habe keine.»

«Als deutscher Junge hast du eine HJ-Uniform», beharrte er.

«Ich bin ein deutscher Jude. Und als Jude durfte man nicht in den Verein.»

«Du bist Deutscher.»

«Und Jude.»

«Du bist kein Jude.»

«Doch.»

Er schien sich zu amüsieren. Dann wandte er sich wieder an Mutter. «Ich will deinen Pass sehen.»

«Ich habe keinen Pass.»

«Ich will deinen deutschen Pass sehen.»

«Ich habe keinen. Ich kann dir nur meinen alten Postausweis zeigen, der auf einen anderen Namen lautet.»

«Weil du eine Spionin bist!» schrie er unvermittelt, «du hast keinen jüdischen Mann gehabt. Du weißt genau, dass

die Juden abtransportiert und vergast wurden! Viel später. Bei uns hat man sich nicht einmal diese Mühe gemacht. Da haben sie sich ihr eigenes Grab schaufeln müssen!»

Er hatte sich so in Rage geredet, dass er fast nicht mehr sprechen konnte. «Du bist eine Verräterin und Spionin!»

Er zog meine Mutter vom Stuhl hoch und zerrte sie zur Tür. Ich weinte und versuchte seine Hand von Mutters Arm wegzureissen. Da packte er mich am Kragen: «Du bist Jude, ja?»

Ich konnte nicht sprechen, und Mutter versuchte, meinen Kopf zu erreichen. Aber er zerrte sie weg.

«Du bist Jude? Gut. Dann weisst du ja, dass deine Mutter auch jüdisch sein muss, ja?»

Ich konnte nur stumm nicken.

«Aber das ist eine Lüge. Deine Mutter hat dich zum Lügen erzogen!»

Er war ausser sich vor Wut, und ich dachte: «Jetzt bringt er uns alle um!»

Von der Küche her kamen Rufe von Martchen. Sie rief wohl dauernd den Namen meiner Mutter. Plötzlich wurde er ganz leise und noch gefährlicher.

«Du weisst doch, dass Hitler alle Juden umgebracht hat?» Er sprach zu mir, aber er meinte wieder meine Mutter. «Ja», sagte ich, «ja.»

«Wie kommt es dann, dass du und deine Mutter noch leben?»

«Wir haben uns die ganze Zeit versteckt», beschwor ich ihn. Ich hätte ihm die ganze Geschichte unserer Flucht erzählt, wenn er gewollt hätte. Er sollte nur Mutter und mich endlich in Ruhe lassen.

«Hitler», er sprach Hitler wie Gittler aus, «Hitler hat alle Juden umgebracht. Gut organisiert. Sehr gut. Und da wollt

ihr mir erzählen, dass ihr als Juden überlebt habt? Hier, mitten in Deutschland, in Berlin?»

«Wir haben uns versteckt!» schrie ich, «wir haben uns über zwei Jahre versteckt. Bei Freunden, Nutten, Emigranten, Kommunisten. Sogar eine Nazifrau hat uns geholfen, und dafür ist sie umgebracht worden. Und ich habe sie sehr gut leiden können, weil sie uns nie so behandelt hat wie du! Die ganze Zeit haben wir auf euch gewartet, und jetzt wollt ihr meine Mutter umbringen. Und Martchen. Sie hat uns wieder aufgenommen, obwohl ihre Schwester und ihr Schwager ins KZ gekommen sind. Weil sie Kommunisten waren und Flugblätter verteilt haben. Sie hat mehr Mut als ihr alle zusammen. Mit euren Panzern und Raketen. So, und jetzt kannst du mich erschies- sen. Weil du ein Arschloch bist!»

Mutter sah mich an, und ich fühlte, dass sie mich bewunderte. Mehr brauchte ich nicht. Er hätte ganze Ladungen in mich hineinschiessen können, mir wäre es egal gewesen. Ich riss mich los und setzte mich auf einen Stuhl. Liess aber Mutter und ihn nicht aus den Augen.

«Ich habe ihn verunsichert, sonst hätte ich mich gar nicht befreien können», dachte ich, «vielleicht lässt er jetzt auch Mutter los.»

Er riss die Tür auf und rief seinen Leuten etwas zu. Dann schloss er sie wieder.

«Du bist Jude, hast du gesagt», fing er noch einmal an.

Ich antwortete nicht mehr.

«Und deine Mutter und dein Vater sind auch Juden.»

«Mein Vater ist tot.»

«Bist du auch als Jude erzogen worden?»

Ich sah ihn an und dachte: «Leck mich doch am Arsch!»
«Wenn deine Eltern aus Russisch-Polen sind, dann seid ihr möglicherweise auch fromm gewesen.»

«Nein!» schrie ich plötzlich.

Er hielt meine Mutter immer noch am Arm fest.

«Warum seid ihr nicht fromm gewesen?»

«Weil du meiner Mutter weh tust mit deinen blöden Knochen», schrie ich weiter.

Ich weiss nicht, ob er mich verstanden hatte, und bei Mutter kam wieder Angst auf.

Er aber blieb gelassen. Scheinbar.

«Weisst du, was du als Jude tun musst, wenn dein Vater gestorben ist?»

Jetzt liess er Mutter los und trat ganz dicht an mich heran. Ich nahm zum ersten Mal wahr, dass er hellbraune Augen und eine ungewöhnlich hohe Stirn hatte.

«Also, was tust du, wenn dein Vater gestorben ist?»

Wir sahen uns lange an. Ich wütend und er mit Rehblick.

«Vater unser» hätte ich beinahe gesagt. Heute weiss ich, dass das unser Tod gewesen wäre. Ich schaute zu Mutter hinüber. Sie sah mich ganz gespannt und beinahe nachdenklich an.

«Das Totengebet», sagte ich und drehte mich zur Wand. Die Pause nahm kein Ende.

«Kannst du noch Kaddisch sagen?» hörte ich ihn fragen.

Jetzt hatte ich aber genug. Ich blieb zur Wand gedreht sitzen, ratterte das Kaddischgebet in rasender Geschwindigkeit herunter und schaukelte dabei meinen Oberkörper wie ein alter Jude in der Synagoge. Es war eine ziemlich miese Parodie, aber er merkte es nicht. Als ich fertig war, gab es wieder eine lange Pause.

«Sag mir das Gebet, das der Jude spricht, bevor er stirbt.»

Ich rasselte auch das «Schemah Jisrael» herunter und verstärkte die Pantomime noch ein bisschen. Dann kam mir in den Sinn, dass Mutter lachen könnte, und ich brach ab.

«Mehr will ich nicht», sagte ich und drehte mich zu ihm um.

Er weinte. Er weinte ganz eigenartig. Sein Gesicht blieb fast unbewegt, aber die Tränen liefen ihm runter, als hätte er innen einen Wasserhahn aufgedreht. Er zog umständlich ein Tuch aus der Hosentasche und wischte sich damit übers Gesicht.

Die Tür wurde geöffnet und Martchen hineingeschoben, ohne dass man die anderen Soldaten sah. Sie sah etwas zerzaust aus und ganz gelb im Gesicht, aber sie schienen ihr nichts getan zu haben. Mutter lief sofort auf sie zu und führte sie zum Sofa.

«Hat er dir was getan?» fragte Martchen.

Mutter verneinte, und ich setzte mich demonstrativ neben Martchen. Wir drei saßen auf dem Sofa wie die Hühner auf der Stange und schauten den Mann an, der vor uns stand und der sich ebenfalls Zeit nahm, uns zu betrachten.

«Du bist Kommunist?» fragte er Martchen.

«Nein.»

Er sah mich wieder an.

«Ihre Schwester und ihr Schwager sind Kommunisten», sagte ich.

«Wo ist dein Schwager?»

«Im KZ», antwortete Martchen.

Sie war ziemlich kurz angebunden. Der Russe dagegen bemühte sich, höflich zu sein.

«Wo?» fragte er.

«Mauthausen. Österreich.»

«Das ist weit weg von hier.»

«In der letzten Zeit haben sie alle Politischen dahin gebracht.»

«Und Schwester?»

«Gestorben.»

Er warf mir wieder einen kurzen Blick zu.

«Sie ist im KZ gestorben. In Ravensbrück. An Lungenentzündung», erklärte ich.

Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich uns gegenüber. «Aber der Schwager war Kommunist?»

«Er ist Kommunist.»

«Gut, und deine Schwester war Kommunist?»

Ich hatte den Eindruck, wenn er noch weiterfragte, würde Martchen aus der Haut fahren. Sie war am Ende. Man sah es ihr genau an. Er sah es auch.

Er stand auf und beugte sich über den Tisch. «Du heisst Martchen, und wir werden jetzt für Versöhnung trinken.» Plötzlich sprach er mit einem eindeutigen jiddischen Akzent. Seine Leute stellten zwei volle Flaschen auf den Tisch und holten aus der Küche die grossen Kaffeetassen.

«Wir haben auch Gläser», sagte Martchen. Sie war wie versteinert.

Die Russen bestanden auf den Tassen und füllten sie bis zum Rand. Der Offizier stand auf und hob die Tasse. «Wir werden auf Frieden trinken und auf Tod von Hitler.»

Wir mussten alle aufstehen, und als ich meine Tasse nicht nahm, wurde sie mir von dem einen Untergebenen in die Hand gedrückt.

«Du hast Kaddisch gesagt für deinen Taten, und jetzt trinkst du für die Seele von deinem Taten und auf den Tod von Gittler. Sag mir nach: Wir leben ewig!»

«Wir leben ewig», wiederholte ich.

«Jetzt trink!»

«Mir wird schlecht.»

«Jetzt bist du Mann. Trink!»

Ich sah, wie die Russen ihre Tassen ansetzten und das ganze Zeug auf einmal hinunterkippten, sah Martchen mit

versteinertem Gesicht trinken und Mutter, die mich angstvoll anstarrte. Ich kniff ganz fest die Augen zu und schluckte.

«Ich habe schon mal ein ganzes Glas Rizinusöl ausgesoffen, da werde ich das wohl auch schaffen», dachte ich.

Als ich aufwachte, lag ich in Martchens Schlafzimmer, und Martchen sass auf dem Bettrand. «Sie haben jetzt eine Wache vors Haus gestellt. Der Offizier ist aus Leningrad und säuft wie ein Loch. Und was glaubst du, was deine Mutter tut? Sie säuft mit! Steht wie eine Eins.»

«Und warum liege ich hier?»

«Du hast deine ganze Tasse ausgetrunken. Und dann ist das Licht ausgegangen bei dir. Du bist umgefallen wie ein kleiner Baum.» Sie nahm meine Hand. «Du warst sehr tapfer.»

«Was hätte ich tun sollen? Geschmeckt hat's mir weiss Gott nicht», sagte ich.

«Es war gut, dass du getrunken hast. Die Russen nehmen es sehr übel, wenn man ihnen das Mittrinken verweigert.»

«Es hat mir aber gar nicht viel ausgemacht. Ich bin bloss müde geworden.»

«Schwinde nicht. Ich habe dich eine halbe Stunde übers Klobecken gehalten.»

«Wo ist Mutter?»

«Im Wohnzimmer, mit den Russen.»

«Was macht sie denn noch da?»

«Trinkt.»

Mutter hatte natürlich nur ganz wenig getrunken. Der Teppich unterm Tisch stank noch nach Monaten, bis wir ihn endlich in die Reinigung geben konnten. Wo ich ging und stand, kam mir dieser Alkoholgeruch hinterher.

Dem Russen verdanke ich meine Abneigung gegen scharfe Schnäpse. Er hiess Wassili Jakowlewitsch Tunkel-schwarz und war Pianist. Von irgendwoher liess er eines Tages ein Klavier anschleppen und gab abends für uns Konzerte.

«Wie kann ein solches Volk so gute Komponisten haben», pflegte er immer wieder zu sagen.

Er spielte wie ein Gott, und am liebsten hatte ich, wenn er Bach oder Händel spielte und es fertigbrachte, auf dem Klavier ein Cembalo zu imitieren.

Als Offizier im Rang eines Hauptmanns konnte er sich allerhand erlauben. Er blieb fünf Jahre als Besatzungsoffizier in Berlin und wurde im Zuge immer wiederkehrender Säuberungsaktionen innerhalb der Armee in die Sowjetunion zurückbeordert. Obwohl wir unsere Adressen austauschten, haben wir nie wieder etwas von ihm gehört.

Im April 45 hatte er seinen Sitz in der Kommandantur Kaulsdorf und hielt unser Haus von allen Angriffen frei.

Die Front rückte immer näher zum Stadtkern vor. Wir hörten und sahen, besonders in der Nacht, was da im Gange war, aber es ging uns im Moment nichts an.

Wassili versorgte uns vor allem mit russischem Schwarzbrot und viel Zwiebeln, und mir wurde schon schlecht, bevor es auf den Tisch kam.

Als die ersten Läden von der Roten Armee beliefert wurden und sich lange Warteschlangen bildeten, durfte Mutter immer gleich in den Laden hinein und musste als erste bedient werden. Die Wache vor unserem Haus wurde bis zur Kapitulation nicht abgezogen.

«Die Fronttruppen», sagte Wassili, «sind gute Männer. Sie benehmen sich einigermaßen anständig. Aber in der Etappe gibt es ganz widerliche Banden. Sie vergewaltigen Frauen und schiessen auch ziemlich schnell. Doch im Ver-

gleich zu dem, was sie von euren Leuten in unserem Land gesehen haben, ist das hier ein Fliegendreck.»

Allmählich flüchteten sich immer mehr Frauen aus der Nachbarschaft in unser Haus. Sie brachten Matratzen mit und lagen sogar in der Küche herum. Wassili war nicht sehr erbaut darüber, aber er schluckte es. Nur wenn er abends kam, mussten alle ausser uns das Wohnzimmer räumen.

Frau Ritter, unsere Nachbarin von der anderen Strassenseite, wurde immer wieder vergewaltigt. Erst hörte man sie ab und zu schreien und fluchen, aber mit der Zeit wurde es drüben ruhiger. Oft standen viele Russen vor ihrer Tür und warteten brav, bis sie dran waren. Meistens hatten sie Kommissbrote unter den Arm geklemmt oder in Zeitungspapier eingewickeltes Schweineschmalz. Martchen ging am Tag nach den ersten Attacken zu ihr hinüber und bot ihr an, bei uns zu übernachten. Aber Frau Ritter lehnte ab.

Sie war nicht gerade eine Schönheit. Ihre Vorderzähne bestanden aus lauter Silberkronen. Wenn sie lachte, musste man die Augen schliessen. Ausserdem war sie auch ziemlich fett. Sie sagte: «Wenn ich schon ran muss, dann kommt's auf einmal mehr oder weniger nicht an. Aber zahlen sollen sie dafür, und nicht zu knapp. Man muss nur mit den Jungens umgehen können. Dann sind sie so klein mit Hut. Und wenn ich keine Lust mehr habe und «Feierabend' sage, gehen sie ganz brav weg und kommen erst am nächsten Tag wieder. Wenn man natürlich rumzertert und ein Geschrei macht, werden sie rabiat. Ich muss allmählich daran denken, die Preise in die Höhe zu treiben, dann bleiben die vielleicht ganz von selbst weg.»

Martchen konnte damit überhaupt nichts anfangen. «Und wenn Ihr Mann aus der Gefangenschaft kommt?»

«Ach, Frau Schewe, da war doch schon nach dem letzten Urlaub kein Saft mehr drin.»

Mutter hatte sie gern. «Ihr Lachen kann einen für Stunden aufheitern», sagte sie zu Martchen, «und wenn ihr keiner von den Kerlen die Syphilis anhängt, wird sie's überleben.»

Ich mochte sie auch. Dieses dicke Weib mit ihren geblühten Sommerkleidern und dem fabelhaften Lachen, bei dem sie stolz ihre Silberklunker zeigte, hatten fast alle gern, und keiner nahm ihr etwas übel.

Während in der Stadt noch einmal der absolute Wahnsinn tobte, marschierten eines Tages etwa zehn Jungen in abgerissenen Wehrmachtsuniformen durch unsere Strasse. Begleitet von zwei bis an die Zähne bewaffneten Russen und einem dritten, riesigen Kerl, der seinen Helm auf den Hinterkopf geschoben hatte, wurden sie in den Garten unserer Nachbarn, der Parteigenossen, geführt.

Sie mussten sich an der Hauswand auf den Boden setzen, und der riesige Kerl von einem Russen trabte vor ihnen auf und ab, wobei er mit dem Entsicherungshahn seiner Maschinenpistole herumspielte.

Die Frau des Parteibonzen rief uns aus dem Seitenfenster zu, dass es kleine Jungen seien, die von den Russen gefangengenommen worden wären, als sie mit Panzerfäusten auf die Feindpanzer angelegt hätten. Jetzt sollten sie erschossen werden. Und ob meine Mutter nicht etwas dagegen unternehmen könne.

Der Russe hob sofort seine MP und zielte auf das Fenster. Es ballerte mordsmässig, und ein paar Ziegel krachten vom Dach herunter und flogen in der Gegend herum. Die Frau schlug ihr Fenster zu und gestikulierte hinter geschlossenen Scheiben weiter.

Die Jungen an der Hauswand fingen an zu weinen, und

Mutter lief auf den Russen zu. Sie sprach auf ihn ein, aber ich konnte nichts hören. Ich versuchte, die Gesichter der Burschen an der Wand zu erkennen, und war erleichtert, dass Rolf nicht darunter war.

Plötzlich hob der Russe seine MP und stiess Mutter mit der Mündung leicht in den Bauch. Er schrie sie an, und Mutter resignierte.

«Nichts zu machen», sagte sie, als sie wieder bei uns angelangt war, «und unsere Wache will sich da auch nicht einmischen.»

«Er hätte dich beinahe erschossen!» rief Martchen.

«Quatsch», winkte Mutter ab, «ich glaube, der ist ganz gutmütig. Aber er hat eben seine Befehle.»

«Wer gibt denn bloss Befehle, Kinder zu erschiessen?» fragte Martchen erregt.

Mutter zuckte die Achseln. «Man hat sie erwischt, als in Köpenick schon die weissen Fahnen herausgehängt wurden. Sie sollen erschossen werden, um ein Exempel zu statuieren. Der Krieg hat sie alle verrückt gemacht.»

«Hast du ihm so etwas zu verstehen gegeben?» fragte Martchen.

«Ja, daraufhin hat er mich doch in den Bauch gepiekt.» Jetzt sahen wir, wie die anderen Russen eine Kiste anschleppten und vor dem Offizier auf den Boden stellten.

«Da sind noch mehr Waffen drin», Martchen fing an wie Espenlaub zu zittern, und Mutter versuchte, sie ins Haus zu ziehen.

«Nein, ich will das sehen», schrie sie nach drüben, «ich will sehen, wie diese erwachsenen Kerle auf kleine Jungen schiessen!»

Der riesige Russe drehte sich zu uns um und winkte uns mit der MP zu, wir sollten verschwinden. Dann wandte er sich zu seinen Kameraden um und gab ihnen einen kur-

zen Befehl. Die Soldaten öffneten die Kiste, und wir starrten wie gebannt hinüber.

Mutter zischte mir zu: «Geh sofort ins Haus.»

Aber ich blieb einfach stehen.

Plötzlich hatten die Russen dicke Würste in der Hand und gingen damit auf die Jungen zu, die sich in ihrer Todesangst ganz eng an die Mauer gedrückt hatten, die Köpfe zwischen ihre Beine gesteckt.

Sie zogen die Jungen hoch, drückten ihnen die Würste in die Hand, jedem Einzelnen, und schoben sie auf die Strasse. Der Offizier rief ihnen etwas zu.

«Was sagt er, was?» Martchen zerrte Mutter am Arm.

«Warte», Mutter trat weiter an den Zaun heran, der die beiden Grundstücke voneinander trennte.

Die Kinder standen unschlüssig und todmüde auf der Strasse. Der Russe schrie sie an und klatschte in die Hände, als wolle er sie verscheuchen. Sie schauten zu uns herüber. Mit den Würsten in der Hand, als wären es Kerzen. Der Russe rief meiner Mutter auf russisch etwas zu, und Mutter übersetzte es den Kindern.

«Ihr sollt machen, dass ihr nach Hause kommt. Der Krieg ist zu Ende. Sagt das euren Müttern.»

Jetzt liefen die Jungen, und der riesige Russe schlug sich begeistert auf die Schenkel. Dann griff er in die Kiste und warf den Rest der Würste zu uns in den Garten herüber.

Martchen ging sofort ins Haus. Ich wurde den Gedanken nie los, dass sie Mutter verdächtigte, von dieser Schweinerei gewusst zu haben.

«Er hat dir doch gesagt, was er vorhat?»

«Er hat es mir nicht gesagt. Aber selbst wenn es so wäre, wie hätte ich ihn daran hindern können?»

Am 30. April besuchten uns die Redlichs.

«Nein», antwortete Rolf auf meine Frage, ob erzürnt Einsatz gekommen wäre. «Vater hat mich im Weinkeller versteckt. Aber es kam auch keiner mehr, um nach mir zu fragen.»

Sie waren auf ihren alten Rädern zu uns nach Kaulsdorf gefahren und selbst verwundert, dass man ihnen die Fahrräder nicht beschlagnahmt hatte.

«Selbst so alte Mühlen wie die unseren stehen bei denen hoch im Kurs», sagte Rolf.

«Wohnt ihr immer noch in eurem Haus?» fragte ich.

«Klar, so eine Ruine beschlagnahmen doch die Russen nicht. Wenn die eines Tages wieder verschwunden sind, baut Vater an. Er will die olle Ruine wieder klarmachen. Hat er mir versprochen.»

Wir überredeten Mutter und Martchen unter Beihilfe vom alten Redlich, mich mit nach Waldesruh zu lassen.

«Vielleicht können wir Wassili breitschlagen, uns mit dem Wagen hinzubringen», schlug Mutter vor.

Ich wollte aber unbedingt mit den Redlichs fahren. Nachdem Herr Redlich Mutter fest versprochen hatte, kein wie auch immer geartetes Wagnis einzugehen, fuhren wir los.

Kurz vor Waldesruh wurden wir dann doch noch angehalten. Die Russen sprangen von ihren offenen Autos herunter und verlangten «Uhri, Uhr!»

Keiner von uns hatte eine Uhr dabei. Dafür nahmen sie dann unsere Räder, warfen sie auf die Hintersitze und fuhren weiter. Während wir den restlichen Weg zu Fuss tippten, überlegten wir, ob wir die Räder wohl hätten behalten können, wenn einer von uns eine Uhr gehabt hätte.

Das Kaff, wie Mutter Waldesruh immer nannte, lag wie ausgestorben da, als wir ankamen. Aber das Haus hatte

Charakter bekommen. Zur Hälfte abrasiert, konnte man oben und unten in ein paar Zimmerhälften hineinsehen. Die Treppe, die in die hintere obere Hälfte hinaufführte, sah noch immer sehr ordentlich aus. Und die Haustür passte wirklich fabelhaft in die Öffnung, die die noch bewohnbaren Räume verschloss. Selbst die Küche hatte er inzwischen wieder ins Haus zurückgeholt. Die Vorräte musste man natürlich im Keller verstauen, aber fast alle Installationen waren intakt, und sogar Wasser lief in eine kleine, auf dem Boden stehende Fussbadewanne. Nur abzuschliessen war die Küche nicht. Nachdem ich alles gebührend bewundert hatte, wollten Rolf und ich in unseren Wald.

«Geht aber nicht zu tief hinein», sagte sein Vater, «da strolcht jetzt allerhand Gesindel herum.»

«Russen?» fragte ich.

«Nein, unsere Penner haben sich da niedergelassen. Erst plündern sie, und dann teilen sie dort drinnen ihre Beute. Das sind inzwischen schon ganze Banden. Wie schnell so etwas geht!»

«Vater übertreibt, weil er uns angst machen will», klärte mich Rolf nachher auf. «Ich sage dir, da liegen jetzt die ganzen Stücke von den russischen Katjuschas rum. Die sind am ersten Angriffstag wie die Hölle eingeschlagen. Da gibt's ordentlich was zu holen.»

Unsere alten Weidestellen waren völlig abgegrast. Kein einziger Splitter lag herum. Wir fluchten und liefen in Richtung Köpenick weiter. Immer in Sichtweite der Chaussee.

Und dann sahen wir zwei Gestalten auf dem Boden sitzen. Fast am Strassenrand. Der eine lehnte an einem Baum, der andere sass nicht weit von ihm entfernt auf einem Moosstück und kaute.

«Das sind keine Penner», flüsterte Rolf «Der da kaut, ist ein Russki.»

«Und der andere?»

«Kann ich von hier nicht erkennen.»

Wir pirschten uns vorsichtig heran.

«Mann, das ist ja ein Deutscher. Da sitzen die beiden friedlich nebeneinander und tun sich nichts.»

«Hätten sie sich schon eher überlegen können», sagte ich leise. «Das ist auch kein Landser, das ist ein Fallschirmjäger. Sieh dir mal an, wie der ausgerüstet ist. Der sitzt da ganz still, und der Russe frisst.»

«Und gibt ihm nicht mal was ab», fügte Rolf hinzu.

Wir krochen immer näher an den Fallschirmjäger heran. Fast konnten wir ihn berühren. Der Russe hatte uns gesehen, schien sich aber nicht um uns zu kümmern. Ich schaute dem Deutschen ins Gesicht.

«Der Mann ist tot, verdammte Scheisse», sagte ich erschrocken, «toter geht's gar nicht!»

Rolf robbte näher an mich ran. «Der stinkt noch gar nicht. Die müssen sich gerade erst getroffen haben.»

Dann sahen wir dicht unter dem Helm das Loch im Kopf

«Dem ist der Schuss durch die Birne durch», sagte Rolf, «wahrscheinlich hat er nach hinten raus geblutet.»

Jetzt wurde der Russe unruhig. Er machte eine heftige Handbewegung und schrie uns etwas zu.

«Der verteidigt seine Beute», sagte Rolf, während wir die Beine in die Hand nahmen, «ich habe noch nie so einen schnieken Toten gesehen. Die Stiefel waren sogar blank gewichst.»

Wir kehrten um und machten einen weiten Bogen um die beiden. Ich lief voraus und hatte meine Augen immer noch am Boden, auf der Suche nach einem Splitterstück.

«Ich habe was», hörte ich Rolf rufen, «der glänzt ja wie eine Speckschwarte.»

Ich drehte mich um, und plötzlich gab es einen leisen Knall.

«Aua! Mensch, verdammter Mist!» rief Rolf.

Ich warf mich auf den Boden. «Los, runter mit dir», schrie ich, «der Russki macht Scheibenschiessen auf uns!»

Er warf sich auch hin. «Ich glaube nicht, dass der Russki das war», sagte er. «Mich hat da was gestochen. Ich bin vielleicht auf was getreten.» Er versuchte aufzustehen. «Mann, tut mir mein Bein weh!»

Ich sprang auf ihn zu, griff ihm von hinten unter die Achseln und zerrte ihn hoch.

«Ruhig, ruhig, Maxe. Nicht so hastig. Es tut verdammt weh!»

«Deine Hose ist ganz nass.»

«Ich habe vor Schreck in die Hose gepisst.»

«Das ist Blut», sagte ich, «du bist voller Blut da unten. Komm, stütz dich auf mich. Ab nach Hause.»

Er versuchte ein paar Schritte. «Es geht nicht. Mein Bein ist wie Gummi. Ich leg' mich hier hin, und du holst Vater.»

«Und ich lass' dich hier ausbluten, was? Du hast wohl nicht alle Tassen im Schrank. Es ist doch gar nicht mehr weit. Wir müssen dich nur auf meinen Rücken kriegen, dann schaffen wir's.»

Ich kniete mich hin, und er kroch auf meinen Rücken.

«Leg die Arme um meinen Hals, und dann nichts wie weg.»

Nach einer Weile wurden seine Arme schlapp.

«Halt fest», sagte ich und verschränkte meine Hände unter seinem Hintern, «mach jetzt bloss nicht schlapp.» «Mein Gott», betete ich, «wenn du da bist, dann ist ihm nichts Schlimmes passiert. Dann ist ihm nur eine Ader ge-

platzt oder so was!» – «Wie geht's dir da oben», fragte ich Rolf.

«Prima, und wenn du nicht so schaukelst, geht's mir noch viel besser.»

«Ich muss dich schnell nach Hause kriegen.»

«Klar. Aber du hast so einen Kamelgang. Da wird man ja seekrank. Mach doch mal Pferdegalopp. Herrgott, tut mir der Arsch weh. Oder ist es der Pimmel? Ich weiss nicht, was mir alles weh tut.»

«Das ist wie Zahnschmerzen. Das geht bis in die Kopfhaut.»

«Der Kopf tut mir bestimmt nicht weh.»

Ich musste lachen.

«Mach das ja nicht!» schrie er.

Meine Lunge brannte wie Feuer. «Den kriegst du nicht nach Hause», dachte ich, «aber den musst du nach Hause kriegen.»

«Jetzt ist gleich der Wald zu Ende, und dann kann man auch schon unsere Ruine sehen», meinte Rolf und wurde immer schwerer.

«Ich muss dich ein bisschen hochhieven, sonst fällst du mir runter», sagte ich.

«Mach nur», antwortete er langsam.

Er hatte recht. Jetzt konnten wir das Haus sehen. Ich trabte fast besinnungslos auf die Ruine zu und sah den alten Redlich in der Sonne stehen.

Er schaute zu uns rüber und schien erst verdutzt zu sein. Dann rannte er mir entgegen. Ich hörte nicht mehr, was er rief, fühlte nur, wie mir Rolf vom Rücken genommen wurde, und lag keuchend am Boden.

Langsam kam ich wieder hoch. Redlich hatte sich tief zu Rolf hinuntergebeugt und hielt seinen Kopf dicht an den seines Sohnes.

«Warum schafft er ihn nicht wenigstens in die Küche?» dachte ich.

Dann stand er auf und kam zu mir. Er war wachsbleich. «Die Mühe hättest du dir sparen können», sagte er und ging zum Haus zurück.

«Du hast nicht geholfen, lieber Gott, du hast nicht geholfen», dachte ich und sah auf Rolf hinunter. Sein Gesicht, das mir so vertraut war, sah jetzt fremd, abwesend aus, ein toter Mensch, den ich genauso gut kannte wie mich.

Redlich kam mit einer Bettdecke wieder und breitete sie über Rolf aus. «Ich kann ihn nicht ins Haus bringen», sagte er leise, «ich hab' die Kraft nicht dazu.» Dann setzte er sich neben seinem Sohn auf den Boden.

«Aber ich habe doch gerade noch mit ihm gesprochen. Er hat noch Witze gemacht.» Ich kniete vor dem Mann und sah ihm fest in die Augen. «Wir müssen ihn ins Haus bringen und einen Arzt holen. Ich helfe Ihnen.» Ich riss die Decke weg und schaute Rolf ins Gesicht. Dann legte ich ihm meine Hand an die Wange. «Er ist noch ganz warm. Wir müssen einen Arzt holen!»

Doch plötzlich akzeptierte ich, dass der Mann vor mir recht hatte. Ich hatte es nicht geschafft, meinem besten Freund das Leben zu retten.

Redlich sass da, als hätte er alle Türen hinter sich zugeschlagen. Er antwortete nicht, beachtete mich nicht, nahm nicht einmal wahr, dass ich die Decke von Rolf weggerissen und dann wieder ordentlich über ihn gebreitet hatte. Er war innerlich davongelaufen, und ich sah, wie der Mann immer tiefer in sich hineinsank und zusehends älter wurde.

Ich lief wie ein Verrückter. «Ich muss nach Kaulsdorf. Ich muss zu Martchen», spornte ich mich an, «sie wird wis-

sen, was man mit dem Alten machen kann. Wie man ihn wieder zur Vernunft bringt.»

Ich weiss nicht mehr, wie ich diese Strecke so schnell zurückgelegt habe. Ich bekam einen endlosen Hustenanfall und dachte: «Gleich kotze ich meine Lunge aus.»

Mutter organisierte dann alles. Wassili kam mit einem deutschen Kübelwagen, und wir rasten nach Waldesruh.

Redlich sass immer noch neben seinem toten Sohn, und einige Nachbarn standen um ihn herum. Als sie uns sahen, verschwanden sie wie weggepustet. Wassili schaute sich den toten Rolf kurz an und drehte ihn auf den Bauch. «Es hat ihm unten alles zerrissen», sagte er.

Er beschlagnahmte die Leiche und liess sie ins Militärkrankenhaus nach Köpenick überführen. Erst nach zehn Tagen wurde sie freigegeben, und Redlich konnte seinen Sohn begraben.

Wir fuhren im Kübelwagen wieder nach Hause. Redlich hatten wir einfach mitgenommen. Wassili hatte ihn hochgehievt und ihn fast zum Auto getragen. Im Haus bekam er mein Zimmer, und ich wurde zu Mutter auf ein Matratzenlager ausquartiert.

Ausser zur Toilette bewegte er sich nirgendwohin, lag auf meinem Bett und starrte an die Decke.

Die Nazisse von nebenan hatte inzwischen auch bei uns Unterschlupf gesucht und liess es sich nicht nehmen, Redlich zu bemuttern. Ihr Mann war verhaftet worden, nachdem er von ehemaligen Freunden angezeigt worden war. «Warum hat er auch allen Leuten erzählt, dass er dauernd mit Göring herumgesoffen hat», jammerte sie, «das macht die Menschen doch nur neidisch.»

Am 9. Mai 1945 war ein Riesenfest angekündigt. Am Alexanderplatz wollten die Russen ein gigantisches Feuerwerk zu Ehren der unterschriebenen bedingungslosen Kapitulation starten. Wassili erzählte uns davon, hatte aber keine Zeit, uns hinzufahren. Durfte er wahrscheinlich auch gar nicht. Wir beschlossen, auf jeden Fall hinzukommen, auf welche Weise auch immer, und marschierten schon am frühen Morgen los. Mutter, Martchen und ich. Die Ritter hatte den Oberbefehl im Haus übernommen, und unsere Nazisse von nebenan kümmerte sich weiter um Redlich.

Es war ein ungewöhnlich heisser Tag. Nicht ein Auto war zu sehen. Höchstens sowjetische Militärfahrzeuge, und die hatten keine Lust anzuhalten. An öffentliche Verkehrsmittel war nicht zu denken. Auf dem Weg zum Alex erzählte uns ein Zivilist, dass die S-Bahn zwar ab und zu wieder führe, aber der Bahnhof Lichtenberg, an dem wir vorbeikamen, war geschlossen. Je länger wir die Frankfurter Allee in Richtung Straussberger Platz entlangliefen, desto mehr stank es. Der süssliche Leichengeruch, vermischt mit dem Ziegelstaub, der permanent aus den Schuttbergen hoch wehte, war nur schwer zu ertragen. Die ehemals breite Strasse war teilweise so zertrümmert, dass wir sie zwischen Schutt und Steintrümmern regelrecht suchen mussten.

Der Straussberger Platz existierte nicht mehr, und wir verloren für eine Weile die Orientierung.

«Der Alexanderplatz muss ungefähr da drüben liegen», sagte Martchen und zeigte in eine Richtung, von der sie glaubte, da müsse Westen sein.

Wir kletterten also durch Ruinen, über Berge von Trümmern und standen auf einer schmalen Strasse, die ziemlich aufgeräumt aussah.

«Jetzt weiss ich aber wieder, wo wir sind!» rief Martchen,

«das könnte die Memhardtstrasse sein. Die führt direkt zum Alex.»

«Wie sollen wir denn plötzlich in die Memhardtstrasse gekommen sein? Die liegt doch auf der anderen Seite vom Alex», sagte Mutter.

Sie lief ein paar Schritte in die entgegengesetzte Richtung und rutschte so aus, dass sie sich mit beiden Beinen in der Luft auf den Hintern setzte. Wir liefen zu ihr und richteten sie wieder auf. Martchen klopfte sie ab, aber viel besser sahen wir ja alle nicht aus. Und dann sah ich, worauf Mutter getreten war. Ich hob den Handschuh auf. Er war gefüllt und stank eklig. Mutter schrie wie am Spiess, Martchen sah mich an, sah den Handschuh an und machte Anstalten, sich zu übergeben. Aber dann lief Mutter plötzlich wieder in die Richtung, aus der wir vorher gekommen waren, und wir hatten Mühe, sie einzuholen.

Martchen vergass ihre Übelkeit, und wir führten Mutter vorsichtig zurück, lotsten sie an der Stelle vorbei und kamen tatsächlich zum Alexanderplatz. Martchen hatte recht behalten. Aber wir waren einen enormen Umweg gegangen, oder besser: geklettert.

Inzwischen war es später Nachmittag. Wir setzten uns in eine Ruine und fingen an, unsere russischen Stullen auszupacken. Das Brot schmeckte scheusslich, aber wir hatten Hunger.

Und dann sah ich meinen ersten Ami. Von unserem Platz aus konnten wir alles sehr gut überblicken. Der Ami trug einen weissen Helm, stieg aus einem Jeep und liess sich von herbeigelaufenen Rotarmisten umarmen. Jetzt stiegen auch seine Mitfahrer aus, und man schüttelte Hände.

«Fehlt nur noch, dass die SS in Galauniform mit weissen Handschuhen vorfährt und beim Händeschütteln mitmacht», dachte ich.

«Mutter, da sind Amerikaner», sagte ich und zeigte auf den Jeep. Beide Frauen fuhren hoch und schauten.

«Tatsächlich», sagte Martchen nach einer Weile.

Plötzlich standen Russen vor uns und trieben uns weg.

«Für Deutsche verboten», lächelte Martchen.

Wir tauchten in eine grosse Ansammlung von Zuschauern ein und konnten kaum noch etwas sehen.

«Schade, der Platz in der Ruine war ein Logenplatz», sagte Mutter bedauernd, «die Russen sind eben auch Antisemiten.»

Martchen antwortete nicht und lächelte weiter. Jetzt sahen wir Frau Platz auf uns zukommen. Sie winkte wie wild, und hinter ihr tauchte Hans Kochmann auf. «Regina und die Karfunkelsteins stehen auf der anderen Seite. Von da kann man viel besser sehen.»

«Hat der Herr Karfunkelstein einen Logenplatz?» fragte Martchen.

Frau Platz lachte. «Nein, nein, stehen muss man da auch.»

Sie umarmte uns alle, Martchen wurde ihr vorgestellt, und dann sah sie mich an. «Mein Gott, du bist ja gar nicht gewachsen», sagte sie.

«Bist du blind?» fragte Mutter und zog mich an sich.

Frau Platz sah sich verwirrt nach Hans Kochmann um.

«In dem Alter wächst man noch nicht so schnell», half er ihr.

Wir zwängten uns durch die Menge zu den anderen hinüber.

«Na», begrüßte uns Frau Karfunkelstein, «alles gut überstanden?»

Karfunkelstein erzählte, dass an den Kandelabern in der Charlottenburger Chaussee und in der Bismarckstrasse vom Knie bis zum Adolf-Hitler-Platz die Leichen von

SS-Männern hingen. «Auch die Familie Goebbels soll darunter sein. Ich habe sie selber nicht gesehen, aber es gibt Augenzeugen.»

«Glaube ich nicht», rief Martchen.

«Wie gesagt, es gibt Augenzeugen», redete Karfunkelstein weiter, «und es soll dort inzwischen ganz unerträglich stinken. Aber die Russen haben verboten, die Leichen abzunehmen.»

«Zuzutrauen wär's ihnen», stimmte Hans Kochmann zu. Plötzlich zischten die ersten Feuerwerkskörper in die Höhe. Die Russen tanzten auf dem saubergefegten Platz Krakowiak und luden ihre Waffenkollegen ein mitzutanzten.

Es waren mittlerweile immer mehr geworden. Amerikaner, Franzosen, Engländer tanzten, tauschten Zigaretten und Schnapsflaschen und sofften sich die Hucke voll. Spät in der Nacht trennten wir uns von den anderen, und Regina nahm uns mit in ihre Wohnung in der Invalidenstrasse.

«Wie lange hast du hier gewohnt?» wollte Mutter wissen, als wir ihr Kellerzimmer betraten.

«Zwei Wochen. Glaubst du, dass ich noch weiss, wo ich überall gewohnt habe?»

«Und Karfunkelstein war immer dabei?» bohrte Mutter weiter.

«Immer.»

«Und jetzt?»

«Er wohnt wieder in Zehlendorf. Sein Haus hat keinen Kratzer.»

«Ihr Haus», sagte Mutter.

«Ihr Haus», bestätigte Regina ungerührt. «Und er hatte auch sofort ein Auto zur Verfügung und Benzingutscheine ohne Ende», fuhr sie stolz fort.

«Den Seinen gibt's der Herr im Tiefschlaf», grollte Mutter.

«Im Tiefschlaf des Herrn», fügte Regina hinzu und lachte Mutter an.

Es ging gar nicht anders, Mutter musste sie einfach umarmen.

Am nächsten Tag marschierten wir den ganzen Weg zurück. Frau Ritter empfing uns in heller Aufregung. «Der Mann hat sich umbringen wollen. Wir haben ihm gerade noch rechtzeitig das Messer aus der Hand nehmen können. Jetzt sitzt er oben im Zimmer und sabbert vor sich hin.»

Als er Mutter vor sich stehen sah, rutschte er vom Bett auf seine Knie und umklammerte ihre Füße.

«Das ist die Strafe dafür, dass ich eure Leute in den Waggonen dahin gekarrt habe. Darum hat Gott mir meinen Sohn genommen und den da leben lassen.»

Er zeigte auf mich.

«Und als ich dachte, er hätte mir verziehen, hat er erst mal richtig zugeschlagen.»

«Es gibt keinen Gott», sagte ich, und Mutter wollte sich aus seiner Umklammerung befreien.

«Ich hab' ja alles gesehen», redete Redlich weiter, «ich hab' gesehen, wie sie ausgesucht wurden. Ich hab' den Gestank gerochen und den roten Himmel gesehen. Obwohl sie mich gleich zum Essenfassen abkommandiert hatten. Und ich bin blind übers Gelände gestolpert, weil ich die Augen zugekniffen hatte. Aber es half nichts. Ich habe mich in die Klapsmühle abgemeldet, und sie haben mich suspendiert. Mehr konnte ich doch nicht tun. Ich musste da nie wieder hin. Was konnte denn mein Sohn dafür?»

Mutter hatte sich mit Hilfe der Ritter und der Nazisse befreien können, und mir liefen die Tränen übers Gesicht.

«Rolf konnte überhaupt nichts dafür. Der hatte nichts zu tun mit deinem Scheiss!» schrie ich und rannte aus dem Zimmer.

Nach dem neunten Mai wurde die Wache vor Martchens Haus abgezogen. Die sowjetische Militärverwaltung verhängte schwere Strafen über jeden Soldaten, der noch weiter plünderte und vergewaltigte. Mutter wurde eine Etage in einem hübschen Haus, ebenfalls in Kaulsdorf-Süd zugewiesen, und wir veranstalteten ein grosses Fest zu Ehren unserer ersten eigenen Wohnung.

Lona und sogar die Dimitrieff hatten sich eingefunden. Lona mit ihrem aus Moabit ausgebüxten Furkert, der mit Hotze unbedingt Wiedersehen feiern wollte. Es war schwer, ihm klarzumachen, dass Karl Hotze, falls er nicht tot war, noch irgendwo in Österreich stecken musste, und Ludmilla, wie immer solo. Ihr Markenzeichen, die Zigarettenspitze, nahm sie überhaupt nicht mehr aus dem Mund! Sie unterhielt sich leicht und flüssig auf russisch mit Wassili, dem Mann, dessen Genossen ihre ganze Familie umgebracht hatten, wie sie später immer wieder betonte. Ganz selbstverständlich redeten sie miteinander, spielten sogar auf dem Klavier vierhändig russische Volkslieder, je später der Abend wurde.

Wassili hatte sein Klavier von Martchens Wohnzimmer zu uns herüberbringen lassen und spielte deutsche Schlager aus den dreissiger Jahren. Karfunkelstein tanzte entweder mit meiner Tante oder mit seiner Frau. Mutter versuchte Wassili vom Klavier wegzuziehen und mit ihm zu tanzen. Dann musste Hans Kochmann musikalisch einspringen.

Der alte Redlich war in eine Ecke gesetzt worden, und

ausser dem Ansetzen der Wodkaflasche, die ihm Wassili in die Hand gedrückt hatte, blieb er völlig bewegungslos dort hocken. Ich setzte mich zu ihm und wollte mit ihm reden, aber er blieb stumm, kniff die Lippen zusammen und rückte etwas von mir ab.

Auf dieser Feier beschloss Karfunkelstein, sich wieder ins Strumpf- und Trikotageschäft zu stürzen. Er hatte gehört, dass man in Sachsen ein neues Strumpfgewebe erfunden hatte, ähnlich dem des Nylongewebes.

«Perlon soll es heissen», erzählte er, «und es soll reissfester sein als Nylon. Die Amerikaner sind ganz verrückt nach diesen Dingen, weil sie damit die deutschen Mädchen ködern können und weil sie billiger sind. Man muss bloss einen kleinen Lkw organisieren und vor allem die Genehmigung der Russen für so einen Vertrieb bekommen.

Sigrid Radny versprach, ihren alten Lkw zur Verfügung zu stellen, den die Russen verschmährt hatten, und gegen Beteiligung auch einen Fahrer.

«Die Russen haben sogar die Küken mitgehen lassen. Der ganze Hof ist ratzekahl leer gefressen, und die Lizenz hat man mir auch entzogen, weil ich die Nazibonzen gefüttert habe. Benzin habe ich aber keines. Ich könnte höchstens einen Holzkohleofen anmontieren lassen. Mein Schwager kennt sich damit aus.»

Karfunkelstein sagte, dass man darauf noch zurückgreifen würde, wenn er nicht genügend Benzin organisieren könne, und überlegte, ob man nicht doch besser vorher testen sollte, wie die Amis auf diese neue Strumpffart reagierten.

«Die können das gar nicht unterscheiden», sagte Tante Regina.

«Die sind cleverer, als du denkst», widersprach Karfunkelstein, «vor allem werden sie fragen, wo wir die Dinger

herhaben. Und deswegen müssen wir uns bei den Russen absichern.»

Mutter bekam die Lizenz von der Militärverwaltung und war damit der Boss des ganzen Unternehmens. Sigrid Radny stellte den Lkw, und ihr Schwager brachte den Holzofen an, da Karfunkelstein keinen Dieselkraftstoff organisieren konnte. Und schon stapelten sich die ersten Kisten mit Perlons auf unserer Veranda. Mutter hatte noch nicht en gros eingekauft, weil man sie erstens noch nicht in solchen Mengen bekam und zweitens nicht ahnen konnte, wie die Dinger einschlagen würden.

«Wie kriegen wir Kontakt zu den Alliierten?» fragte sie ihre Schwester.

«Spiel dich nicht auf», raunzte Regina, «ich mach' das schon.»

«Wo willst du sie denn ansprechen? Auf der Strasse? Du stehst keine zwei Minuten mit denen da, und schon hat dich die Militärpolizei beim Kragen, und ich muss versuchen, dich wieder aus dem Knast zu holen.»

«Mach dir keine Sorgen, Karfunkelstein hat alles im Griff. In der Reichstagsruine werden noch ganz andere Sachen verscherbelt. Die Valuta sind Zigaretten. Wir dürfen kein Militärgeld nehmen. Amerikanische Zigaretten sind der Schlager. Vor allem bei den Russen. Die Frage ist nur, wer spricht sie an? Frau Karfunkelstein fährt uns gern bis in die Nähe des Reichstags, aber dann müssen wir selber sehen, wie wir an sie rankommen. Karfunkelstein meint, es dürfte auf keinen Fall ein Mann sein. Am besten täten es Kinder.»

Regina kam also auf die Idee, mich bei der Hand zu nehmen und bis vor den Reichstag zu bringen. Dort sollte ich «den Alliierten» Strümpfe anbieten. «Wir binden ihm eine Schnur um den Bauch, wie eine Wäscheleine, und

hängen die Strümpfe darüber. Dann bekommt er von Karfunkelstein einen alten Mantel, den er zuknöpfen kann, und der Bauchladen ist fertig.» Sie lachte. «Was sagst du dazu?» fragte sie mich.

«Spinnst du?» fragte ich zurück, aber es war wirklich keine schlechte Idee, und nach anfänglichem Zögern von Mutters Seite machten wir uns an die Arbeit.

«Es wird ihm nichts passieren», beruhigte Regina meine Mutter. «Ich werde immer in Sichtweite sein.»

Am Tag meiner Geschäftseröffnung war es unheimlich warm. Es war Juli, und ich schwitzte wie ein Affe unter Karfunkelsteins Wintermantel. Frau Karfunkelstein hatte uns bis etwa einen Kilometer an den Reichstag herangefahren, dann nahm mich Regina an der Hand, und wir gingen langsam auf die Ruine zu. Davor standen eine Menge Jeeps.

Wir kletterten über Schutthalden bis zu den Kellerräumen hinunter. Da war was los. Amis, Engländer, Franzosen liessen sich von Deutschen alles Mögliche anbieten. Mädchen versuchten, die Gis auf sich aufmerksam zu machen und wegzuziehen. Es stank nach Staub, Schweiß und Urin, und ich hatte keine Lust, noch tiefer hineinzugehen.

«Wenn du glaubst, du hast einen Kunden, zieh ihn in eine ruhigere Ecke, und zeig ihm nicht gleich alles, was du auf dem Bauch hast», erklärte Regina. «Noch mal, was heisst Strümpfe?»

«Stockings.»

«Zigaretten?»

«Cigarettes.»

«Prima. Du tauschst gegen Zigaretten. Nur gegen Zigaretten. Zwei Paar Strümpfe sind eine Stange Zigaretten.» Sie war aufgeregter als ich. «Und zieh immer erst mal nur

einen Strumpf raus, solange du mit ihnen verhandelst. Und lass dir auch vorher die Zigaretten zeigen.»

«Ja, ja, ja», sagte ich und ging in den völlig besudelten Kellergang.

Ich hatte gleich einen Kunden. Es war ein weissbehelmter MP. Er zog mich etwas zur Seite und redete auf mich ein. Ziemlich laut. Wahrscheinlich wollte er nur den Lärm übertönen, aber ich machte mir fast in die Hose. «Stokkings», schrie ich vor lauter Schreck und hätte mir aufs Maul schlagen können.

Er blieb ruhig und machte eine Geste, ich solle sie ihm zeigen.

«Na gut», dachte ich. «Beim nächsten Mal werde ich klüger sein», zog aber doch erst mal nur einen Strumpf heraus. Dazu musste ich den obersten Knopf direkt am Kragen öffnen, um an die Strümpfe unter dem Mantel heranzukommen. Dann zog ich einen in Halshöhe raus und gab ihn dem Ami. Er lachte und streckte zwei Finger in die Luft.

Ich sagte: «Cigarettes.»

Er bedeutete mir, ich solle warten, und ging zum Ausgang.

«Was soll mir schon passieren», sagte ich mir, «das sind doch keine Nazis.»

Ich lehnte mich an die Mauer und wartete. Nach ein paar Minuten kam er zurück, hatte sich ganz offen mindestens vier Stangen Zigaretten unter den Arm geklemmt und hielt mir eine davon hin. Ich zog einen zweiten Strumpf raus. Er hielt beide Strümpfe nebeneinander und lockte wieder mit dem Zeigefinger. Ich zog also wieder einen Strumpf unter dem Mantel hervor, während ich mit der anderen Hand krampfhaft die Stange Zigaretten festhielt. Er zeigte mir eine zweite Stange, während ich meine auf

den Boden legte und meinen Fuss darauf stellte, und zog den nächsten Strumpf aus dem Kragen. Er nahm die zweite Stange Zigaretten, hob meinen Fuss, mit dem ich auf der ersten stand, legte die zweite auf die erste und stellte meinen Fuss wieder drauf. Erst als sie anfangen zu klatschen, merkte ich, dass wir von einer Menge weiterer Soldaten umringt waren.

Mein MP-Freund hielt mir die restlichen Stangen hin, und ich knöpfte den Mantel ganz auf. Als sie die Schnur um meinen Bauch mit den herunterbaumelnden Strümpfen sahen, schlugen sie sich auf die Schenkel, hielten Zigarettenpackungen in die Höhe, und mein erster Kunde konnte ihnen nur mit Mühe klarmachen, dass er Vorrang hatte.

Andere konnte ich aber doch noch mit Strümpfen versorgen, weil ihm die Zigarettenstangen ausgegangen waren.

Als eine MP-Streife am Eingang erschien und hereinschaute, drückte man mich schnell herunter und umringte mich. Wahrscheinlich zogen sie deshalb schnell wieder ab, weil sie einen von ihrer Truppe dabeistehen sahen.

Man redete mit Händen und Füßen, und ich verstand nur eines: Ich sollte wiederkommen.

Ich hatte über zehn Stangen Zigaretten unter meinem Mantel zu verstauen und damit ins Freie zu laufen. Ich sah aus wie eine schwangere Lerche, als ich wieder bei Regina ankam, aber ich hatte keine Stange verloren.

«Weisst du, wem ich die meisten Strümpfe verkauft habe? Einem von der Militärpolizei. Ich hab' für jedes Paar eine Stange Zigaretten gekriegt. Damm konnten auch noch ein paar andere mithalten», erzählte ich atemlos, «und ich soll wiederkommen.»

Bei Frau Karfunkelstein im Wagen machten mir die bei-

den Frauen grosse Elogen und versicherten mir, ich würde noch einmal steinreich werden mit meiner Geschäftstüchtigkeit.

«So reich wie dein Mann?» fragte ich Frau Karfunkelstein.

Hatten die eine Ahnung. Mein Militärpolizist war nur so spendabel und hatte den Preis von vornherein höher angesetzt. Ich liess mich trotzdem gebührend feiern und dachte an Rolf. Wenn ich wenigstens vor dem hätte angeben können!

Karfunkelstein hatte den Test als erfolgreich gewertet und startete nun die Offensive. Er karrte immer mehr Strumpfberge heran. Sigrids Lkw genügte ihm schon nach einer Weile nicht mehr, und er beschaffte sogar amerikanische Militärlastwagen. Sigrids Schwager betreute den Wagenpark auf dem Gelände der ehemaligen Hühnerfarm und richtete in der Bürobaracke ein Strumpflager ein.

Mutter fuhr mit Karfunkelstein viel in Sachsen herum, und ich durfte wieder zu Martchen ins Haus und mich versorgen lassen.

Eines Tages, Ende Juli, stand Hotze vor der Tür. Gerade als sich Redlich wieder einmal zu einem seiner stummen Besuche bei Martchen entschlossen hatte. Hotze hielt ihn für einen Mann, den sich Martchen in der Zeit der Not angelacht hatte, um eine Hilfe fürs Haus zu haben. Aber er verstand bald, dass mit Redlich überhaupt nicht zu rechnen war und er eigentlich in die Klapsmühle gehörte.

Martchen verteidigte ihn wie ihr eigenes Kind und konnte ungewohnt böse werden, wenn es jemandem einfiel, über ihn zu lachen. Redlich hatte freies Haus bei ihr und nutzte das, zu Martchens Leidwesen, viel zu selten aus.

«Er hat seine mörderische Trauer in den Wiederaufbau seines Hauses gelegt», erzählte Martchen einmal, als sie ihn in Waldesruh besucht hatte. «Er tut das sehr akkurat, und wenn es auch von aussen noch ein bisschen schäbig aussieht, innen kann man schon sehr ordentlich wohnen.»

Hotze sah immer noch recht drahtig aus. Sein Glasauge funkelte wie eh und je, wenn er es in die Sonne hielt, und er erzählte nur wenig über seinen Aufenthalt in Mauthausen. Als er eines Abends Anstalten machte, über den Ausbruch gefangener Russen zu berichten, die ihre Strohsäcke über die elektrisch geladenen Zäune geworfen hatten, schnitt ihm Martchen das Wort ab. «Später», sagte sie, «später. Keiner von uns bringt jetzt die Kraft auf, sich das anzuhören. Und du solltest dich auch schonen.»

Plötzlich hatte sich alles umgekehrt. Martchen war jetzt die Autorität im Haus. Hotze schien zwar seine Gewohnheiten wieder aufzunehmen, als sei er gar nicht weg gewesen, zündete sich die Pfeife an, während er über Haus und Garten sprach und sich über ihren Zustand beklagte, aber Martchen gab jetzt den Ton an. Sie teilte jedem die Arbeit zu. Brachte alles auf Vordermann, und Hotze und Mutter, wenn sie da war, und ich fügten uns dem ganz automatisch.

Einzig mit Redlich machte sie eine Ausnahme. Er durfte Stunden im Zimmer oder draussen auf der Gartenbank sitzen, ohne sich an einem Gespräch zu beteiligen. Bei den Mahlzeiten legte sie ihm immer zuerst auf und begleitete ihn oft nach Hause, wenn es ihre Zeit erlaubte.

Mutter fiel zuerst auf, dass Martchen quittegelbe Augäpfel hatte und immer weniger ass. Sie rührte fast überhaupt nichts mehr an und lief öfter auf die Toilette, als sie wollte. Als ich dann die gelben Augäpfel bekam, wusste Mutter, was los war. Ein Arzt aus Kaulsdorf-Süd stellte bei

uns beiden Gelbsucht fest und verordnete strenge Diät und Bettruhe.

Mutter, Hotze und Frau Ritter versorgten uns abwechselnd. Tante Regina schaffte nach und nach heran, was wir zu dieser Diät brauchten, sonst wären wir beide verhungert.

Nach sechs Wochen ging es uns besser, aber Hunger hatten wir beide nicht. Die gelbe Farbe verlor sich bei mir, aber dafür lief mir plötzlich das Blut aus dem Mund. Wieder wurde der Arzt alarmiert. Der verschaffte mir eine Röntgenuntersuchung im Köpenicker Krankenhaus. Ich hatte Lungentuberkulose. Eine ziemlich grosse Kaverne, also eine angefressene Stelle im linken Lungenlappen, wie der Röntgenologe meiner Mutter erklärte. Dazwischen Sprekeleien auf den Lungenspitzen. Ich müsse im Krankenhaus bleiben und auf die Isolierstation, bis man festgestellt habe, ob ich an einer offenen TBC leide. Die Kaverne sei so gross wie ein Markstück, und er sei fast sicher, dass ich eine Gefahr für meine Umwelt wäre.

Mutter handelte sofort. Sie bat Wassili in seiner Kommandantur um Hilfe, und der fuhr uns mit seinem Kübelwagen eigenhändig ins ehemalige Jüdische Krankenhaus, das jetzt im französischen Sektor lag und von einer amerikanischen Organisation verwaltet wurde. Für Deutsche war der Zutritt verboten.

Das Tor war offen, und Wassili trat aufs Gaspedal. Dann standen wir im Hof auf einem Rasenstück, und eine Menge Leute, darunter auch Krankenschwestern, wieselten um uns herum. Wassili brüllte, dass er den Chefarzt sprechen wolle. Als man ihn fragte, wer er sei, antwortete er: «Ich bin Hauptmann der Roten Armee, und wenn jetzt nicht sofort der Arzt kommt, werde ich sehr viel Radau mit dem hier machen.»

Dabei zog er seinen Armeerevolver und fuchtelte mit ihm herum.

Anscheinend verstanden nur wenige vom amerikanischen Personal sein Deutsch. Sie schrien ziemlich aufgeregt durcheinander und liefen zum Haupthaus zurück, aber einer musste wohl doch den Arzt informiert haben, denn der kam etwas hinkend auf den sich amüsierenden Wassili zu und sprach ihn auf amerikanisch an.

Wassili erwiderte recht laut, dass er hier Deutsch sprechen wolle: «Ich habe einen deutschen Patienten im Wagen, und Sie werden ihn untersuchen!»

«Ich bin Amerikaner, unterstehe der amerikanischen Militärverwaltung und kann Ihnen leider nicht helfen.»

«Es handelt sich um einen dreizehnjährigen jüdischen Jungen, der den Krieg überlebt hat», sagte Wassili jetzt sehr ernst. «Er spuckt Blut.»

Der Arzt schaute in den Wagen. «Wo hat er überlebt? Und wer ist diese Frau?» fragte er in tadellosem Deutsch. Ich glaubte sogar, einen Berliner Akzent herauszuhören.

«Soll ich Ihnen seine Geschichte erzählen, bevor Sie ihn untersucht haben, oder danach?»

«Sie haben völlig recht. Jetzt brauche ich nur noch Ihren Namen, damit ich weiss, wem ich die Unannehmlichkeiten mit meiner Verwaltung verdanken werde.»

«Wassili Jakowlewitsch Tunkeischwarz.»

«Tunkeischwarz?»

«Tunkeischwarz.»

«Amcho?»

«Amcho.»

«Amcho» heisst wörtlich «Dein Volk». So erkannte man sich gewöhnlich.

«Kommen Sie mit!» Der Doktor hinkte uns voran.

Der Arzt hiess Doktor Cohen und leitete das Spital, bis

es später wieder in die Hände der Jüdischen Gemeinde zurückgegeben wurde. Er war klein, hatte einen riesigen Kopf und einen Klumpfuß.

Im Ordinationszimmer schlug er Mutter vor, mich im Krankenhaus zu behalten, bis die Blutungen gestillt seien und die Röntgenplatten eingetroffen wären, die er aus Köpenick anfordern würde. Ich wurde von allen in ein schönes helles Zimmer begleitet und bekam als erstes eine Kalziumspritze. Während Doktor Cohen injizierte, unterhielt er sich mit Wassili und Mutter. Sie schienen sich alle sehr zu mögen.

Die Spritze löste eine unangenehme Wärme aus, und ich fühlte mich gar nicht wohl. Cohen erklärte mir, dass die Spritze meine Blutungen bald stillen würde und die Wärmeentwicklung nichts Schlimmes sei. Dann verliessen sie in fröhlicher Laune mein Zimmer.

Drei Tage später trafen aus Köpenick meine Röntgenplatten ein, und Doktor Cohen fragte mich, nachdem er sie eingehend begutachtet hatte, welchen Körperteil ich denn um Gottes willen an den Röntgenapparat gehalten hätte.

«Die Blutungen kommen von einer Überreizung der Bronchien», erklärte er Mutter, «und er muss aufpassen, dass er sich physisch nicht überfordert. Wenigstens in den nächsten Jahren. Er hat ein sehr empfindliches Bronchialgewebe, und mit der Lungenspitzen tuberkulose hat das schon seine Richtigkeit. Ausserdem ist er unterernährt. Wir werden ihn hierbehalten, ihn aufpäppeln und einen gesunden Kerl aus ihm machen. Zumindes, bis diese Blutungen endgültig gestoppt sind», wandte er sich direkt an mich. «Sieht auch blöd aus, wenn einem in Gesellschaft das Blut aus den Lefzen läuft.»

Er versuchte, meine Traurigkeit zu verdrängen. Ganz

gelang es ihm nie während meines Krankenhausaufenthaltes, aber ich hatte ihn sehr gern. Er strahlte eine solche Gelassenheit aus, dass ich ihm alles glaubte. Er hätte mir sonstwas erzählen können. Nach sechs Wochen wurde ich von ihm hinausgeworfen.

Wassili hatte mich besucht und mir erzählt, dass es in der Staatsoper «Parsifal» gäbe. «Die Sänger sollen fabelhaft sein, und Furtwängler dirigiert. Wagner war Antisemit, und Furtwängler soll Nazi gewesen sein. Aber der eine hat grosse Musik geschrieben, und der andere dirigiert sie wie kein zweiter. Ich habe zwei Karten, und Mutter will nicht mit. Sie hasst Wagner.»

Ich wollte.

«Du musst aber erst meinen Freund Cohen fragen.»

Ich versprach es ihm und fragte nicht. Ich war schon lange nicht mehr bettlägrig, durfte mich frei bewegen, auch auf die Strasse gehen, hatte aber spätestens um 18 Uhr zurück zu sein.

Der «Parsifal» dauerte unter Furtwängler fast sechs Stunden. Wassili brachte mich vor die Pforte und fuhr weiter. Als ich am Hauptpförtner vorbeiwollte, fragte er mich, was ich hier zu suchen hätte. Ich nannte ihm Station und Zimmernummer und sagte grossspurig, er könne ja Doktor Cohen anrufen und nach mir fragen. In der Hoffnung, dass dieser gar nicht auf Station sei. Es war ja schliesslich schon weit nach Mitternacht. Der Nachtpförtner liess sich nicht beeindrucken und wählte. Ich konnte sehen, wie sein Gesicht immer freundlicher wurde. Er legte auf und fragte mich, ob er mich begleiten solle.

«Nein, nein. Ich kenne ja den Weg», sagte ich, «aber mit wem haben Sie denn gesprochen?»

«Mit dem Chefarzt.»

Ich war platt.

Um sechs Uhr morgens wurde die Tür aufgerissen, und Doktor Cohen, begleitet von der Nachtschwester, kam rasch ins Zimmer.

«Na, wie fühlen wir uns denn heute Morgen?» fragte er fröhlich und riss mir die Bettdecke weg.

«Jetzt geht's los», dachte ich. «Gut, gut», beruhigte ich ihn, «und auch gar nicht müde.»

«Erstaunlich, dass ein Junge in deinem Alter so wenig Schlaf braucht. Du musst kerngesund sein. Raus aus den Federn, und pack deine Sachen.»

Er war schon wieder an der Tür und drehte sich um: «Wo warst du so lange?»

«In der Oper.»

Er kam zu mir zurück. «Was für eine Oper?»

«Parsifal.»

«Und?» Er setzte sich auf den Bettrand.

«Zu lang.»

«Wer hat dirigiert?»

«Furtwängler.»

«Verstehe. Hast du dich gelangweilt?»

«Nicht immer.»

«Hat's dir gefallen, oder nicht?»

«Doch, doch. Nur wenn er so rumdröhnte, ging er mir auf den Keks.»

Doktor Cohen stand auf. «Also verschwinde. Deine Mutter benachrichtige ich. Vielleicht kann sie dich abholen.» An der Tür drehte er sich noch einmal um. «Warst du allein dort?»

«Wassili hatte eine zweite Karte für mich.»

«Den werde ich mir vorknöpfen!»

«Machen Sie es gnädig», sagte ich und versuchte veröhnlich zu grinsen.

«Das war gestern die Premiere. Ich habe seit zwei Wo-

chen versucht, Karten zu bekommen, und dieser russische Muschik hat noch eine Karte zum Verschenken.» Er zwinkerte mir zu und verliess das Zimmer.

Ein paar Wochen später besuchten wir ihn noch einmal. Martchen war wieder gelb. Diesmal im ganzen Gesicht. Sie übergab sich ständig, und wenn sie etwas zu sich nahm, war sie schon wieder auf dem Sprung zur Toilette. Mutter überredete sie zu einem Besuch bei Doktor Cohen, statt unseren Wald- und Wiesenarzt zu befragen.

«Für Deutsche verboten», sagte Martchen.

«Wer Deutscher ist, bestimme ich», sagte Mutter und grinste.

Man wollte Martchen nicht hineinlassen, und Doktor Cohen musste sich persönlich zur Pforte bemühen. Von mir wusste er, wer Martchen war. Am Abend nach der letzten Visite hatte er oft bei mir im Zimmer gegessen und sich die ganze Geschichte unserer Flucht vor Hitler angehört. Martha Schewe nahm da einen ganz besonderen Platz ein.

Wir wurden ins Wartezimmer geführt, und er verschwand mit Martchen in seiner Ordination. Es dauerte lange.

«Er ist gründlich», sagte ich.

Mutter nickte. «Sie ist in den besten Händen. Wenn sie eine infektiöse Gelbsucht hat, können wir uns auch gleich hier einrichten.»

Endlich öffnete sich die Tür.

Martchen schaute heraus und sagte: «Er will mich hier behalten. Das geht doch nicht.»

Doktor Cohen bat uns alle herein, schloss die Tür und erklärte, dass er ja eigentlich keine Deutschen hier aufnehmen dürfe, aber er werde sie einfach als entfernte Verwandte deklarieren und die Verantwortung übernehmen.

«Schlimm?» fragte Mutter.

«Ich denke, dass wir Frau Schewe ein paar Tage hier behalten werden. Ich brauche noch einige Untersuchungen, bis ich sicher sein kann. Sie werden so gut sein, und beim nächsten Besuch Zahnbürste und Nachthemd mitbringen. Am besten heute Nachmittag», sagte er heiter.

«Doktor, ich will wissen, ob sie eine infektiöse Gelbsucht hat», fragte Mutter, als Martchen gerade von einer Krankenschwester hinausbegleitet worden war.

«Nein», sagte Cohen, «nein, es ist leider keine Gelbsucht. Sie hat Leberkrebs.»

Ich sah, wie Mutter ganz weiss im Gesicht wurde, und fing nun an, furchtbar unruhig zu werden.

«Verflucht», dachte ich, «sie muss operiert werden.»

«Wie lange noch?» fragte Mutter, und ihre Unterlippe fing an zu zittern.

Doktor Cohen sah sie ruhig an. «Höchstens sechs Wochen.»

Die ganzen sechsundzwanzig Tage sass ich bei Martchen. Man musste mich oft hinauszerren. Erst auf Martchens Zuspruch verliess ich das Zimmer, flehte Doktor Cohen aber an, mir ein Bett in ihrer Nähe zu geben. Ich wäre auch mit einer Besenkammer zufrieden gewesen.

«Wenn du keine Sperenzchen machst, kann ich dich in einem Zweibettzimmer unterbringen, bei einem schwerkranken Amerikaner. Er redet kein Wort Deutsch.»

Ich war mit allem einverstanden. So sass ich denn an Martchens Bett, sooft ich konnte, schob den Infusionsständer ein paar Zentimeter hin oder her, wenn ihr die Armstellung zu unbequem wurde, und schlief nachts fast gar nicht, weil der Ami dauernd Alpträume hatte und von der hereinstürzenden Nachtschwester beruhigt werden musste. Das geschah dreimal pro Nacht, aber ich schaute mir

Doktor Cohens professionelle Fröhlichkeit ein bisschen ab, und das tat Martchen gut. Mutter konnte mich nicht überreden, auch nur für ein paar Stunden nach Hause zu kommen, und ich hatte Martchen für mich. Nur unterbrochen von der medizinischen oder hygienischen Versorgung. Einige Male horchte Doktor Cohen mich ab und befühlte meinen Hals. Aber ich war kerngesund.

Irgendwann in diesen Tagen hatte Martchen erfahren, dass sie sterben musste. Sie nahm es fast mit Erstaunen auf.

«Das hätte ich nicht gedacht», meinte sie und griff nach meiner Hand, «da werd' ich ja wohl nach Hause müssen.»

Sie war aber so schwach, dass sie aus dem Bett hochgehoben werden musste, wenn man ihr Bett richten wollte.

Sie redete ganz sorglos von ihrem Tod. «Weisst du», sagte sie, «meine Schwester hat es da viel schwerer gehabt. Wenn ich daran denke, wie mit ihr umgegangen wurde. Selbst vor dem Tod hatten die Nazis doch keinen Respekt.»

Ich hielt ihre Hand und versuchte, meine Gefühle zu unterdrücken. «Wenn du jetzt losheulst, bringst du sie um.»

Ich legte meinen Kopf an den ihren, und sie griff mit ihrer anderen Hand nach mir.

«Wenn ich es nicht mehr richtig halten kann, wird sie mir so wenigstens nicht ins Gesicht sehen», dachte ich. Ihre Nase wurde immer spitzer und länger und ihre Augen immer grösser.

«Wenn du mal stirbst, musst du darauf achten, dass du keine Angst bekommst», sagte sie wenige Tage vor ihrem Tod. «Wenn du ganz ruhig bleibst, kannst du es richtig geniessen. Nur Schmerzen darfst du keine haben.»

«Hast du Schmerzen?» fragte ich.

«Nein, fast gar nicht. Ich bin ganz zufrieden. Du mit deinen vierzehn, fünfzehn Jahren, denkst du schon an den Tod?»

«Manchmal», sagte ich.

«In deinem Alter habe ich nie an den Tod gedacht. Das war vielleicht ein Fehler. Wir müssen ja alle einmal sterben. Wo ist denn der Unterschied zwischen dreizehn und sechsundfünfzig?»

«Da gibt's keinen.»

«Richtig, da gibt's keinen. Es braucht bloss einer tausend Jahre zu leben und auf uns hinunterzuschauen. Der müsste Mitleid mit uns haben. Der Tod ist was Feines, sag' ich dir. Wenn nur der Gedanke nicht wäre, dass man wieder zurückmüsste, als jemand anderer, und den ganzen Unsinn noch einmal durchzumachen hätte.»

Sie schlief ganz langsam ein. Ich merkte es gar nicht. Ihre Hand war noch lange warm, und man musste sie mir mit viel Zureden aus der meinen lösen.

Ich sass eine Woche «Schiwwe», wie wir Juden sagen. Eine Trauerhaltung. Auf einem möglichst niedrigen Schemel. Gebete murmelte ich keine, aber ich fastete, so gut ich konnte. Trank nur viel.

Ich war auch nicht auf Martha Schewes Beerdigung. Selbst auf eindringliches Zureden war ich nicht dazu zu bewegen. Mutter fürchtete, durch mein langes Fasten könnten meine Blutungen wieder auftreten, aber ich blieb gesund. Kerngesund. Nur einmal, als Mutter meinte, ich müsse, wenn ich schon «Schiwwe» sässe, auch die dazugehörigen Gebete hersagen, konnte ich mich nicht zurückhalten. «Zu wem soll ich beten?» fragte ich. «Dem ist es doch scheissegal, wer stirbt. Hauptsache, es stirbt jemand. Der Kreislauf der Natur darf nicht unterbrochen werden.»

Ein paar Monate nach Martchens Tod zogen wir von Kaulsdorf-Süd in die Emserstrasse nach Berlin-Wilmersdorf. Mutter hatte eine schöne Teilwohnung in einem

halbwegs stehen gebliebenen alten Berliner Mietshaus aufgetan. Ludmilla Dimitrieff, zu der sie wieder Kontakt aufgenommen hatte, half ihr, im englischen Sektor ein paar Handwerker zu organisieren, die uns im vorderen Teil der Wohnung Holzstege legten, so dass wir bequem zu den bewohnbaren Räumen gelangen konnten.

Der ganze vordere Teil der Wohnung war ausgebrannt. Wir gingen ganz normal durch die Wohnungstür, liefen über den Holzsteg zu einer zweiten Tür und betraten dann erst unsere hinteren Räume, in denen sich dreieinhalb grosse Zimmer, ein riesiges Bad und eine grosse Küche mit dem typischen zweiten Ausgang für die Dienstboten befanden.

Mutter weitete ihren Textilhandel zusammen mit den Karfunkelsteins und meiner Tante Regina immer weiter aus. Gemeinsam besaßen sie einen Wagenpark, bestehend aus zwei Lkws und zwei Pkws – darunter Mutters ganzer Stolz, ein Mercedes VI70 – und ein angemietetes Warenlager in der Düsseldorfer Strasse.

Sigrids Schwager Radny wurde als Chauffeur fest angestellt, und es ging uns immer besser. Wir konnten sogar noch Hotze, Frau Ritter und den armen Redlich mit Lebensmitteln versorgen. Mutter liess es sich nicht nehmen, ihn aufzusuchen und ihm, nachdem sie abgeladen hatte, seine Liebesspeise, die Piroggen, zu kochen. Sie schuf-tete wie ein Kuli, obwohl ihre Sorge um meinen Bruder immer grösser wurde.

Es gab keine Verbindung nach Palästina, und als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, versuchte sie verzweifelt, über die englische Kommandantur, Kontakt zu entfernten Verwandten aufzunehmen, die ihr vielleicht Auskunft über ihren ältesten Sohn geben konnten. Es war nichts zu machen.

Die Engländer waren wütend auf die Juden, die unbedingt ihr eigenes Land haben wollten, unterstützten heimlich die Araber, obwohl sie offiziell den sofort ausgerufenen Staat Israel anerkannt hatten. Sie schnürten, so gut sie konnten, jede Verbindung dieses Staates nach aussen ab.

«Warum haben diese Mistkerle eigentlich Hitler bekämpft. Sie wären doch seine besten Verbündeten gewesen», jammerte Mutter.

Wir hatten den festen Entschluss gefasst, dorthin auszuwandern, und warteten nur auf die passende Gelegenheit. Die kam erst 1949. Für mich war der Krieg endgültig zu Ende, und ich hatte Angst in ein Land zu fahren, in dem weiter geschossen wurde. Einzig die Aussicht, meinen Bruder wiederzusehen, liess mich diese erste Gelegenheit wahrnehmen.

In Deutschland richtete man eine halblegale Organisation ein, die jüdische Menschen nach Israel bringen sollte. Alles, was aus den Vernichtungslagern noch zurückkam, wurde angesprochen, und man setzte sich auch mit meiner Mutter in Verbindung. Denn vor allem Jugendliche sollten so schnell wie möglich hinübergebracht werden.

Diese Organisation wurde hauptsächlich von Amerikanern finanziert und breitete sich über ganz Europa aus. «Dort wirst du eine Zukunft haben», sagte Mutter. «Wir werden endlich wieder wie ganz normale Menschen leben können. Oder kannst du jemals vergessen, was man uns hier angetan hat?»

Nein, das konnte ich weiss Gott nicht. Aber konnte ich jemals die Hotzes vergessen? Lona, Redlich, die Niehoffs und Martchen? Selbst die Dimitrieff und die Teubers hatten allerhand riskiert. Aus welchen Motiven auch immer. Mir hätte es nichts ausgemacht, weiter hier zu leben, aber meinen Bruder wollte ich unbedingt wiedersehen. Und

der Gedanke, ich würde der erste sein, der ihn sah, machte mich ganz kribbelig.

«Ich löse hier alles auf und komme nach», versprach Mutter. «Das dauert nur etwas länger. Ich habe ja viel Arbeit in unseren Betrieb gesteckt. Aber ich lasse euch drüben nicht lange allein.»

Mit einer Gruppe von zehn Jungen wurden wir in eine Superconstellation gesetzt und flogen mit amerikanischen Hoheitsabzeichen auf den Flügeln nach München. In einem Lager bei Geretsried wurden wir von amerikanischen Soldaten sportlich getrimmt. Sie waren sehr nett zu uns. Die Pancakes mit Ahornsirup wurden uns zum Frühstück beinahe um die Ohren gehauen, und auch sonst bekamen wir allerhand Nahrhaftes hineingestopft, das nicht so ganz mein Geschmack war. Nach den sportlichen Folterstunden waren wir nicht wählerisch.

Als man uns aber die ersten ausrangierten amerikanischen Maschinenpistolen in die Hand drückte, war es mit meinem «Goodwill» vorbei. Mit mir randalierte auch ein Däne aus unserer Gruppe, mit dem ich mich angefreundet hatte. Er sprach ein sehr lustiges Deutsch, war ziemlich klein, sehr drahtig und hatte pechschwarze Augen, ebenso schwarzes Haar und eine Nase, um die ich ihn beneidete. Er sah gar nicht dänisch aus und hätte gern schießen gelernt, aber aus Solidarität ging er mit mir auf die Barrikaden.

Als ich einen Amerikaner anschrillte, dass mich Krieg ankotzen würde und mich keine zehn Pferde dazu bringen könnten, eine Waffe in die Hand zu nehmen, klatschte Addi Fichtmann, so hiess er, Beifall. Der Ami hob beschwichtigend die Hand, und obwohl ich sicher war, dass er nicht die Hälfte von dem verstanden hatte, was ich gegen ihn losliess, gab er sofort nach, und wir bekamen keine Waffe mehr zu sehen.

Unsere Transporte gingen von Bayern aus, das zur amerikanischen Zone gehörte, durch Frankreich bis nach Marseille, wo wir eingeschifft werden sollten. Da auch diese Transporte ohne englische Genehmigung vor sich gingen, zierten sich die Franzosen ein bisschen, und die Schiffe, die uns aufnehmen sollten, mussten oft tagelangweit draussen vor Anker gehen, bis sie in den Hafen einfahren durften. Wir wurden in primitiven Baracken nicht weit vom Hafen untergebracht, in Khakikleidung gesteckt und langweilten uns.

Addi überredete mich eines Abends, durch den alten Hafen zu schlendern, in den man problemlos hineinkonnte, und den Nötre-Dame-Felsen anzuschauen. Wir machten uns also, halb uniformiert, wie wir waren, auf die Socken. Mutter hatte mir vor meiner Abreise eine sehr schöne halbgoldene Armbanduhr gekauft, und Addi trug sogar einen dicken Stopper, der alle Blicke auf sich zog.

Kein Wunder, dass wir in einem abgelegenen Teil des Hafens angesprochen wurden. Urplötzlich standen zwei ziemlich bedrohlich aussehende Typen vor uns, die entweder aus einer leeren Lagerhalle oder hinter den Stapeln von Stacheldraht hervorgekommen waren, die dort lagen.

Sie fragten wohl nach der Uhrzeit und zeigten auf unsere Uhren. Erst als einer der Männer auf mich zukam und mir ganz ruhig die Uhr abschnallen wollte, begriffen wir, was sie wirklich vorhatten. Ich trat sofort zurück, Äddi stellte sich leicht dazwischen und wurde augenblicklich zurückgestossen. Dann sah ich den anderen Kerl auf Addi zugehen.

Er hatte eine dünne Eisenstange in der Hand und zeigte damit auf Addis Uhr. Beide Männer wollten Addis Stopper haben und hatten mich offenbar ganz vergessen. Ad-

di nestelte an seinem Armband herum, und ganz plötzlich lag der Kerl mit der Stange am Boden, schaute völlig verblüfft auf seine wegfliegende Stange und versuchte, wieder auf die Füße zu kommen.

Äddi trat ihm blitzschnell zwischen die Beine, und der Mann schrie vor Schreck und Schmerz laut auf. Der andere Kerl, sehr viel grösser als Addi, kam brüllend in Fahrt, und Äddi tänzelte um ihn herum, schlug ihn überall hin, wo es weh tat, und forderte ihn auf, doch endlich mal loszulegen.

Immer wieder sprang Äddi wie eine Stahlfeder hoch und knallte dem Kerl seine Faust ins Gesicht. Der stand wie benommen da und blinzelte ungläubig zu dem kleinen Burschen herunter, der wie eine Stechfliege immer wieder auf ihn losging. Der zweite wollte inzwischen von hinten auf Äddi los. Ich schrie ihm eine Warnung zu und versuchte, ihn zu decken.

«Weg!» schrie Äddi und grätschte mit einem unglaublichen Sprung dem Kerl sein Bein an den Hals. Der Mann lag wieder am Boden, japste und versuchte, sich wieder aufzurichten. Äddi half ihm dabei und setzte ihn ziemlich unsanft in eine der Stacheldrahtrollen.

Als wir uns nach seinem Kumpel umsahen, war der verschwunden. Jetzt machten wir auch, dass wir wegkamen.

«Wenn du dich eingemischt hättest, würde ich dich morgen hier im Krankenhaus besucht haben», sagte Äddi in seinem lustigen Deutsch, als wir später in unserer Baracke lagen.

«Wo hast du denn die Nummer her?» fragte ich ihn.

«Ich bin Boxer. Fliegengewicht.»

«Und die dolle Grätsche zum Schluss?»

«Judo war mein zweites Fach», grinste er.

Das war Äddi Fichtmann.

In Israel wollten wir uns nicht zur Armee anheuern lassen. Ich war knapp achtzehn, Addi wenig über zwanzig.

«Wir sind doch noch Kinder», sagte ich, und Addi nickte.

Er konnte jünger aussehen als ich, wenn er sich neben mich stellte und meine Hand nahm.

«Ausserdem habe ich meinem Vater versprochen, ich würde nie eine Waffe in die Hand nehmen.»

Es nützte alles nichts. Alle Juden hatten Anspruch auf die israelische Staatsbürgerschaft, mussten aber auch sofort alle Pflichten eines Staatsbürgers übernehmen. Man akzeptierte zwar unsere Waffenallergie, steckte uns aber doch ins Militär: Transport und Verkehr.

So gut hatte ich es nie wieder. In meiner ganzen israelischen Zeit nicht. Ich konnte in aller Ruhe versuchen, meinen Bruder ausfindig zu machen, und dazu standen mir sogarteilweise Militärfahrzeuge zur Verfügung. Unser Wagenpark lag in der Nähe von Haifa, fast am Strand, und wir durften ihn auch benutzen. Addi fuhr den Lastwagen, und ich stapelte Kisten. Wir transportierten Obst, Gemüse und andere Nahrungsmittel, die am Abend vorher angeliefert wurden, in die verschiedenen Militärlager der Umgebung. Meistens waren wir schon am frühen Nachmittag damit fertig und lagen dann in der Sonne.

Nachdem wir uns etwas akklimatisiert hatten, setzte mich Addi eines Tages auf dem Hadar in Haifa, einer ziemlich noblen Gegend, ab. Mutter hatte mir einige Namen von Personen mitgegeben, nach denen ich mich erkundigen sollte. Es waren Verwandte einer angeheirateten Tante, die in London lebte. Ich verbrachte den halben Vormittag damit, mich zu einem von ihnen durchzufragen.

Es war schwierig, denn mein Jiddisch war mittelmässig, und deutsch zu sprechen, traute ich mich nicht. Trotzdem

erkannten sie sogleich den «Jecken» in mir. So nannte man hier die deutschen Juden, und ich hatte den Eindruck, in ein Nest getreten zu sein. Fast jeder in dieser Gegend sprach fehler- und akzentfreies Deutsch. Meistens in dem Dialekt, in dem er aufgewachsen war. Als ich später einmal einen Israeli aus Sachsen hebräisch sprechen hörte, fand ich das ziemlich grotesk.

Der Verwandte meiner englischen Tante hiess Klausner und betrieb ein Lebensmittelgeschäft auf dem Hadar. Als ich das Geschäft betrat, war nur sein Teilhaber da. Ich erzählte ihm, wer ich sei, und er fragte mich nach meinem Bruder.

«Gerade das will ich ja von Ihnen wissen», sagte ich. Wir wurden von einem Kunden unterbrochen, der auf deutsch nach einer Gemüsedose fragte, und der Teilhaber kletterte auf eine Leiter, um sie aus dem obersten Regal zu holen. Plötzlich blieb er mitten auf der Leiter stehen.

«Das dauert jetzt ein bisschen», sagte der Kunde zu mir, «er steht nun mindestens eine Viertelstunde so da. Wenn Sie wollen, können Sie ja inzwischen noch etwas anderes besorgen. Merkwürdig ist nur, dass es ihn meistens auf der Leiter erwischt, und viele von hier sich den Spass machen, ihn etwas von oben herunterholen zu lassen.»

«Das haben Sie aber doch auch getan.»

«Aber nicht absichtlich», antwortete er. «Als ich «Maisdose' sagte, wusste ich, dass ich das Verkehrte bestellt hatte. Aus dem oberen Regal sollte man nur kaufen, wenn der Klausner da ist.»

Später erzählte mir Klausner, dass sein Partner an einer Krankheit leide, die keiner kenne. Sein Hirn bliebe einfach für eine Weile stehen. Es könne ihn auch mitten auf der Strasse erwischen. Dann führen die Leute eben einfach um ihn herum. Man kenne ihn hier in der Gegend und habe

sich an ihn gewöhnt wie an eine Verkehrsampel. «Für das Geschäft ist das auch nicht schlecht. Die Leute mögen ihn. Und warum soll ich ihn auszahlen? Er arbeitet gern, wenn er wach ist. Und er würde sterben, wenn er morgens nicht mehr ins Geschäft gehen könnte.» Klausner war einer der liebenswertesten, witzigsten Menschen und wackelte ständig ein bisschen mit dem Kopf. Er starb nach einigen Jahren an der Parkinsonschen Krankheit.

«Ist deine Mutter immer noch so schön?» fragte er mich.

«Was heisst immer noch?» fragte ich zurück.

Über meinen Bruder konnte er nichts sagen. Er hätte sich seit Beginn des Waffenstillstands nicht mehr blicken lassen.

«Kann ihm etwas passiert sein?»

Ich hätte ihn schütteln mögen, aber er blieb heiter.

«Unsinn! In Petach Tikwah lebt eine Kusine deiner Mutter, mit der wir in ständiger Verbindung stehen. Sie würde das sofort erfahren haben.»

«Kann ich die Adresse bekommen?»

«Selbstverständlich. Sie spricht aber nur hebräisch, wenn man deutsch mit ihr spricht. Ich übernehme das für dich.»

Wochen später habe ich sie kennengelernt. Eine wortkarge, abgearbeitet aussehende Frau, die meiner Tante Regina so ähnlich sah, dass ich glaubte, sie sei die ältere Schwester. Ihr Vater stieg jeden Morgen und jeden Abend einen zwei Kilometer langen Berg hinauf, um dort oben eine Synagoge zu besuchen. Er war über neunzig. Die Kusine war davon überzeugt, dass er auch das hundertzwanzigste Lebensjahr erreichen würde, wenn er seine Gebetsgänge bis dahin durchhielte.

Klausner tauchte schon zwei Tage später bei mir im

Fuhrpark auf. Es war noch sehr früh am Morgen, und er fragte, ob wir uns einen Augenblick draussen am Strand unterhalten könnten. Wir liefen nebeneinander her, und es fiel ihm offensichtlich schwer, seine Worte zu wählen. Schliesslich brachte er mir vorsichtig bei, dass mein Bruder Adolf schwer verwundet sei und in irgendeinem Lazarett bei Tel Aviv liege. Er sei aber schon operiert worden und solle ausser Gefahr sein.

«Er nennt sich jetzt Arie Dagan, mit Betonung auf den letzten Silben. Kann ich ihm nicht verdenken. Dein Vater muss einen Schlag gehabt haben.»

«Ich werde ihn finden.»

Ich reichte Urlaub ein, und Äddi durfte mich nach Tel Aviv bringen. Von dort aus klapperte ich sämtliche Krankenhäuser und Militärlazarette ab. Das dauerte. Nachts legte ich mich, in eine Militärdecke eingewickelt, an den Strand und versuchte zu schlafen. Das wenige Geld brauchte ich fürs Herumfahren und etwas zum Essen.

Einen Tag vor den Unabhängigkeitsfeiern fand ich heraus, dass er in einem Militärlazarett bei Tel-Litwinsky stationiert war. Aber als ich dort ankam, erfuhr ich, dass alle Verwundeten, die nicht mehr bettlägerig waren, sich schon auf dem Weg nach Tel Aviv befanden, um dort die Feiern mitzumachen und sich die Paraden anzusehen.

Es war Abend, ich war todmüde, und in der Ambulanz riet mir eine Krankenschwester, ich solle doch nicht so verrückt sein und versuchen, ihn in Tel Aviv zu finden. Sie führte mich zur Kantine, und ich konnte soviel essen, wie ich wollte. Krankenschwester Rachel lachte sich scheckig über meine plötzliche Fresssucht und trank einen Kaffee nach dem anderen.

Sie war eine «Zabre», eine Eingeborene, und sprach ein komisches jiddisches Deutsch, das ihr sehr gut stand.

«Dein Bruder war ziemlich schwer verwundet», erzählte sie. «Man hat ihm eine Fussesehne an der Ferse zerschossen, und er lag sehr lange auf dem Feld, bis man ihn bergen konnte. Dann hat man ihn auch noch falsch behandelt. Erst in einem Tel Aviver Zivilkrankenhaus konnte er fachmännisch operiert werden. Gehen wird er wieder können, aber ob sich das Hinken jemals so ganz verlieren wird, ist schwer zu sagen.»

«Wie sieht er aus?»

«Er sieht aus, wie er aussieht. Du kennst ihn doch.»

«Ich habe ihn über zehn Jahre nicht gesehen.»

«Wieso?»

Wir sassen sehr lange in der Kantine, und ich erzählte in aller Ruhe meine Geschichte. Ich vergass nichts, erinnerte mich an jede Einzelheit, und Rachel trank weiter Kaffee. Am Ende rannte sie raus, rief mir zu, ich solle unbedingt auf sie warten, und kam nach einiger Zeit mit einem Offizier zurück. Sie setzten sich zu mir, und Rachel streichelte dauernd meine Hand. «Wir haben dir ein Bett neben dem deines Bruders freigemacht. Du kannst über Nacht hierbleiben», sagte der Offizier. «Vor morgen vormittag werden sie nicht wieder zurücksein.»

Ich schlief vor Aufregung fast überhaupt nicht, sass schon am frühen Morgen wieder in der Kantine und trank heißen Tee mit Zitrone. Das sollte den Durst löschen. Essen konnte ich gar nichts mehr. Ich war so zappelig, dass ich immer wieder aufsprang, zur Toilette lief, obwohl ich gar nicht musste, oder holte mir etwas zu essen, das ich dann stehenliess. Rachel liess sich nicht blicken, und Leuten, die mich ansprachen, konnte ich nicht gut antworten. Ich sprach zuwenig Hebräisch. Gegen neun hielt ich es nicht mehr aus. Ich lief die Kieswege zwischen den Blumen- und Rasenbeeten entlang und fragte mich wütend,

wie lange so eine Parade dauern konnte und was daran bloss so interessant war. Ich trat gerade wieder mal aus der Kantine heraus, als er mir auf dem Kiesweg entgegenkam.

Er schwang sich auf Holzkrücken vorwärts und war viel grösser, als ich ihn im Gedächtnis hatte.

«Langer Lulatsch», dachte ich. «Und dürre ist er! Warum ist er denn so dürr?»

Ich kämpfte verzweifelt gegen mein Losheulen an und bekam mich auch in den Griff.

«Im Gesicht hat er sich überhaupt nicht verändert», dachte ich, während er an mir vorbeiging und brav «Schalom» sagte.

Völlig perplex sah ich ihm nach, wie er auf die Schlafbaracke zuing. Er war wirklich sehr gross. Im Gegensatz zu mir. Überlänge. Ich musste lachen und war sehr stolz auf meinen grossen Bruder.

«Adi!» rief ich ihm nach.

Er blieb stehen, als ob er ein Messer in den Rücken bekommen hätte. Ganz langsam drehte er sich um, sah mich an, sah dann in die Runde, als ob er jemand anderen suchte, und dann wieder zu mir zurück.

«Adi!» rief ich noch einmal und wurde nun selbst unsicher.

Ich ging zögernd auf ihn zu.

«Er kann mich gar nicht erkennen», dachte ich. «In dieser Uniform und übermüdet.»

Und so klein war ich ja auch nicht mehr.

Als ich vor ihm stand, liess er eine Krücke fallen und verlor das Gleichgewicht. Ich sprang auf ihn zu, fasste nach seinem Arm, kroch unter seiner Achsel durch, so dass er sich auf mich stützen konnte, und sah ihm von unten ins Gesicht.

Er musste schon geweint haben, als ich noch gar nicht

bei ihm war. «Ich habe geglaubt, du bist tot», stammelte er immer wieder.

Ich führte ihn in die Schlafbaracke, und wir setzten uns auf sein Bett. Langsam legte er einen Arm um mich, und wir lehnten die Köpfe aneinander.

Nach den Eltern wagte er gar nicht zu fragen, aus Angst, er könne eine böse Nachricht erhalten.

«Mutter ist noch am Leben», sagte ich ihm später.

*Der Econ Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagshaus Goethestrasse GmbH & Co. KG*

ISBN 3-430-12049-7

© 1999 by Verlagshaus Goethestrasse GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

Lektorat: Krista Maria Schädlich

Gesetzt bei Franzis print und media GmbH, München

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck